BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Baur, Samuel,

Gemählde der merkwürdigsten Revolutionen, Empörungen, Verschwörungen, wichtiger Staatsveränderungen und Kriegsscenen, auch anderer interessanter Auftritte aus der Geschichte der berühmtesten Nationen zur angenehmen und belehrenden Unterhaltung dargestellt
Bd.: 4

Ulm (1812)

H.un. 21 m-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10031024-1

Bauer

Bibl. Hofmann, 812.

<36627980990016

<36627980990016

Bayer. Staatsbibliothek

Gemählde
der
merkwürdigsten Revolutionen,
Empörungen, Verschwörungen,
wichtiger
Staatsveränderungen und Kriegsscenen,
auch
anderer interessanter Auftritte
aus der Geschichte der berühmtesten Nationen.

Zur
angenehmen und belehrenden Unterhaltung
dargestellt von

Samuel Baur,
Dekan der Diöcese Alpeck,
und Prediger in Alpeck und Göttingen, bei Ulm.

Vierter Band.

Ulm, 1812.
Im Verlag der Stettinischen Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGLA
MONACENSIS.

Innhalt.

Seite

I. Revolutionen in Aegypten. In den letzten zwey Jahrhunderten vor Christi Geburt. 1.

1. Natürliche Beschaffenheit von Aegypten. Merkwürdige Gebäude, besonders Obelisken und Pyramiden. 1.
2. Aelteste Geschichte Aegyptens. Kronrevolutionen. 8.
3. Blühender Zustand Aegyptens unter den drei ersten Ptolomäern. 11.
4. Aegyptens allmählicher Verfall unter einer Reihe unwürdiger Regenten. 16.
5. Empörungen und Kronrevolutionen. 22.
6. Cäsar kommt nach Aegypten, und wird von der schönen Kleopatra gefesselt. Der alexandrinische Krieg. 26.
7. Antonius und Kleopatra; Liebschaften und Schwelgereyen. 32.
8. Die edle Octavia. Ausbruch des Krieges zwischen Antonius und Octavius. 38.
9. Die Schlacht bei Actium. Flucht des Antonius und der Kleopatra. 43.
10. Letzte Schicksale des Antonius und der Kleopatra. Ende des Reichs der Ptolomäer. 48.

II. Gemählde der Regierung des Kaisers Caligula, und Verschwörung gegen denselben. Vom Jahr 37 bis 41 nach Christi Geburt. 56.

1. Erste preiswürdige Regentenhandlungen des Kaisers Caligula. Freude des Reichs. 56.
2. Schreckensvolle Veränderung. Wollust und Verschwendung des Kaisers 62.
3. Mittel, die leere Staatskasse wieder zu füllen. 69.
4. Unerhörte Mord- und Blutscenen. 73.
5. Caligula macht sich zum Gott, und wird göttlich verehrt. 81.
6. Unsinnige Feldzüge des Despoten gegen unsichtbare Feinde. 85.
7. Verschwörung gegen den Caligula. Ermordung desselben. 90.

Innhalt.

		Seite
III.	Die Eroberung Roms durch die Gothen unter Alarich. Im Jahr Christi 410.	97.
1.	Verfall des römischen Reichs.	97.
2.	Die Deutschen schwächen das Reich der Römer. Einfall der Hunnen. Ihr Kampf mit den Gothen.	103.
3.	Aufnahme der Gothen in das römische Reich. Sie rächen sich für die erlittenen Mißhandlungen.	110.
4.	Schwächung des römischen Reichs unter des Theodosius Nachfolgern. Neue Empörung der Gothen.	119.
5.	Alarichs erster Einfall in Italien. Er wird von Stiliko zurück getrieben.	124.
6.	Einfall des Radagais in Italien. Unruhen unter den Barbaren. Urterhandlungen mit Alarich. Stiliko's Sturz und Tod.	128.
7.	Alarich erscheint vor Rom. Schilderung des damaligen Zustandes der Stadt. Demüthigung der Römer.	137.
8.	Unterhandlungen des Alarich mit dem Honorius Zweite Belagerung Roms. Der Gegenkaiser Attalus.	146.
9.	Die Eroberung Roms. Plünderung der Stadt. Alarichs Tod.	152.
IV.	Revolution in der Schweiz. Im Jahr Christi ein tausend drei hundert und sieben.	160.
1.	Blick auf die älteste Verfassung und die früheren Schicksale der Schweiz, bis auf Rudolph von Habsburg.	160.
2.	Bedrückungen der Schweizer unter Kaiser Albrecht von Oesterreich.	164.
3.	Der Bund für Freiheit. Wilhelm Tell und der Landvogt Geßler. Befreiung von dem Sklavenjoche.	169.
4.	Verschwörung gegen den Kaiser Albrecht, und gewaltsamer Tod desselben.	176.
5.	Strafe der Verschwornen. Verfolgung der Unschuld.	180.
6.	Befestigung der Schweizer = Freiheit. Kriege mit Oesterreich bis zur Schlacht bei Sempach. Dauerhafter Bestand der Schweizer = Republik.	184.

Innhalt.

Seite

V. Unruhen in Schottland im sechzehenten Jahrhundert. 194.

1. Kampf zwischen Monarchie, Aristokratie und Geistlichkeit. Würkungen der Reformation. 194.
2. Schicksale der Maria Stuart in Frankreich. Ihre Ankunft in Schottland. 200.
3. Gewaltsame Schritte der protestantischen Geistlichkeit. Eitelkeit der Königinn Elisabeth von England. 206.
4. Geschichte des Tonkünstlers Rizzio. 214.
5. Mariens Heurath mit Lord Darnley. 219.
6. Der Günstling Mariens. Aergerliches Leben, das sie mit ihm führt. 225.
7. Verschwörung gegen Rizzio's Leben und Ermordung desselben. 232.
8. Misverständnisse zwischen dem königlichen Ehepaar. Maria's ärgerliches Leben mit dem Grafen von Bothwel. Tragischer Tod des Königs. 240.

VI. Verfolgung der Hugonotten in Frankreich unter Heinrich dem Zweiten und Franz dem Zweiten. In den Jahren 1547 bis 1560. 248.

1. Einführung der Reformation in Frankreich. Hartes Schicksal der Protestanten unter Heinrich dem Zweiten. 248.
2. Charakter der vornehmsten Machthaber unter der Regierung Franz des Zweiten. 254.
3. Tyrannische Herrschaft der Guisen. Verfolgung der Hugonotten. 261.
4. Die Verschwörung von Amboise. 266.
5. Folgen der Verschwörung für den Prinzen von Conde. Die Versammlung zu Fontainebleau. Der Admiral von Coligni. 275.
6. Spiel der Kabalen. Gefangennehmung und Verurtheilung des Prinzen von Conde. Tod des Königs. 280.

VII. Französische Bürgerkriege unter Karl dem Neunten. In den Jahren 1562 bis 1570. (Fortsetzung des Vorigen.) 286.

1. Katharine von Medicis regiert unter der Minderjährigkeit ihres Sohnes Karls des Neunten. Der Konnetabel von Montmorenci. 286.
2. Abwechselnde Schicksale der Hugonotten. Das

Innhalt.

		Seite
	Religionsgespräch zu Poissi und das Blutbad zu Vassi.	292.
3.	Ausbruch des ersten Bürgerkrieges.	299.
4.	Barbareyen und Unmenschlichkeiten im Fortgange des Krieges. Der Friede wird geschlossen.	302.
5.	Vorbereitende Ursachen zu einem zweiten Bürgerkriege. Neue Bedrückungen der Hugonotten.	311.
6.	Wetteifer in religiösen Uebungen. Gegenseitiger Partheyhaß. Geheime Machinationen zur Unterdrückung der Hugonotten.	318.
7.	Der König, in Gefahr gefangen genommen zu werden, wird durch die Schweizer gerettet. Die Schlacht bei St. Denis.	326.
8.	Der kleine Friede.	332.
9.	Katharine von Medicis macht Anstalten zur Ausrottung der Hugonotten.	338.
10.	Der dritte Bürgerkrieg. Wetteifer der Hugonotten und Katholiken in gegenseitigen Mißhandlungen.	342.
11.	Tod des Prinzen von Conde. Der Admiral Coligni tritt an seine Stelle. Die Schlacht bei Montcontour.	347.
12.	Ende des dritten Bürgerkriegs. Der Friede zu St. Germain en Laye.	357.
VIII.	Die Bartholomäusnacht, oder das Blutbad der Hugonotten. Im Jahr 1572. (Beschluß des Vorigen.)	362.
1.	Schlaue List, hinter welcher der Hof seine Plane gegen die Hugonotten verbirgt.	362.
2.	Coligni's Aufnahme am Hofe. Allgemeiner Wetteifer, ihm gefällig zu werden.	368.
3.	Hochzeitfeier des Königes von Navarra. Coligni's Einfluß auf den König. Mordplan der Königinn Mutter.	374.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Bande.)

I. Revolutionen in Aegypten.

In den letzten zwey Jahrhunderten vor Christi Geburt

1.

Natürliche Beschaffenheit von Aegypten. Merkwürdige Gebäude, besonders Obelisken und Pyramiden.

Aegypten war eines der ältesten und mächtigsten Reiche des Erdbodens, und durch seine Fruchtbarkeit und die Industrie seiner Einwohner, durch seine Gesetze, Wissenschaften und Künste, besonders durch seine Bauten, schon in der Vorwelt berühmt. Durch die Lage zwischen zwei Meeren scheint es die Natur zum ausgebreitetsten Handel bestimmt zu haben. Hier öffnet der arabische Busen die Schiffahrt nach dem Morgen, dort das mittelländische Meer nach den Abendländern, und der ganzen Länge nach, von Aethiopien bis an das mittelländische Meer, durchströmt das Land der schiffbare Nil.

Dieser Fluß, der einzige des Landes, und einer der berühmtesten in der alten und neuen Zeit, entspringt in Abyssinien aus mehreren Quellen, durchströmt Nubien, wird bei seinem Eintritte in Aegypten durch verschiedene Flüsse verstärkt, strömt lange zwischen hohen Bergreihen dahin, theilt sich endlich in verschiedene Arme, und fällt in das mittelländische

Meer. In den Schlünden der nubischen Gebürge bildet er mehrere berühmte Wasserfälle. Man sieht den Fluß, der sich, trotz der Natur, einen Weg gebrochen hat, mit Ungestümm von Felsen auf Felsen herabstürzen. Es sind dort Abgründe, in die er mit solcher Gewalt herabstürzt, daß man das Getöse seines Falls, durch den Wiederhall der ihn umgebenden Berge wiederholt, auf vier Meilen weit hört, und daß die wilden Thiere selbst es nicht wagen, ihm nahe zu kommen. Dennoch wagen sich die Nubier, in der Zeit des Jahrs, wo der Fluß weniger durch die Felsen gebrochen wird, auf Flössen über diese fürchterlichen Wasserfälle. Wenn sie an den letzten kommen, welcher der gefährlichste ist, schließen sie die Augen zu, um den drohenden Tod nicht zu sehen, und einige Minuten darauf sind sie schon über eine Viertelstunde davon. Wird im Fall das Floß an einem Felsen zerschmettert, so halten sie sich fest an einem Balken, woraus er zusammen gesetzt ist; sammeln hernach an einem Orte, wo das Bette des Flusses ruhig ist, die Trümmer ihres Schiffbruchs, und setzen ihre Reise nach Aegypten fort, wo sie dann nur noch gegen die Nilpferde und Krokodile zu kämpfen haben.

Für Aegypten selbst ist der Nil die größte Wohlthat, und er macht das eigentliche Glück des Landes aus. Vom Regen, der in den Sommern unserer Erdstriche die Atmosphäre reinigt, weiß man in Ober-Aegypten fast gar nichts. Es vergehen dort oft zehen Jahre, ohne daß ein einziger Tropfen Wassers fällt. Beim Anblick einer Wolke danken die Einwohner dem Himmel, wie die Völker am Polarkreise bei der Wiederkehr der Sonne. Diesen Mangel des Regens vergütet der Nil mit seinen jährlichen Ueberschwemmungen. Sein Anwachs fängt jährlich, aber nur auf eine unvermerkte Art, zu Anfang des Mays an; er

schwillt nach und nach immer mehr an, bis er endlich seine Ufer übersteigt, und die Felder bedeckt. Der Anblick von Niederägypten ist um diese Zeit ganz malerisch. Das Auge verliert sich in einem grenzenlosen Ocean, aus welchem sich unzählige Städte erheben, die nur durch Dämme Gemeinschaft mit einander haben. Die Ueberschwemmung dauert von der Sonnenwende des Sommers bis zum Herbstäquinoktium; alsdann verändert sich die Scene, und das Land wird eine unermeßliche Wiese, die vier Monate nachher von den sie bedeckenden Kornähren gelb wird. Wenn endlich der Nil wieder in sein Bette zurück tritt, so läßt er auf dem Lande einen fetten Schlamm zurück, der den Boden so trefflich düngt, daß der Mensch nur zu säen und zu erndten braucht. Die Einbildungskraft der Morgenländer mahlt die dreifache Dekoration des Landes, indem sie sagen, Aegypten sey im September übersilbert, färbe sich im November mit dem Grün der Smaragden, und werde im April ganz golden, nemlich sowohl in Ansehung der Farbe seiner Aehren, als des Reichthums seiner Erndten.

Die Wohlthat der Ueberschwemmung schenkt indeß die Natur nur dem Nilthale: es hat daher die Kunst der Menschen, die sich in Aegypten am frühesten in sinnreichen Erfindungen zeigte, schon länger als tausend Jahre vor Christi Geburt, das ganze Land mit Kanälen durchschnitten, um auch die entferneteren Theile Aegyptens zu bewässern. Allein von diesen Kanälen, die einst Hunderttausende von Menschenhänden beschäftigt haben, sind jetzt nur noch einzelne Spuren übrig. Die meisten sind verschüttet, da das schöne Land seit fünfzehn hundert Jahren von trägen Barbaren bewohnt wird.

Eigentlich hat man in Aegypten nur zwei Jahrszeiten. Der Sommer dauert vom April bis November,

wo

wo ein beständig heiterer Himmel und eine so drückende Hitze ist, daß alles versengt, der Boden berstet und Menschen und Vieh fast ermatten; da ziehen die Vögel in andere Gegenden und die ganze Natur überzieht eine völlige Grabesstille. Die andere Jahrszeit ist der Frühling, dessen Nächte zwar kühl, aber die Tage dennoch sehr heiß sind. Dieß ist die Zeit der Arbeit und der Vegetation; denn im December und Januar verlieren die Bäume ihr altes Laub und bekommen sogleich neues. Eine der gewöhnlichsten Geisseln Aegyptens ist die Pest; alle Jahre richtet sie, fast von der Quelle des Nils bis zu seinem Ausflusse, schröckliche Verwüstungen an.

So weit Aegypten vom Nilwasser bewässert werden kann, erzeugt es viel Getreide und Gartengewächse, die so mannigfaltig nutzbare Papyrus-Staude, die Kornfrucht Lotus, auch Flachs, woraus die feine Byssus gleich unserm Baumwollen-Zeuge gemacht wurde. Ein Baum kommt dort in drei Jahren weiter, als in den glücklichsten Gegenden Europa's in zehen. Durch den zeugenden Schlamm des Flusses gedüngt, der sie bewässert, können die Felder achtzigfältig Frucht bringen. Die meisten vierfüssigen Thiere Aegyptens, unter denen das Kameel die erste Stelle einnimmt, hat die Natur bunt gefärbt. Die Stiere haben ein geflecktes Fell, mit verschiedenen Schattirungen, an welchen man eine Art von Regelmäßigkeit bemerkt. Eben so verhält es sich mit den Ziegen. Der Büffel ist hier nicht wild, wie in Europa; aber er scheuet die Hitze so sehr, daß er sich den ganzen Tag im Wasser aufhält, und nur die Schnautze herausstreckt, um Athem holen zu können. Der Esel hat hier nichts von der sonstigen Trägheit, Langsamkeit und Ungelehrigkeit dieses Thiers. Die Pferde können nicht anders als im Trabe mit ihm fortkommen. Das Schaaf

ist

ist sehr gemein, und seine Wolle von vorzüglichem Werth; allein sein Fleisch taugt nur in den drei Monaten, wo das Land mit Kräutern bedeckt ist. Rothwild ist selten in Aegypten, weil es dort weder Wälder noch Quellen antrifft, dagegen beherbergt das Land einige verwüstende Thiere, vornemlich das Nilpferd und das Krokodil. Der furchtbarste Feind des letztern ist eine Art von Wiesel, die wir unter dem Namen Ichneumon kennen. Es nährt sich von den Eyern des Krokodils, so daß von vierhundert, welche das Ungeheuer auf einmal legt, oft kaum eines übrig bleibt, um von der Sonne ausgebrütet zu werden. Es tödtet auch die jungen Krokodile, indem es ihnen die Kehle aufreißt. Die Aegypter vergöttern das Ichneumon deshalb.

Das Geschlecht der kriechenden Thiere ist sehr fruchtbar in Aegypten, wie in allen Ländern, die öftern Ueberschwemmungen ausgesetzt sind. Unter den Vögeln ist der berühmteste der Ibis, wegen der Ehre, die man ihm erwiesen hat, ihm zur Seite Jupiters einen Platz im Himmel zu geben. Wahrscheinlich verdankte er seine Vergötterung dem Dienst, welchen er Aegypten dadurch erwies, daß er die Brut der Schlangen vertilgte.

Sehr unfruchtbar ist die ägyptische Mineralogie. Das Land hat weder Gold- noch Silber- noch Edelsteine. Sein vornehmster Reichthum dieser Art besteht in seinen Marmor- und Granitbrüchen, und diese gaben hauptsächlich den Stoff zu jenen wunderbaren Denkmälern ägyptischen Fleißes und Kunstsinns, die aus dem grauen Alter der Vorwelt noch übrig sind, und die folglich den zerstörenden Einflüssen dreier Jahrtausende getrotzt haben. Ein solches Gebäude war das ägyptische Labyrinth, auf der Südostseite des Sees Möris. Hier breiteten sich zwölf Paläste, in

zwey

zwey gegen einander stehenden Reihen, von einem Dache bedeckt, und von einer Mauer eingeschlossen, in einer Länge von fünfhundert und sieben und sechzig Fuß aus. Das Innere derselben enthielt drei tausend Zimmer, halb über, halb unter der Erde, die in so wunderbarer Verbindung standen, daß man, ohne einen geschickten Wegweiser, aus denselben sich gar nicht wieder herausfinden konnte. Alles war von Stein gebaut, und die Wände prangten mit hieroglyphischen Bildern. Noch in neuern Zeiten erstaunten Reisende über die Trümmern des prächtigen Labyrinths. Vermuthlich war es hauptsächlich dazu bestimmt, eine architektonisch-symbolische Vorstellung des scheinbaren Sonnenlaufes, oder des Thierkreises, abzugeben, und da mag es wohl zugleich zum Sitze astrologischer Wahrsagerey gedient haben.

Von allen Denkmälern ägyptischer Baukunst sind keine berühmter als die Obelisken und Pyramiden, die sich zum Theil bis auf unsere Zeiten erhalten haben.

Ein Obelisk ist eine viereckigte Säule, die oben spitz zuläuft, und gewöhnlich eine Statue zu tragen bestimmt ist. Es ist wahrscheinlich, daß diese Spitzsäulen ursprünglich der Sonne, als dem Symbol des höchsten Wesens, geweiht waren; der orientalische Name spielt darauf an, indem er buchstäblich so viel als Finger der Sonne bedeutet. Die ägyptischen Könige, die sich die Ebenbilder der Sonne nannten, ließen sich in der Folge selbst Obelisken errichten; und ihnen ahmten dann die Priester nach, die sich in Aegypten gleiche Ehre mit den Königen anmaßten. Diese Obelisken waren gewöhnlich mit hieroglyphischen Aufschriften bedeckt: es gab aber auch einige, deren Flächen ganz glatt waren. Die Größe des Obelisk hieng von dem Willen dessen ab, der ihn errichten ließ.

ließ. Der höchste soll hundert und achtzig Fuß hoch gewesen seyn, und jede Seite seiner Basis soll vier und zwanzig Fuß Länge gehabt haben. Doch gab es auch kleinere von fünfzig bis sechzig Fuß Höhe, und von der Art sind die meisten, die jetzt noch in Aegypten angetroffen werden. Mit einem Aufwande von ungeheuren Kosten und Kräften sind, auf die Veranstaltung verschiedener römischer Kaiser, einige Obelisken nach Rom geschaft worden, wo sie noch jetzt, zum Theil zertrümmert, zu sehen sind.

Mehr, als Obelisken, setzen beim ersten Anblick die Pyramiden in Erstaunen, so benannt von einem griechischen Worte, welches Feuerflamme bedeutet, weil sie, gleich dieser, zwar nicht in eine Spitze, aber doch in eine sehr kleine Fläche enden. Man findet sie nicht in allen Gegenden Aegyptens, sondern nur in dem mittlern Theil desselben, und zwar auf Anhöhen, die der übertretende Nil niemals erreichen konnte. Große und kleine zusammen gerechnet, mögen ihrer etwa vierzig seyn. Eine einzige aus Ziegelsteinen gebaute ausgenommen, sind sie alle aus Kalksteinen aufgeführt, und mit Granit überzogen. Die größeren sind wahrscheinlich aus Kalkbergen zugehauen worden. Die größte hat an jeder Seite ihrer Basis sechs hundert sechzig Fuß Länge, also an Umfang zwei tausend sechshundert vierzig Fuß; die perpendikulaire Höhe ist fünfhundert fünfzig Fuß. Die Form ist ein gleichseitiges Viereck, welches oben mit einer Fläche von hundert und sechs und sechzig rheinländischen Fuß endet. Die vier Seiten sind genau gegen die vier Himmelsgegenden gerichtet. Eine dieser Pyramiden ist in neuern Zeiten geöffnet worden. Man hat in derselben mehrere Zimmer, einen Sarg und unterirdische Gänge gefunden, welche vermuthen lassen, daß mehrere Pyramiden unter sich Verbindung gehabt haben.

Ver-

Vermuthlich dienten sie zu geheimen Versammlungen der Priester, welche sehr großen Antheil an der Landesregierung hatten; zu gottesdienstlichen Handlungen und Vorträgen über den geheimen Sinn religiöser Sinnbilder und Vorstellungen, welcher vor dem Volke geheim gehalten ward.

Alle diese Gebäude sind ewig sprechende Denkmäler der Tyrannen oder Sonderbarkeit der ägyptischen Könige und der Kaltblütigkeit und des duldsamen Fleisses des ägyptischen Volkes; zumal, wenn man bedenkt, wie sie so manche neuere Hülfsmittel der Mechanik durch Menschenhände ersetzen mußten. Jeder Obelisk bestund aus einem einzigen Granitblock, der so, wie er war, aus dem Felsgebirge herausgehauen, und mit ungeheurem Kraft- und Zeitaufwand an Ort und Stelle gebracht werden mußte. An einem einzigen Obelisk sollen zwanzig tausend, oder, wie andere glauben, gar hundert und zwanzig tausend Menschen gearbeitet haben.

2.

Aelteste Geschichte Aegyptens. Kron-Revolutionen.

Unter allen policirten Staaten des Alterthums ist Aegypten der erste, von dem sich Nachrichten erhalten haben; allein die Vorliebe für das Alte, verbunden mit der Prahlsucht der Aegypter und der Leichtgläubigkeit der Griechen, haben eine Menge Fabeln und Uebertreibungen von der Kultur und Staatsweisheit Aegyptens erzeugt.

Die ältesten Könige des Landes führten den Namen Pharaonen. Ihre Macht war sehr eingeschränkt durch

durch die Priester: sie erzogen den König, sie waren seine Rathgeber, sie die Richter des Volks, und die einzigen Gelehrten im Lande. Nächst ihnen waren am geehrtesten die Krieger. Priester und Soldaten waren die einzigen, welche Grundeigenthum haben durften; alle übrige Unterthanen, also alle Kaufleute, Handwerker, Ackerbauer und Hirten waren Sklaven. Dabei war ein sonderbares Gesetz in Aegypten, daß die Kinder nicht von der Lebensweise ihrer Eltern abweichen durften; der Sohn des Kaufmanns mußte wieder ein Kaufmann werden. Diese so streng von einander abgesonderten Stände nennt man Kasten: sie waren sehr hart gedrückt; und eben damit sie nie den blinden Gehorsam gegen Befehle aller Art verlernen möchten, war das strenge Gesetz von den Priestern gegeben, daß kein Aegypter sein Vaterland verlassen, und kein Fremder in Aegypten reisen durfte: sie lebten wie abgeschieden von der ganzen Welt. Durch diesen harten Druck kam eine Stumpfheit und ein Geist des Trotzes unter die Nation, der unter den jetzigen ungleich härter bedrückten Einwohnern des Landes noch herrschen soll, so daß der Aegypter sich für dumm hält, wenn er seine Abgaben ohne Zwang und Prügel entrichtet.

Jahrhunderte lang trug Aegypten das Joch seiner Priester und Pharaonen, unter denen Pharao Sanherib, im vierzehenten Jahrhundert vor Christo, als ein gewaltiger Eroberer genannt wird. Er soll binnen neun Jahren auf der einen Seite bis Indien, auf der andern bis an die Donau, bis nach Ungarn gedrungen seyn, und durch viele hundert tausend Kriegsgefangene, welche er auf diesen Zügen gemacht, erstaunliche Werke der Baukunst, z. B. eine Grenzmauer acht und dreyssig Meilen lang, aufgeführt haben.

In den folgenden Jahrhunderten giengen alle diese Eroberungen wieder verloren, und vierzig Jahre hinter einander verdrängten äthiopische Fürsten die Pharaonen, oder zwangen diese wenigstens, ihre Oberherrschaft anzuerkennen. Innere Unruhen setzten darauf alles in eine solche Verwirrung, weil Mehrere Anspruch auf die Krone machten, daß endlich das Reich in zwölf unabhängige Fürstenthümer zerfiel. Es war aber sehr natürlich, daß eine unter zwölf Gebieter gleich vertheilte Herrschaft nicht von langer Dauer seyn, sondern nach einigen Reibungen demjenigen zufallen mußte, der Ansehen und Klugheit genug hatte, seine Kollegen zu verdrängen. Psammitich hieß der Muthige, der das zertheilte Reich wieder unter Eine Regierung zusammen brachte. Seine Nachfolger waren zum Theil sehr kriegerisch; als sich aber endlich die Aegypter mit den Assyrern und Babyloniern auf ihren Wegen begegneten, und Cyrus sich alles unterwarf, verlor Aegypten seine Unabhängigkeit an diesen persischen Eroberer, fünf hundert und neun und zwanzig Jahre vor Christo.

Aegypten war nunmehr persische Provinz: allein die Perser, welche sich zu einer durchaus einfachen Religion bekannten, und meinten, daß nur Zerstörung des Ansehens der in Aegypten herrschenden Religion, und besonders der Priesterkaste, ihre Herrschaft sichern könnte, machten sich durch Tödtung des Apis und anderer von den Aegyptern geehrten Thiere, durch Mißhandlung der Priester und schröckliche Mordthaten so verhaßt, daß die Gedrückten nur durch die äusserste Gewalt in Abhängigkeit erhalten werden konnten, und jede Gelegenheit benutzten, das persische Joch abzuwerfen. Dieser Kampf gegen Despotismus und Unterdrückung dauerte, bis endlich der große Alexander von Macedonien, der Zerstörer des mächtigen Per-

ferreichs, drey hundert und ein und dreyssig Jahre vor Christo, an den Grenzen Aegyptens erschien. Er fand wenig Widerstand; die Einwohner jauchzten ihm als ihrem Befreier entgegen, und der Sieger reinigte das Land von jenem Heer von Unterdrückern und Plünderern, welche die Despoten Persiens besoldeten, um wo möglich alles, was noch von Menschen in der Monarchie der Pharaonen übrig war, zu vertilgen. Sein eigenes Joch suchte Alexander den Aegyptern so leicht als möglich zu machen. Er zerstörte kein Denkmal, nahm keinem Menschen das Leben; belohnte sogar die Krieger, die durch einen edlen Widerstand den Lauf seiner Eroberungen aufgehalten hatten, überzeugt, daß Tapferkeit nie ein Verbrechen seyn darf, selbst für den Feind nicht, dem sie verderblich wird.

Nicht zufrieden mit diesen Beweisen von Gnade, ließ Alexander, um den großen Haufen durch die Mittel, die am stärksten auf ihn wirken, zu gewinnen, sich auf eine Weile so weit herab, dem ungereimten und albernen Gottesdienst der Aegypter zu huldigen. Er ehrte besonders den Stier Apis — eine Politik, die ihm noch mehr die Herzen gewann, als die angenommene Mäßigung nach seinen Siegen.

3.

Blühender Zustand Aegyptens unter den drey ersten Ptolomäern.

Als Alexander seine kurze Heldenbahn vollendet hatte, theilten sich seine Generale in die von ihm gestiftete ungeheure Monarchie, und Aegypten fiel nun in die Hände des Ptolomäus, eines Sohnes des Lagus,

eines

eines macedonischen Edelmannes. Er diente unter Alexandern als gemeiner Soldat; dieser wurde jedoch auf den vortreflichen jungen Mann so aufmerksam, und schenkte ihm, wegen seiner Klugheit und Entschlossenheit, so sehr sein Zutrauen, daß er ihm die wichtigsten Geschäfte und Unternehmungen anvertraute. Das Heer war ihm nicht weniger ergeben, und die Soldaten liebten ihn als ihren Vater.

Achtzehn Jahre begnügte sich Ptolomäus mit dem Titel eines Statthalters von Aegypten: im neunzehnten band er das Diadem um seine Stirne, und stiftete eine Dynastie, die von ihm den Namen Ptolomäer oder Lagiden führte. Siegreich endigte er die Kriege, die ihn die Ehrsucht seiner Nachbarn zu führen zwang, und bediente sich dann des Friedens, welchen er liebte, blos dazu, sein Volk glücklich zu machen. Er war prächtig und freigebig ohne Uebermuth, beschäftigte sich selbst mit den Künsten und Wissenschaften, und erlangte in Asien und Europa ein solches Ansehen, daß sich alle Könige in die Wette um sein Bündniß bewarben.

Zur Hauptstadt seines neuen Reiches wählte Ptolomäus Alexandrien, das der große Alexander angelegt hatte. Diese weltberühmte Stadt, von der die Alten mit Bewunderung sprachen, lag ohngefehr vier geographische Meilen westwärts von der kanopischen Mündung des Nils auf einer Erdzunge, welche der See Mareotis und ein Meerbusen des mittelländischen Meers bildeten. Ihre Größe wird von den Alten verschieden von zehen bis fünfzehn römischen Meilen angegeben. Die Stadt war ihrer Lage nach sehr fest, und zu Wasser und zu Lande unzugänglich. Denn von der Ostseite hatte sie nur einen schmalen Zugang vom Lande her; von der Süd- und Westseite deckte sie der See Mareotis; von der Nordseite her aber

das

das mittelländische Meer, aus welchem man der Klippen halber nur neben der Insel Pharos vorbei in ihre Häfen einlaufen konnte.

An Schönheit, Pracht und Bequemlichkeit wetteiferte Alexandrien mit den berühmtesten Städten des Alterthums. Alle Gassen hatten eine solche Richtung, daß die Nordwinde eine immer gleiche erquickende Temperatur unterhielten. Daher war die Stadt vornemlich ihrer Breite nach von Straßen durchschnitten, welche von Süden gegen Norden liefen, und auf der einen Seite ans Meer, auf der andern an den See stießen. Die Hauptstraße war fünf und neunzig Fuß breit, und über anderthalb Stunden lang. Diese prächtige Straße wurde von einer andern völlig gleichen in rechten Winkeln durchschnitten. Fast alle Gebäude dieser beiden Straßen waren Tempel, öffentliche Denkmäler oder Palläste. Der schönste Theil der Stadt war derjenige, welcher Bruchion genannt wurde. Hier stunden am großen Hafen die prächtigen königlichen Palläste, die den vierten Theil der Stadt ausmachten, das Theater, Gymnasium, der Gerichtshof, das Museum, Alexanders Grabmal, herrliche Tempelgebäude und andere Meisterwerke der griechischen Baukunst. Der ganze westliche Theil der Stadt wurde von einem aus dem Nil gezogenen Kanal durchströmt; die Mauren des südlichen Theils bespülte der See Mareotis, welcher dreihundert Stadien lang und hundert und fünfzig breit war, mit dem Nil durch mehrere Kanäle zusammen hieng, und dessen unzählige Häfen häufiger besucht wurden, als die des mittelländischen Meeres. Acht Inseln lagen in diesem See, die mit Lusthäusern bedeckt waren.

Die Bevölkerung Alexandriens entsprach, wenigstens in den schönen Zeiten der Monarchie, seiner Größe. Man zählte darinn dreimal hundert tausend

freie

freie Leute, welches wenigstens eine Million Einwohner voraussetzt; denn in allen alten Städten, wo der Luxus herrschte, betrug die Anzahl der freien Leute nie ein Drittheil der Zahl der Sklaven. Der indische Handel verschaffte den Einwohnern unermeßliche Reichthümer, und Alexandrien erhob sich durch denselben zur ersten Stadt in der Welt. Ptolomäus unterließ nicht, seine Marine den Völkern, die ihm die Herrschaft des mittelländischen Meers streitig machten, ehrwürdig zu machen. Er ließ Baumeister aus Phönicien kommen, welche die Schiffbaukunst simplificirten, und sie dadurch um so geschickter zu großen Entdeckungen machten. Er legte längs den Küsten von Afrika neue Häfen an, und erfand einen Leuchtthurm, den man als eines von den Wundern der Welt betrachtete.

Das Meer hatte, nicht weit von Alexandrien, viele Klippen und Untiefen, welche der Schiffahrt in diesen Gegenden sehr hinderlich waren. Ptolomäus machte den Anfang damit, daß er die ansenlichste dieser Klippen, die Insel Pharos benannt, mit dem festen Lande verband; und diese Verbindung geschah vermittelst eines durch das Meer geführten ungeheuren Dammes, welcher sieben Stadien lang war. Auf dem Gipfel des Felsen, welcher die Insel Pharos ausmacht, hatte die Natur eine Fläche gebildet, die man weit hin ins Meer sehen konnte. Auf dieser ließ Ptolomäus einen ungeheuren Thurm von blendend weißen Quadersteinen erbauen. Jedes Stockwerk hatte eine offene Gallerie für die Beobachter, und auf dem Gipfel des Thurms unterhielt man die Nacht über ein großes Feuer, welches den nach Alexandrien fahrenden Schiffen zum Kompaß diente. Der Thurm war so hoch, und der Glanz der Flamme so groß, daß man auf vier und zwanzig geogra-

phische

phische Meilen weit den Leuchtthurm sehen konnte.

Als Ptolomäus seine Hauptstadt mit allen Denkmälern, welche sie zu einer der ersten Städte der bekannten Welt machen konnten, verschönert hatte, war er darauf bedacht, sie auf immer zum Wohnsitz der Vernunft und der Aufklärung zu machen. Mit einem Aufwande, der seines Gleichen nie und nirgends gehabt hat, zog er Gelehrte aus allen Ländern nach Alexandrien; sammelte hier eine Bibliothek, dergleichen nie wieder wird zusammen gebracht werden; errichtete und besoldete eine Akademie der Wissenschaften mit einer Freigebigkeit, von welcher spatere Zeiten nichts Aehnliches aufzeigen können; veranstaltete gelehrte Entdeckungsreisen und Naturaliensammlungen, die alles Seltene enthielten, was für Geld nur irgendwo zu haben war, und erhob so Aegypten zum berühmtesten Sitze der Gelehrsamkeit. Hier blühte die hohe Schule der ernsten, wie der schönen Wissenschaften, der Astronomie, Mathematik, Mechanik, Anatomie, nicht weniger als der Dichtkunst und Sprachkunde. Die Büchersammlung, welche Ptolomäus anlegte, stieg unter seinem Nachfolger bis auf sieben hundert tausend Rollen. Freilich gehörten zu vielen Büchern mehr als eine Rolle; aber die Sammlung hat doch niemals ihres Gleichen gehabt. Um von den Summen, welche ihre Anstellung gekostet hat, sich eine ungefehre Vorstellung zu machen, muß man nicht vergessen, daß es lauter geschriebene Bücher waren. Viele hatte man indes als Kriegsbeute zusammen gebracht. Bücher aus fremden Sprachen wurden auf königliche Kosten zum allgemeinen Gebrauch ins Griechische übersetzt, z. B. die fünf Bücher Mosis.

Das Gebäude, worinn diese Bibliothek verwahrt wurde, befand sich in dem schönsten Quartiere der Stadt, dem Bruchion, und hieng mit dem Museum zu-

zusammen, eine prächtige Kolonnade, deren offener Theil den Gelehrten und Künstlern zum Spaziergange, der gewölbte aber zum Speisesaal und zur Akademie diente.

Was Ptolomäus angefangen hatte, setzten sein Sohn und sein Enkel mit preiswürdigem Eifer fort. Auch unter ihnen war Alexandrien der Mittelpunkt des Welthandels, der Künste und Wissenschaften und des Luxus aller Art; es hatte die Herrschaft zur See, und Phönicien, Cölesyrien, Cyrene und Cypern waren auswärtige Provinzen des ägyptischen Reichs. Die stehende Heersmacht bestand in zweimal hundert tausend Fußsoldaten, vierzig tausend Reutern, zwei tausend Streitwagen, fünfzehn hundert Kriegsschiffen und dreihundert Elephanten, und im Schatze befanden sich unter dem zweiten Ptolomäus vier und siebenzig tausend ägyptische Talente.

4.

Aegyptens allmählicher Verfall unter einer Reihe unwürdiger Regenten.

So wie alles Blühende auf Erden einmal verblühet, so fieng jetzt schon an, Aegyptens Wohlstand zu sinken. Drei weise Ptolomäer hatten das Reich während eines Jahrhunderts zu einem der schönsten und glücklichsten Staaten der Welt erhoben, aber mit dem vierten beginnt die Periode des Verfalls, und eine Reihe schlechter Regenten vollendete den Ruin des Reichs.

Der erste unter diesen unwürdigen Thronerben, Ptolomäus Philopator oder Vaterfreund genannt *), bahnte

*) Die Beinamen der Ptolomäer müssen fast alle ironisch

bahnte sich zwei hundert und ein und zwanzig Jahre vor Christo den Weg zum Throne durch Ermordung seines Vaters, und um wegen dieser Gräuelthat nichs fürchten zu dürfen, tödtete er auch seine Mutter und seinen Bruder. Es ist ein seltener Fall, daß Tyrannen nicht schändliche Sitten haben; und solche hatte auch Philopator, der die Zügellosigkeit aufs höchste trieb. Er lief, von den Genossen seiner Ausschweifungen begleitet, halb nackt in den Gassen von Alexandrien umher, und erneuerte alle Gräuel der alten Bacchanalien. Das Leben, welches er im Innern seines Pallastes führte, war noch schändlicher. Immer berauscht, oder in den Armen seiner Verschnittenen und Buhlerinnen, schätzte er sichs zur Ehre, wenn man ihn einen zweiten Sardanapal nannte. Die Buhlerinn Agathoklea oder sein Ganymed Agathokles diktirten alle seine Befehle, und wenn einmal der öffentliche Unwille sich nicht halten konnte, und in ein Murren ausbrach, so trieften die Schaffotte vom Blut der Aegypter. Er starb als ein Abscheu seines Volks, nachdem er siebenzehn Jahre den Thron der Ptolomäer geschändet hatte.

Da sein Sohn Epiphanes oder der Erlauchte erst fünf Jahre alt war, so wollten Agathokles und Agathoklea sich der Vormundschaft bemächtigen, allein das Volk tödtete die Schändlichen in einer Empörung. Diese Unruhen benutzte der syrische König Antiochus, und nahm Cölesyrien und Palästina ein. Jetzt wandten sich einige vornehme Aegypter an die Römer,

---

verstanden werden. Vaterfreund, Mutterfreund, Bruderfreund bedeuten durchaus das Gegentheil, und bezeichnen Verletzungen der ersten und heiligsten Menschenpflichten.

Römer, und baten sie, die Vormundschaft zu übernehmen. Diese fanden sich durch eine Bitte, welche ihre herrschsüchtigen Plane so sehr begünstigte, aufs höchste geschmeichelt, sandten sogleich eine Deputation, und suchten die Ruhe wieder herzustellen. Seitdem mischten sich die Römer beständig in die Angelegenheiten Aegyptens, das nun seinem Schicksale nicht mehr entgehen konnte, besonders unter so schlechten Regenten, als Epiphanes war, der zum Unglück seiner Nation aufwuchs. Kaum hatte er die höchste Gewalt in Händen, als er sich derselben zur Unterdrückung des einen und zur Entehrung des andern Geschlechts bediente, bis das Uebermaaß seiner Tyranney die Freiheit nach sich zog. Als der König einst den Plan zu einem Kriege entwarf, fragte ihn ein Mitglied des königlichen Staatsraths, dem die Erschöpfung des königlichen Schatzes bekannt war: woher er das zu diesem Feldzuge nöthige Geld nehmen wollte? „Aus deinem und deiner Freunde Beutel", erwiederte ihm der König. Dieses unbesonnene Wort kam ihm theuer zu stehen. Alle Reichen, welche ihrer Güter beraubt zu werden fürchteten, verschworen sich gegen ihn, und vergifteten ihn im vier und zwanzigsten Jahr seiner Regierung.

Eine Periode schröcklicher Empörungen und blutiger Kriege zwischen zwei Brüdern, die beide um die Krone buhlen, tritt nun ein, bis endlich der jüngere Ptolomäus Physkon oder der Dickbauch, allein sich auf dem Throne behauptete. Schon die äußerliche Gestalt dieses gekrönten Ungeheuers mußte Abscheu und Eckel erwecken. Man stelle sich ein Art von Zwerg vor, ohne Physiognomie, in seine kurze Dicke zusammen gerammelt; dessen verdrehte Augen eine schiefe Seele, und dessen bleierne Gesichtsfarbe beständige Unmäßigkeit verkündigten. Da sein ungeheurer Dick-

bauch

bauch durch das müßige Leben, welches er führte, noch mehr genährt wurde, so konnten seine Füße ohne fremde Stütze die ungeheure Masse seines Körpers nicht tragen. Seine Gewohnheit, sich, unter dem Vorwande, daß er die drückende Hitze nicht ertragen könne, nur in ein durchsichtiges Schleiertuch zu kleiden, vermehrte die öffentliche Verachtung noch mehr, weil nichts seine Häßlichkeit den Augen verbarg. Dieß sowohl durch seine physische Organisation als durch seine Seele verächtliche Geschöpf strebte gleichwohl bei dem weiblichen Geschlechte nach dem Ruhme eines Theseus und Alcibiades; er füllte sein Serail mit allen Schönheiten, die seine Sinne ergötzten, und wagte es eine Aegypterinn, ihm zu widerstehen, so schändete er sie erst, und ließ sie dann hinrichten.

Am Morden konnte niemand größeres Gefallen finden als dieser scheusliche Tyrann, und er war ein Mörder von ungewöhnlichem Schlage. An demselben Tage, an welchem er sich mit der Witwe seines Bruders vermählte, mordete er den Sohn derselben, seinen Neffen und Mündel, dem die Krone von Rechtswegen zugehörte. Die Freunde desselben traf das nemliche Schicksal; dann kam die Reihe an seine eigene Spießgesellen, damit sie nicht an ihm versuchen möchten, was sie auf seinen Befehl an andern gethan hatten. Bald war in Alexandrien kein reicher, kein unbescholtener Mann seiner Habe und seines Lebens sicher. Es erfolgten Auswanderungen, und Alexandrien, der Sitz der Wissenschaften und der Handlung, verlor seine besten Bürger, die sich nach Palästina, Griechenland, Kleinasien und auf die Inseln im Archipel flüchteten. Das entvölkerte Alexandrien würde bald zur Einöde geworden seyn, wenn nicht Physkon allen Fremden, die sich in der Hauptstadt niederlassen würden, die von ihren Besitzern verlassenen Häuser, nebst

 allen

allen Vorrechten alter eingebohrner Bürger, angebo-ten hätte. Diese Vortheile bewogen einige spekulative Köpfe in Italien, Kleinasien und Pelopones, mit ihren Familien nach Alexandrien zu ziehen, und so ward es wieder mit Einwohnern versehen.

Physkon, der immer nach Menschenblut dürstete, und gleich dem Tyger, beim Anblick jedes lebendigen Geschöpfes, das in seine Raubhöhle kam, ergrimmte, säumte indeß nicht lange, diese Fremdlinge seinen alten Schlachtopfern nachzuschicken. Eines Tages, als eben die ganze Jugend der Stadt im Gymnasium versammelt war, gab er seiner Leibwache Befehl, sie anzufallen und niederzuhauen.

Diese Unthat erregte endlich einen Aufruhr. Die Alexandrier liefen mit Fackeln in der Hand zum Pallast, um ihn in Brand zu stecken, und so mit ihm zugleich den Tyrannen zu vertilgen. Das Ungeheuer erfuhr es noch zu rechter Zeit, und floh mit seinem Sohne nach Cypern. Das Volk ließ nun seine unmächtige Rache an seinen Statuen aus, die es in Stücken zerschlug oder im Koth wälzte. Dann versammelten sich die Stände der Nation, und übertrugen die Regierung seiner Gemahlinn. Physkon gerieth hierüber in die äußerste Wuth, und nahm eine unmenschliche Rache. Sein Sohn, der mit ihm geflohen war, ein Prinz von trefflichem Charakter, und die Hofnung seiner Nation hatte jetzt sein fünfzehentes Jahr erreicht. Diesen ließ er vor seinen Augen ermorden, seinen Leichnam in Stücken hauen, und schickte ihn so in einer wohlversiegelten Küste an die Königinn nach Alexandrien; den Kopf ließ er ganz, damit sie ihn erkennen könnte. Das Ungeheuer wählte zu der Ueberlieferung der blutigen Ueberbleibsel eines ermordeten Sohnes an die zärtliche Mutter den Tag, an welchem alle Stände des Staats die Ge-

burt

burt ihrer Königinn feierten. Die Küste ward in Gegenwart der Großen geöffnet, und alle schwuren, diese Greuelthat in Physkons Blute abzuwaschen. Allein die gerechte Sache zog auch hier wieder den Kürzern, und der Tyrann setzte sich, mit Hülfe fremder Truppen, nach zwey Jahren wieder auf den Thron. Und, gleich als ob Aegypten durch das Schwerdt der Tyranney noch nicht genug verwüstet wäre, wurde es jetzt noch durch eine andere Geißel heimgesucht. Schon seit einiger Zeit hatten sich fürchterliche Heuschreckenschwärme in Afrika gezeigt. Nachdem sie alle Gewächse, auf die sie sich niederließen, bis auf die Wurzeln abgefressen hatten, trieb ein heftiger Wind sie ins Meer, und die Wellen warfen sie todt ans Ufer zurück. Die faulen Ausdünstungen dieser Masse von Leichnamen steckten die Atmosphäre an, und dieß verursachte eine Pest, welche in dem am mittelländischen Meere belegenen Theil von Afrika die schröcklichsten Verwüstungen anrichtete. Darf man den Alten glauben, so kamen dadurch blos in der Monarchie der Ptolomäer achtmal hundert tausend Menschen ums Leben.

Beide Landplagen, die der Tyranney und der Pest, erreichten ungefehr zu gleicher Zeit ihr Ende. Physkon, der mehr durch seine Ausschweifungen, als durch die Last der Jahre geschwächt war, näherte sich mit schnellen Schritten dem Grabe, welches ihn endlich zur Freude Aegyptens, verschlang, nachdem er neun und zwanzig Jahre den Thron der Ptolomäer geschändet hatte.

5.

Empörungen und Kronrevolutionen.

Aegypten hatte um diese Zeit nichts mehr von der politischen Macht, die es sich unter den ersten Ptolomäern erworben hatte. Seine Marine war zur Verachtung herabgesunken. Der große Kanal, welcher zur Verbreitung des Handels die beiden Meere vereinigte, war verschlämmt; vergebens bedeckte der Nil die Ebenen des Landes mit seinem befruchtenden Gewässer; der Landbauer, aller Hülfsmittel und Unterstützung entblößt, kam der Natur in nichts zu Hülfe. Und, was das Unglück voll machte, der Boden Aegyptens, mit stehenden, faulenden Gewässern bedeckt, rief die Seuchen herbei, und ward nach und nach der Wohnsitz jener Pest, die nun, seit so vielen Jahrhunderten, in diesem Lande zu Hause zu gehören scheint.

Physkon hatte drey Söhne hinterlassen, den Ptolomäus Lathurus (d. h. mit der Warze im Gesicht), Alexander den Ersten und Apion, und seine zweite Gemahlinn, die vorher seine Stieftochter gewesen war, als Witwe. Diese letztere wollte allein und unumschränkt herrschen. Als Lathurus dieß in die Länge unerträglich fand, erregte sie einen Volksaufstand, vertrieb ihn aus dem Reiche, und setzte ihren zweiten Sohn, Alexander den Ersten, auf den Thron. Auch dem behagte der bloße Königstitel nicht lange. Als er einst erhitzt von der Jagd in sein Zimmer trat, reichte ihm die Mutter einen köstlichen Labetrunk. Er bat sie, das köstliche Getränk zuerst zu versuchen; sie merkte, daß sie verrathen war, trank und fiel todt zu Boden. Es war Gift in dem Becher gewesen.

Eine neue Empörung brach aus; Alexander mußte flüchten, und Lathurus nahm nach einer neunzehnjährigen Regierung den Thron wieder in Besitz. Der abgesetzte König machte einige Versuche, sich seiner Staaten wieder zu bemächtigen; aber zwei Flotten, die er ausgerüstet hatte, wurden nach einander geschlagen, und in der letzten Niederlage büßte er selbst das Leben ein. Durch seine Unmäßigkeit hatte er sich einen eben so ungeheuren Bauch erzeugt als Physkon; er konnte gegen das Ende seiner Regierung nicht anders gehen, als wenn er sich auf zwey Sklaven stützte. Der dritte Bruder Apion war mit Cyrene versorgt worden. Da er keine Kinder hatte, und das tolle Wesen in Alexandrien mit Abscheu betrachtete, so vermachte er sein Land den Römern, damit seine Unterthanen unter einem mächtigen Herrn der Ruhe und Sicherheit genießen möchten.

Als Lathurus, achtzig Jahre vor Christi Geburt, starb, zerrütteten einige dreissig Jahre lang Unruhen wegen der Erbfolge das Reich. Es waren nicht weniger als fünf Thronbewerber, welche schnell hinter einander auftraten: Berenice, des Lathurus eheliche Tochter, Ptolomäus Auletes oder der Flötenspieler, und Ptolomäus der Bastard, zwei natürliche Kinder desselben; Alexander der Zweite und Alexander der Dritte, des Lathurus Bruderskinder. Berenice bemächtigte sich der Regierung zuerst; aber kaum hatte sie die höchste Gewalt zu kosten angefangen, als Alexander der Zweite mit einem römischen Dekret, welches eben so viel werth war als eine Armee, bewaffnet, in der Hauptstadt Aegyptens erschien. Das Volk gehorchte zitternd und bat nur den Alexander, daß er, um einen bürgerlichen Krieg zu verhüten, seine Kousine Berenice heurathen möchte. Der neue König zeigte sich willig, den Wunsch seiner Unterthanen

zu

zu erfüllen, und die Vermählung wurde mit königlicher Pracht vollzogen; aber neunzehn Tage nachher ließ der Bösewicht seine Gemahlinn ermorden. Aufgebracht hierüber stund das alexandrinische Volk auf, schlug den Mörder todt, und nun regierte Alexander der Dritte. Nach fünfzehn Jahren vertrieben ihn die Alexandriner; er suchte vergeblich Hülfe in Rom, und aus Haß gegen seine Verwandte setzte er in seinem Testamente die Römer zu Erben eines Landes ein, das nicht sein war, und worüber er, wenn es auch sein gewesen wäre, zum Nachtheil des gesetzlichen Erben nicht verfügen konnte.

Dieser Erbe war Auletes. Es entgieng seiner Klugheit nicht, daß er sich auf dem alexandrinischen Throne nicht würde behaupten können, wenn es ihm nicht gelänge, die Römer in sein Interesse zu ziehen. Er wandte sich deshalb an den berühmten Julius Cäsar, der damals Rom dnrch sein Genie zu beherrschen anfieng. Da dieser gerade mit Schulden beladen, und in Ansehung der Mittel, sie zu bezahlen, nicht eben delikat war, so ließ er sich mit sechs Millionen Thaler gewinnen, und Auletes konnte nun ruhig vom Throne Besitz nehmen. Bei dem schon vorher erschöpften Schatze wurde es ihm aber doch sauer genug, die Geldsummen einzutreiben, mit denen er sich die Herrschaft erkauft hatte. Um sie aufzubringen, mußte er drückende Auflagen machen. Die Hebung derselben überließ er gierigen Pächtern, welche unter tausend verschiedenen Formen die Tyranney vervielfältigten. Schon fieng das Volk an zu murren, und als es Auletes ruhig geschehen ließ, oder wohl geschehen lassen mußte, daß die Römer Cypern wegnahmen, so stießen sie ihn vom Throne, und wählten seine Tochter Berenice zur Königinn.

Auletes nahm wieder seine Zuflucht zu den Römern, und zu den Künsten der Bestechung, deren Wirksamkeit er schon erprobt hatte. Würklich fand er an dem Statthalter Gabinius von Syrien den Mann, der ihn für Geld auf die höchste Pyramide gesetzt hätte. Die Herren einigten sich auf zehen tausend Talente, oder zwölf Millionen Thaler, halb in baarem Gelde auf der Stelle, halb in Verschreibungen. Gabinius setzte sich in Marsch, ohne auf die Gegenbefehle des römischen Senats zu achten. Es war damals Winter, wo das Wasser des Nils sehr niedrig stand, und dem schnellen Eindringen einer Armee keinen Widerstand that. Alexandrien öffnete die Thore, und Auletes nahm wieder vom Throne Besitz. Er ließ sich von seinem Beschützer eine römische Kohorte zur Leibwache geben, und fieng seine Verbrechen und Räubereyen ungestraft wieder an. Berenice, seine Tochter, war sein erstes Schlachtopfer; erbittert darüber, daß sie seine Krone nicht ausgeschlagen, ließ er sie hinrichten. Die übrigen Patrioten hatten darauf das nemliche Schicksal, und besonders setzte man die Namen der reichen Bürger auf die Proscriptionsliste, um mit ihren eingezogenen Gütern die dem Gabinius versprochenen Summen abzutragen.

Die Aegypter ließen sich eine Zeitlang morden, fast ohne zu murren. Bloß der Fanatismus gab ihnen auf einen Augenblick Spannkraft. Da ein römischer Soldat zufälliger Weise eine heilige Katze getödtet hatte, so empörte sich das Volk, und zerriß ihn in Stücken. So lange der Tyrann nur seine Tochter ermordet, seine Unterthanen für vogelfrey erklärt, und seine Staaten den Feinden des Vaterlandes überliefert hatte, war das Volk ruhig geblieben; aber kaum schien ein von den Priestern fabri-

fabricirter Gott beleidigt zu seyn, als die öffentliche Wuth beinahe eine Revolution bewirkt hätte.

6.

Cäsar kommt nach Aegypten, und wird von der schönen Kleopatra gefesselt. Der alexandrinische Krieg.

Auletes hatte im Ganzen neun und zwanzig Jahre regiert, als er, ein und fünfzig Jahre vor Christi Geburt, starb. Er hinterließ zwei Söhne und zwei Töchter; sein Testament aber bestimmte die Successsion. Die beiden ältesten jedes Geschlechts nemlich sollten die Krone theilen, doch unter der Bedingung, daß, nach Landessitte, Bruder und Schwester einander heurathen würden. Dieß Testament wurde respectirt, weil die Römer die Garantie desselben übernahmen. Einige Tage darauf wurde Auletes feierlich zur Erde bestattet. Ptolomäus Dionysius, so hieß sein ältester Sohn, vermählte sich öffentlich mit seiner Schwester Kleopatra, und ließ sich mit ihr in Alexandrien krönen.

Der neue König hatte kaum dreyzehn, und die Königinn siebenzehn Jahre. Während der Minderjährigkeit ordnete man ein vormundschaftliches Kollegium an, dessen Vorsteher der Verschnittene Pothin, des jungen Königs Gouverneur, der Rhetor Theodot, sein Lehrer, und Achillas, der General seiner Armeen, waren. Kleopatra, deren Genie eben so früh reif war, als ihre Reitze, wollte das vormundschaftliche Kollegium dirigiren; da sie aber nichts als ihren königlichen Titel und die Liebe der Nation den Anschlägen der Minister entgegen setzte, so hätte sie sich beinahe

den

den Untergang zugezogen. Pothin und Achillas streuten erst den Saamen der Zwietracht unter den beiden Ehegatten aus, und darauf entrissen sie ihr, unter dem Namen des Königs, das Steuer der Staatsgeschäfte so völlig, daß sie sich genöthigt sah, nach Syrien zu entweichen, um dort Truppen zu werben, und einen bürgerlichen Krieg anzufangen.

Schon war der Krieg zwischen beiden Geschwistern dem Ausbruch nahe; schon standen die Heere, welche für beide kämpfen sollten, bei Pelusium, dem Schlüssel von Aegypten, einander gegen über, als der große Pompejus nach Aegypten flüchtete, und beim Anlanden, durch die meuchelmörderischen Dolche der ägyptischen Minister, seinen Tod fand *). Cäsar, sein Ueberwinder, eilte ihm in Begleitung weniger Tausende von seinen Kriegern nach, und erfuhr beim Anlanden in Alexandrien seinen Tod. Da ihn die Nordwinde hinderten, von da alsobald wieder abzusegeln, so hatte er Muße genug, von den Streitigkeiten zwischen Kleopatra und ihrem Bruder Kenntniß zu nehmen, zugleich benutzte er diese Gelegenheit, mit Strenge die Summen einzutreiben, die Auletes dem Gabinius für die Wiedereinsetzung in das Reich schuldig geblieben war. Der verschmizte Minister Pothin suchte dafür ganz Aegypten gegen den Cäsar zur Rache aufzureitzen, indem er, unter dem Vorwande, Cäsars Forderung befriedigen zu müssen, alles Gold und Silber aus den Tempeln, Pallästen und dem königlichen Schatze nahm, so daß der König mit sei-

nem

---

*) Man sehe den 1sten Band dieser Revolutionsgemählde S. 112 ff., wo die Kriege zwischen Cäsar und Pompejus ausführlich erzählt sind.

nem Hofstaate auf irdenen und hölzernen Gefäßen speißen mußte.

Als Oberherr des römischen Reichs hielt sich Cäsar für berechtigt, den Vormund und Schiedsrichter in dem Streite Kleopatra's mit ihrem Bruder Ptolomäus zu machen. Daher befahl er ihnen beiden, ihre Heere zu entlassen, und ihre Klagen vor seinen Richterstuhl zu bringen.

Cäsars schwache Seite in Rücksicht des weiblichen Geschlechts war schon zu allgemein bekannt, als daß nicht die kluge Kleopatra von dieser Schwäche und von ihren Reitzen hätte leichter den Sieg erwarten sollen als von ihrem Heere. Sie stund jetzt in der Blüthe der Jugend. Jeder ihrer Züge gewann durch die Lebhaftigkeit ihres Geistes Anmuth und Bedeutung. Ihre Stimme war so harmonisch, daß die Geschichtschreiber sie dem Klange des lieblichsten Instruments vergleichen. Dazu besaß sie noch einen großen Theil der Gelehrsamkeit ihres Zeitalters, und konnte den Gesandten von sieben verschiedenen Nationen ohne Dollmetscher Gehör geben. Die Schwierigkeit war nur, wie sie zu Cäsarn gelangen sollte, zu dessen Aufenthalt alle Zugänge mit Feinden besetzt waren. Entschlossen jedoch ihren Plan durchzusetzen, bestieg sie ein ganz kleines Fahrzeug, landete zu Nacht in der Nähe des Palastes, und ließ sich von dort in eine Decke gehüllt, von einem gewissen Apollodorus, in das Zimmer des Helden tragen. Sobald sie den erstaunten Feldherrn erblickte, warf sie sich ihm zu Füßen, indem ihre schönen zerstreuten Haare auf den klopfenden Busen herabfielen, den sie nur so viel bedeckten, als zur Reitzung der Begierden nöthig war. Kaum hatte Cäsar sie aufgehoben, als sie, in Thränen zerfließend, und mit einer von Schluzen unterbrochenen Stimme, ihn gegen den König, ihren Gemahl,

mahl, der sie nicht nur vom Throne verjagt, sondern sogar ihrem Leben nachgestellt habe, um Gerechtigkeit anflehte. In dem Maaße, wie sie in den Blicken des Römers laß, daß sein Herz bewegt wurde, nahm auch ihr Betragen eine neue Gestalt an: ihre Stimme ward nach und nach belebter, ihre Augen blitzten vom Feuer der Liebe, kurz sie zeigte so viel Reitze, daß eine Bildsäule nicht unempfindlich geblieben seyn würde. Cäsar, ungeachtet er damals schon zwei und fünfzig Jahre alt war, konnte einer solchen Verführung nicht widerstehen; die Begierde, eines Weibes zu genießen, das auf eine so siegreiche Art zu seinem Herzen und zu seinen Sinnen sprach, überzeugte ihn von der Gerechtigkeit ihrer Sache. Er behielt sie, unter dem Vorwande, daß er sich noch genauer unterrichten wollte, die Nacht über bei sich — und machte sie zur Mutter des Cäsarion.

Als es Tag war, ließ Cäsar den Ptolomäus herbei rufen, und nöthigte ihn zur Aussöhnung mit seiner Schwester. Ptolomäus gab nach. Sobald er aber aus mancherley Umständen gewahr werden mußte, daß sein Richter der Liebhaber seiner Schwester geworden war; sobald er mehrere Tage hindurch bemerkte, daß seine Schwester und Gemahlinn sich ununterbrochen in Cäsars Zimmern aufhielt, so wurde er wüthend, stürzte aus dem Pallast auf die Strasse, rieß sein Diadem in Stücken, schrie mit Thränen in den Augen über Verrätherey, klagte dem zusammenströmmenden Volke das erlittene Unrecht, reitzte es zur Empörung, und stellte sich an dessen Spitze, als die schon vorher erregte Erbitterung desselben in Wuth übergieng, und den Cäsar zum Opfer seiner Rache für die Beleidigung seiner Götter und seines Königs bestimmte.

Cäsar war aber von tapfern Kriegern umgeben, durch welche er auf die erste Nachricht von dem beginn=

ginnenden Aufruhr den Pöbel zerstreuen, und den Ptolomäus in den Pallast zurück führen ließ. Dieß reitzte den Pöbel noch mehr. Er versammelte sich in großen Haufen, erhob einen gewaltigen Lärmen, und machte bereits Anstalten, das Schloß zu erstürmen, als Cäsar selbst vor der empörten Menge erschien und sie durch seine kraftvolle Beredsamkeit, und durch das Versprechen, am folgenden Tage das Testament des verstorbenen Auletes in des Volkes Gegenwart in Vollzug zu setzen, beruhigte. Den Tag darauf führte er den Ptolomäus und die Kleopatra in die Volksversammlung, ließ das Testament ihres Vaters vorlesen, und erklärte, daß er sie hiemit als gemeinschaftliche Beherrscher von Aegypten wolle anerkannt und verehrt wissen.

Ganz Alexandrien war voll Freude über diese Entscheidung, das Volk gieng zufrieden nach Hause, und die Ruhe schien nun wieder zu kehren. Allein der Minister Pothin brütete über Planen, welche auf Cäsars und Kleopatra's Unglück berechnet waren. Er suchte dem Ptolomäus von neuem die Furcht einzuprägen, daß Cäsar ihn vom Throne zu verdrängen bemüht sey, und unterließ nicht, gleiche Furcht unter dem alexandrinischen Volke zu verbreiten. Das Volk, welches die Weiberregierung verabscheute, war glaubwillig genug, um sich von neuem gegen Cäsar in Harnisch bringen zu lassen. Als Pothin bemerkte, daß das von ihm angeschürte Feuer unter der Asche glimme, so rief er den General Achillas mit seinem Heere herbei, um es zu hellen Flammen anzufachen. Achillas Ankunft in der Nähe von Alexandrien gab die Losung zum neuen Aufstande der Alexandriner.

Ein Krieg war jetzt unvermeidlich. Nur eines Cäsars großer Geist vermochte ihn mit einer Handvoll Krieger gegen ein nicht unbeträchtliches Heer, ge-

gen

gen die bewaffneten Alexandriner, gegen eine Flotte und gegen den Erfindungsgeist spitzfindiger Köpfe siegreich durchzukämpfen. Er verschanzte sich in dem Quartiere, in welchem die königliche Burg lag. Der junge König war in seiner Gewalt, und dieß allein hielt den Achillas ab, Cäsar's Quartier in Brand zu stecken, und einen Theil der Stadt der Unabhängigkeit des ganzen Reichs aufzuopfern. Indessen ward er förmlich belagert; man rieß ganze Straßen nieder, führte Brustwehren auf, zog Graben, und bediente sich des groben Geschützes. Doch der römische Feldherr hatte alle Straßen und Zugänge so gut besetzt, daß die alexandrinische Armee nicht eindringen konnte. Achillas zog sich deswegen nach dem Hafen, um sich der Flotte zu bemächtigen und dem Cäsar die Gemeinschaft mit der See abzuschneiden. Aber Cäsar machte diese Operation unnütz, indem er selbst einen Theil seiner Schiffe in Brand steckte, und sich des Leuchtthurms Pharos bemächtigte, wohin er eine Besatzung legte. Zum Unglück erhub sich, während des Brandes der römischen Flotte, ein ungestümmer Wind, der die Flammenwirbel bis in Cäsars Quartier trieb. Verschiedene öffentliche Gebäude wurden dadurch in die Asche gelegt, unter andern auch die berühmte Bibliothek der Ptolomäer. Ein andermal, da Cäsar in einem Nachen nach dem Pharos rudern wollte, sah er sich plötzlich von lauter feindlichen Schiffen umringt. Er hatte Papiere von Wichtigkeit bei sich; mit diesen sprang er aus dem Kahne ins Meer, und schwamm mit den Füßen und einer Hand eine weite Strecke weit, zu den Seinigen hinüber, die andere Hand mit den Schriften hoch empor haltend.

Als die Aegypter alle ihre Versuche, Cäsars Quartier zu erobern, vereitelt sahen, bemühten sie sich, ihren König aus seiner Gewalt zu befreien. Um dieß

zu bewirken, bedienten sie sich ihrer herkömmlichen Verstellungskünste. Sie betheuerten, daß ihnen nichts so sehr am Herzen liege, als der Friede und daß es blos der Gegenwart ihres Königs bedürfe, um den Tractaten die gehörige Sanction zu geben. Cäsar merkte ihre Treulosigkeiten recht gut. Da er jedoch von den geringen Fähigkeiten eines Knaben wenig zu besorgen hatte, so erlaubte er dem Ptolomäus, sich zu ihnen zu begeben. Kaum war dieß geschehen, so stellte dieser, als den ersten Beweiß seiner friedliebenden Gesinnungen, seine Soldaten in Schlachtordnung. Es kam zum Kampfe, in welchem Cäsar siegte. Mittlerweile bekam Cäsar auch Sukkurs, und das Kriegsglück erklärte sich ganz unzweideutig für die Römer. In einer großen Schlacht kamen zwanzig tausend Aegypter um, und zwölf tausend, nebst siebenzig Kriegsschiffen, wurden zu Gefangenen gemacht. Der junge König, welcher dem letztern Treffen beigewohnt hatte, überlebte seine Niederlage und seine Treulosigkeit nicht lange: da er über den Nil setzen wollte, um dem Sieger zu entgehen, so ward die Schalupe, in die er sich geworfen hatte, durch den Zusammenstoß mit andern zertrümmert, und er ertrank in dem Fluße.

Alexandrien, das nun keinen König mehr hatte, ergab sich in sein unglückliches Schicksal, und legte die Waffen nieder.

7.

Antonius und Kleopatra; Liebschaften und Schwelgereyen.

Das Schicksal Aegyptens stund nun in Cäsars Händen, und es hieng nur von ihm ab, ob er das

Land

Land als eine Eroberung behandeln wollte. Er that es aber nicht; vielleicht aus dem Grunde, weil er niemanden ein so reiches, und schon durch seine Lage zur Unabhängigkeit auffoderndes Land, als Statthalterschaft anzuvertrauen wagte. Er übergab den Scepter der schönen Kleopatra; und damit nicht Alexandrien, welches immer mit Widerwillen das Joch eines Weibes getragen hatte, in seiner Abwesenheit ihr denselben wieder entreissen möchte, suchte er einem bürgerlichen Kriege dadurch zuvorzukommen, daß er seine Geliebte mit ihrem jüngern Bruder vermählte. Diese Vermählung ließ keine Zertheilung der höchsten Macht befürchten, da der junge Prinz erst eilf Jahr alt, und also weniger Gemahl, als Mündel der Kleopatra war. Sie räumte ihn vier Jahre nachher durch Gift aus dem Wege.

Es gab nun für den römischen Helden in Aegypten nichs weiter zu thun, aber, von der reitzenden Kleopatra mit den Ketten der Liebe gefesselt, vermochte ihn kaum das Murren seiner Krieger, sich nach zwei Monaten aus den Armen der Liebe loßzuwinden, und sich den Feinden entgegen zu stellen, die in verschiedenen Theilen des römischen Reichs ihm die Herrschaft über dasselbe streitig zu machen suchten. Die Abwesenheit heilte ihn von seiner heftigen Leidenschaft für Kleopatra nicht. Er ließ sie nach Rom kommen, nahm sie in seinen Pallast auf, errichtete ihr eine Statue im Tempel der Venus, und versprach sie zu heurathen, um ihr den Scepter der Welt zu geben. Seine Ermordung vereitelte diesen, wie viele andere Plane.

Kleopatra hielt es eine zeitlang mit den Mördern ihres Geliebten, und als diese geschlagen waren, suchte sie den Sieger Antonius durch ihre Reitze zu gewinnen. Sie war damals in ihrem sieben und

zwanzigsten Jahre. Was am Interesse der zartern Jugend ihr abgieng, ersetzte sie überflüssig durch die Kunst der Buhlerey. Ihr Umgang hatte gewonnen; ihr Witz war zu seiner Reife gediehen, und wiewohl verschiedene römische Frauenzimmer ihr an Schönheit gleich kommen mochten, so durfte doch keine in den Künsten der Verführung mit ihr wetteifern. Antonius war zu Tarsus, einer Stadt in Cilicien, als Kleopatra ihm persönlich aufzuwarten beschloß. Mit verschwenderischem Gepränge segelte sie den Fluß Cydnus hinunter, an dessen Mündung die Stadt lag. Der Spiegel ihres Schiffes war mit Gold bedeckt; die Segel waren von Purpur; das Verdeck zeigte einen Pavillon von goldenem Stoffe, worinn Kleopatra, wie eine Venus gekleidet, saß und von ihren reitzenden Hofdamen im Gewande der Gratien und Nymphen umgeben wurde; der Dampf des ausgesuchtesten Weihrauchs, der auf dem Schiffe brannte, erfüllte beide Ufer des Cydnus; die Harmonien der schönsten Musik entzückten die Ohren des überall herzuströmenden, erstaunten Volkes. Antonius, der gerade auf dem Markte zu Tarsus Gericht hielt, sah sich und sein Tribunal, um welches sich erst noch dichte Menschenhaufen gedrängt hatten, plötzlich von allen verlassen. Die beiden Ufer des Flusses widerhallten von dem Jubelgeschrey: Die Venus kommt zu Asiens Wohlfahrt in Menschengestalt zum Bacchus!

Eine Einladung zum Abendessen eilte von Seiten des Antonius Kleopatra's Austritte an das Land zuvor und wurde von ihr durch eine Gegeneinladung zum Abendessen erwiedert. Antonius nahm diese Einladung an, und fand bei seiner Ankunft an dem Ufer, wo Kleopatra kostbare Zelte hatte aufschlagen lassen, durch die schönsten Kronleuchter, die er je gesehen hatte, in die dunkle Nacht den angenehmsten Tag hinge-

gezaubert, und überall eine Pracht, welche die Augen blendete. Der Gegenstand aber, welcher am meisten seine Blicke auf sich zog, welcher die Augen seines Körpers und Geistes zugleich verblendete, war die Königinn selbst. Gleich die erste Zusammenkunft mit ihr war die Klippe seiner Tugend. Sie flößte ihm eine rasende Liebe ein, die erst mit seinem Tode aufhörte, und diesen ohne Zweifel beschleunigte. Diese Liebe entnervte seinen Geist, gab seinem Ehrgeitz andere Elemente, und machte, daß der Scepter der Welt ihm aus der Hand fiel, dessen sich darauf Oktavius bemächtigte.

Kleopatra bot fortdaurend ihre ganze Erfindsamkeit auf, um den entzückten Feldherrn in ihren Fesseln fest zu halten. Mit Witz und Scherz, mit Verstand und Geschmack, und mit tausend angenehmen Gauckeleyen nahm sie ihn so ein, daß er, von Lieb' und Wonne berauscht, für niemand lebte, als für Kleopatra. Schmausereyen und Lustbarkeiten, in deren Anordnung immer einer den andern zu übertreffen suchte, waren das Hauptgeschäfte des Tages. Jedes Gastmahl bot dem Gaumen neue Gerichte, und dem Auge neue Scenen von Pracht dar. Alle Gefäße der Tafel bestanden aus Agath, oder aus getriebenem Golde. Die Betten, auf denen die Gäste lagen, waren von Cedernholz, mit Goldstoffen bedeckt. Der Fußboden war mit Rosen überstreut, in einer Jahrszeit, die keine Rosen trug, und gewöhnlich beschenkte Kleopatra nach der Mahlzeit die eingeladenen Gäste mit den Bechern, aus denen sie getrunken, den Betten, auf denen sie geruht, und sogar mit den Sklaven beiderlei Geschlechts, die sie sich zur Bedienung gewählt hatten.

Antonius, welcher bis dahin von dem Luxus des Orients noch keine Idee gehabt hatte, wollte der Kleo-

 patra

patra die kostbaren Feste, die sie ihm gab, erwiedern, und ruinirte bei dieser Gelegenheit Asien. Die Auflagen, die er von den Städten foderte, verursachten unzählige Empörungen. Unter andern entstand ein so wüthender Aufstand auf der Insel Arad, daß des Antonius Statthalter von den Einwohnern lebendig verbrannt wurde; welches aber weder den Feldherrn von seinen Erpressungen, noch die kleineren Tyrannen unter ihm von ihren Gewaltthätigkeiten zurückbrachte. Vielmehr vergaß der erste immer mehr seine Würde und seinen Beruf in Asien, und endlich zog er gar mit der Kleopatra nach Alexandrien. Hier ertränkte sie ihn völlig in Lustgelagen und Wollüsten. Die Schmausereyen giengen täglich fort. Ein Fremder gerieth einmal in die Küche des Antonius und sah unter vielen andern Zubereitungen auch acht wilde Schweine an Spießen braten. Er erstaunte, und meinte, es müsse heute wohl große Gesellschaft da seyn. „Nein, sagte ihm ein Koch, der Gäste sind etwa zwölfe, allein jedes dieser Schweine ist immer etwas spater aufgesteckt worden, damit wir zu der Zeit, wo die Herrschaften befehlen, gerade das aussuchen können, welches in dem Augenblicke just den höchsten Punkt des Wohlgeschmacks erreicht hat, der, wenn es länger stecken bleibt, vorübergeht.“ — Bei einem Gastmahle des Antonius, das er selbst für ein Meisterstück menschlicher Erfindungskunst und für das Unübersteigbare eines königlichen Aufwandes hielt, konnte sich Kleopatra dennoch im Scherze nicht enthalten, ihm die Kärglichkeit seines Aufwandes vorzurücken. „Was fehlt meinem Gastmahle an Pracht?“ fragte Antonius ganz empfindlich. „Nichts, erwiederte Kleopatra, als daß ich mir getraue, zehen Millionen Sestertien (fünfmal hundert tausend Gulden in Konventionsmünze) auf eines zu verwenden.“ Dieß schien

dem

dem Antonius unmöglich. Man gieng eine Wette darüber ein, und wählte einen Schiedsrichter. Am nächsten Abend wurde bey Kleopatra gespeist, und gegen Aller Erwartung ein ungemein mäßiges Mahl aufgetragen. Antonius ließ alle Speisen abschätzen und aufschreiben. Seines Sieges gewiß fragte er bei dem letzten Gerichte, wie viel sie glaube, daß noch zu zehen Millionen Sestertien fehle? Statt aller Antwort befahl sie sogleich, eine andere Tafel aufzustellen, nach der Sitte der Alten, wo mit jedem Gerichte die Tische geändert wurden. Auf diesem Tische befand sich nichts, als eine Schale voll Essig. Die Königinn nahm hierauf eine der beiden Perlen, welche sie als Ohrengehänge trug, deren jede auf zehen Millionen Sestertien von Kennern geschätzt wurde, legte sie in den Essig und trank diesen aus, nachdem sie darinn zergangen war. Mit der zweiten ein gleiches zu thun verhinderte sie der Schiedsrichter Plancus durch die Erklärung, daß sie die Wette gewonnen habe.

Da die Königinn befürchtete, daß Antonius, des Genusses überdrüssig, ihr einmal entwischen möchte, so verließ sie ihn nie. Sie gieng mit ihm auf die Jagd; sie erschien an seiner Seite bei den Audienzen, die er den Gesandten gab; ja sie nahm es sogar in den zügellosen Orgien mit ihm auf, wo der Feldherr sich der doppelten Trunkenheit des Weines und der Liebe überließ. Ihre Absicht war, ihren Liebhaber der langen Weile zu entziehen, und dieß gelang ihr, indem sie abwechselnd bald seinen Geist, bald seine Sinnen beschäftigte, sanfte Vergnügungen auf tumultuarische folgen ließ, und das Einförmige der Empfindungen durch lärmende Ausbrüche von Lustigkeit verhütete.

Antonius fischte eines Tages mit der Angel an den Ufern des Nils, ohne etwas zu fangen. Das

kränkte seine Eigenliebe, denn Kleopatra war zugegen, und es sollte ihm in ihren Augen weder an Glück noch an Geschicklichkeit fehlen. Er befahl daher heimlich einem geübten Schwimmer; so oft er die Angel auswerfen würde, unvermerkt unterzutauchen, unter dem Wasser heranzuschwimmen, und einen schon gefangenen Fisch an den Angelhaken anzustecken. Dieß geschah und Antonius frohlockte über seine Geschicklichkeit. Kleopatra merkte diesen Betrug, that aber als merkte sie ihn nicht, und befahl heimlich ihrem geschwindesten Taucher, das nächstemal dem Schwimmer des Antonius zuvorzukommen. Antonius warf die Angel aus, und sogleich fühlte er ein schweres Gewicht an seiner Schnur: er zog mit Mühe herauf, und siehe, es war ein großer eingesalzener Fisch aus einem entlegenen Meere. Alle lachten, Antonius erröthete vor Beschämung; Kleopatra aber wußte diesen Scherz trefflich zu wenden: „überlaß uns kleinen Fürsten Fische zu angeln, sagte sie, und du, Feldherr, fange Städte, Könige und Länder."

8.

Die edle Octavia. Ausbruch des Krieges zwischen Antonius und Octavius.

Antonius hatte in Rom eine Gemahlinn, Namens Fulvia, die höchst aufgebracht darüber wurde, daß ihr Gatte sich in Aegypten bei der Kleopatra jeder Art von Ausschweifung überließ. Sie fieng Unruhen in Italien an, reitzte den Octavius gegen den Antonius, und zwang diesen endlich dadurch, sich aus den Armen der Wollust loszureissen. Er kam nach Rom, versöhnte sich mit Octavius, und heura-

thete

thete daselbst, da indessen Fulvia gestorben war, die Octavia, des Octavius Schwester; eine Frau, welche, wenn Antonius noch einiges Gefühl für die Tugend und für weibliche Würde hatte, ganz fähig war, ihn auf immer den schimpflichen Ketten, womit ihn Kleopatra gefesselt hielt, zu entreissen. Aber ein durch beständigen Genuß der gröbsten Ausschweifungen entartetes Herz war des reinen und erhabenen Genusses einer tugendhaften Liebe nicht fähig. Gleichwohl verfloßen mehrere Jahre, ohne daß Antonius Gelegenheit fand, treulos zu seyn. Die edle Römerinn gebahr ihm während dieser Zeit zwey Kinder, und sie freute sich ihren Gemahl dem Vaterlande und der Welt, die seine Ehrsucht beherrschen wollte, wieder gegeben zu haben.

Niemand war mit dem Ehebündniß des Antonius weniger zufrieden als Kleopatra, die sich selbst für seine rechtmäßige Gemahlinn, und ihre mit ihm erzeugten beiden Söhne für seine rechtmäßigen Erben hielt. Fest war es bey ihr beschlossen, ihn den Armen der Octavia zu entreissen, es koste, was es wolle. Aber so lange er zu Rom verweilte, mußte sie die Ausführung ihres Entwurfes verschieben; erst dann fand sie Gelegenheit dazu, als den Antonius die Feindseligkeiten der Parther nach Syrien riefen. Kaum hatte sie Nachricht davon erhalten, als sie sich von ihm die Erlaubniß ausbat, zu ihm kommen zu dürfen. Schnell loderte das übel erloschene Feuer ehemals genossener Freuden in dem Herzen des Feldherrn wieder auf; die rechtmäßige Gattinn war vergessen, und Kleopatra erneuerte wieder die alten Scenen. Zur Belohnung ihrer Gefälligkeit für die weite Reise, die sie zu ihm gemacht hatte, schenkte er ihr ganze römische Provinzen, um deren Eroberung einst so viel Blut geflossen war, Phönicien, Cölesyrien, Cilicien,

die

die Insel Cypern und ein Stück von Palästina und Arabien. Aegypten erlangte also damals, durch die Liebeshändel der Kleopatra, einen Umfang, den das kriegerische Genie und die Politik der ersten Ptolomäer ihm nie hatte verschaffen können. Allein ein Staat, der sich in der Periode seines Verfalls vergrößert, kann nicht anders als durch Zertheilung der wenigen Lebenskräfte, die ihm noch übrig sind, existiren, und beschleunigt also nur seinen Fall. Wirklich hatten die Mächte des Orients nicht Zeit, auf Aegyptens Glück eifersüchtig zu seyn; in dem Augenblick, da der Ruf sie davon benachrichtigte, war die ganze Monarchie schon nicht mehr.

Während Antonius bei der Kleopatra schwelgte, kämpfte seine Gemahlinn Octavia zu Rom mit den unangenehmen Empfindungen, mit denen sie Liebe und Eifersucht abwechselnd quälten. Octavius und seine Freunde benutzten das Verfahren, das sich Antonius gegen seine edle Gattinn erlaubte, und seine Leidenschaft für die Kleopatra, ihn beim römischen Publikum verhaßt zu machen. In eben dieser Absicht befahl Octavius seiner Schwester, sich wieder zu ihrem Gemahle zu begeben. Sie gieng bis Athen. Von hieraus meldete sie dem Antonius, daß sie nicht nur Kleider, Waffen und Pferde für seine Soldaten, nebst ansenlichen Geschenken für die letztern und für seine Freunde, sondern auch zwei tausend Mann ausgesuchte Leute, mitgebracht habe. Sie hofte ihm dadurch die Annäherung ihrer Person noch angenehmer zu machen; allein Kleopatra hatte gleichfalls Kleider für seine Soldaten und vieles Geld mitgebracht, und sie wußte das zärtliche Herz des Antonius durch die rührendsten Beweise des Kummers, den ihr die Nähe der Octavia verursachte, so glücklich zu bestürmen, daß Antonius seine tugendhafte Gemahlinn gar nicht sehen wollte. Er befahl

ihr

ihr nach Rom zurück zu reisen, und folgte der Kleopatra nach Alexandrien.

Eine solche Behandlung der vortrefflichen, zu Rom so sehr verehrten Octavia, machte bei den vornehmen und geringen Römern einen für den Antonius sehr nachtheiligen Eindruck, den sein stolzes und eigenmächtiges Verfahren noch vermehrte. Er ließ zu Alexandrien, wo er alle Einwohner mit königlicher Pracht bewirthet hatte, an einem öffentlichen Orte, einen silbernen Thron mit zwei goldenen Sitzen für sich und die Kleopatra, und niedrigern Sitzen für seine Kinder, aufbauen; sodann erklärte er die Kleopatra zur Königinn von Aegypten, Cypern, Cölesyrien und Afrika, und ernannte ihren Sohn Cäsarion zu ihrem Reichsgehülfen. Unter seine eigenen Söhne, die sie ihm gebohren hatte, theilte er römische Provinzen aus. Jedes dieser Kinder wurde König der Könige genannt.

Durch diesen unbesonnenen Schritt verlor Antonius vollends den Scepter der Welt aus der Hand, welchen bis dahin Octavius ihm kaum streitig zu machen gewagt hatte. Dieser hatte nun einen sehr rechtfertigenden Vorwand, seinen Kollegen wegen seines eigenmächtigen, die Hoheit des römischen Staats beleidigenden Verfahrens anzuklagen. Vergebens bemühten sich einige Freunde des Antonius ihn zu rechtfertigen; vergebens wendete Octavia die zärtlichsten Bemühungen an, die Freundschaft zwischen ihrem Bruder und ihrem Gemahle zu erhalten. Die Bürgerversammlung und der Senat, auf welche der schlaue Octavius so mächtig wirkte, beschlossen gegen den Antonius Krieg, und es sollte nun entschieden werden, ob sich die Welt vom Antonius oder vom Octavius beherrschen lassen sollte.

Antonius rüstete sich ohne Verzug zum Kriege. Er ließ eine Armee von sechzehn Legionen aus Ober-Asien nach der Küste des mittelländischen Meeres rücken, um sie nach Europa überzusetzen. Von den achthundert Schiffen, woraus sie bestand, gehörte der vierte Theil der Kleopatra, die zu diesem Kriege noch zwanzig tausend Talente (sieben und zwanzig Millionen Thaler) und einen großen Vorrath von Lebensmitteln hergegeben hatte. Sie begleitete den Antonius nach Ephesus. Seine Freunde riethen ihm, sie nach Aegypten zurück zu schicken, und wie klug hätte er gehandelt, ihren Rath zu befolgen! Allein Kleopatra, die in der Besorgniß lebte, Antonius möchte sich während ihrer Abwesenheit mit dem Octavius und der Octavia wieder aussöhnen, wußte es durch ihre Freunde dahin zu bringen, daß Antonius sie bei sich behielt. Beide begaben sich nach der Insel Samos, dem Sammelplatz aller Truppen und Kriegsbedürfnisse, welche die Monarchen und Völker von Aegypten bis an das schwarze Meer liefern sollten. Zugleich wurde bekannt gemacht, daß Schauspieler, Tänzer, Tonkünstler, Possenspieler und Lustigmacher jeder Art sich nach Samos begeben sollten. Demnach ereignete es sich häufig, daß man Schiffe landen sah, die man mit Soldaten, Waffen und Kriegsvorrath beladen glaubte, und die am Ende nichts als Schauspieler und Theaterdekorationen ausluden. Man sah Eilboten ankommen, und, wenn man glaubte, von der Annäherung eines Heeres zu hören, waren es bloße Zeitungen von einem neuen Vorrath Wildpret. So suchte dieser bethörte Mann unverträgliche Zwecke mit einander zu vereinigen. Die Könige, die ihn begleiteten, suchten seine Gunst mehr durch die Pracht ihrer Gastmahle, als durch die Größe ihrer Verstärkungen zu gewinnen. Die Provinzen wetteiferten, mehr seiner Gottheit zu

opfern,

opfern, als zu seiner Vertheidigung sich zu rüsten, so daß verständige Männer ausriefen: „Welch Frohlocken würde dieser Mann nach einem Siege beginnen, der an der Schwelle eines gefährlichen Krieges bereits so ausschweifende Triumphe feiert.“ Kurz, seine besten Freunde begannen jetzt sich von ihm zu entfernen, das gewöhnliche Schicksal derer, die sich selbst zuerst verlassen.

Jemehr Antonius Freunde verlor, desto verächtlicher machte er sich. Eines der letzten Verbrechen, zu welchem seine zügellose Leidenschaft für die Königinn Aegyptens ihn verleitete, war die Verstoßung der geistreichen und tugendhaften Octavia. Diese Römerinn, die durch schändliche Trabanten aus dem Hause ihres Gemahls gejagt wurde, verließ es, von Schmerz niedergebeugt, mit ihren Kindern auf den Armen, ohne dem ungerechten und barbarischen Manne, der sie unglücklich machte, zu fluchen, und bat ihr Vaterland, es ihr nicht zuzurechnen, wenn sie der Vorwand eines bürgerlichen Krieges würde. Als Antonius und Kleopatra gestorben waren, nahm sie auch deren Kinder zu sich, erzog sie zu der hohen Tugend, die sie selbst besaß, und alle wurden in der Folge berühmte und achtungswerthe Männer und Frauen, denn der Geist einer guten Mutter ruht segensreich auf Kindern und Kindeskindern.

9.

Die Schlacht bei Actium. Flucht des Antonius und der Kleopatra.

Der Kampf um die Herrschaft der Welt zwischen Antonius und Octavius näherte sich dem Ausbruche. Ihre

Ihre Heere waren der Größe des Kampfes angemessen. Der ganze Osten folgte dem Einen, alle Macht des Westen dem Andern. Des Antonius Heer bestund aus hundert tausend Fußkämpfern und zwölf tausend Reutern; auch besaß er eine Flotte von fünf hundert Segeln. Octavius zählte nur achtzig tausend Mann zu Fuß, aber eben so viel Rosse als sein Gegner, und wiewohl seine Flotte nur halb so zahlreich war, als die des Antonius, so war sie dagegen besser gebaut und bemannt. Kleopatra selbst fuhr in einem beinahe ganz vergoldeten, und mit der angenehmsten Musik besetzten Schiffe, als wenn sie zum zweiten male auf die Eroberung eines Antonius aussegelte.

Es war am zweiten September des Jahres ein und dreissig vor Christi Geburt, als die entscheidende Seeschlacht bei Actium, einer Stadt im Epirus, am Eingange des Ambraccischen Meerbusens, vorfiel. Noch vor dem Treffen ließ Antonius viele von den Schiffen der Kleopatra verbrennen, weil es ihm an hinlänglichen Leuten, sie zu besetzen, fehlte, und weil ihm die Weichherzigkeit der Aegypter Besorgniß erregte. Er war überhaupt nicht ungeneigt, den Rath derer, die auf eine Landschlacht antrugen, zu befolgen; aber Kleopatra, deren Zauberworte ihm schon so oft alle Ueberlegung geraubt hatten, verleitete ihn auch dießmal, sich in ein Seetreffen einzulassen. Er ordnete seine Schiffe vor der Mündung des Meerbusens; Octavius die seinigen ihm gegen über. Keiner der beiden Anführer wählte sich einen festen Standort, sondern beide eilten überall hin, wo es ihrer Gegenwart bedurfte. Mittlerweile stunden auch die beiden Landarmeen an den entgegen gesetzten Ufern des Meerbusens einander gegenüber, schauten dem Seegefechte zu, und suchten jedes die Seinigen durch Zurufungen zu ermuntern. Die Schlacht begann lebhaft auf beiden

Seiten,

Seiten, und auf eine bis dahin unbekannte Weise. Die Schnäbel der Fahrzeuge waren mit ehernen Spitzen bewafnet. Diese jagten sie fürchterlich einander in die Ribben. Des Antonius Schiffe thaten den Stoß mit größerem Nachdruck, des Octavius seine wußten mit größerer Gewandtheit ihm auszuweichen. Des Antonius führten auf den Hintertheilen hohe Thürme, von denen allerley Geschoß aus eigens dazu verfertigten Maschinen auf die Feinde geschleudert wurde. Des Octavius Schiffe bedienten sich langer, mit eisernen Stangen versehener Hacken, und warfen Feuertöpfe auf die Häupter des Feindes. So fochten sie eine geraume Zeit mit gleicher Lebhaftigkeit. Auf keiner Seite war einiger beträchtlicher Vortheil wahrzunehmen; nur zeigte sich in des Antonius Centro eine geringe Unordnung. Allein mit einmal entschied Kleopatra das Schicksal des Tages. Das Geschrey der Befehlenden, die Wuth der Kämpfenden, das Jammern der Verwundeten, das Röcheln der Sterbenden und alle jene Scenen des Grauens und der Erschütterung, welche das Schauspiel eines Treffens darbietet, mußten einem Weibe Bangigkeit einflößen, das bisher nur an Scenen von lärmenden Gastmahlen uud prunkenden Festen gewöhnt war. Bevor noch ein Schritt zur Entscheidung des Geschickes einer der beiden Partheyen geschehen war, ergrief sie, von nichts als ihrer Angst gejagt, die Flucht und zog dadurch ihr ägyptisches Geschwader mit sich fort.

Bei diesem Anblicke verlor Antonius alle Besinnung, und vergaß, was er seiner Ehre, seinem Wohle und seinen Kriegern schuldig war, und eilte ihr nach. Zu seiner großen Beschimpfung folgten ihm nicht nur seine Unterbefehlshaber nicht, sondern sie setzten den Kampf bis zum Anbruch der Nacht fort. Dann erst, als die Schatten der Nacht sie

hin-

hinderten, den Freund von dem Feinde im Kampfe zu unterscheiden, zogen sie sich rühmlichst aus dem Treffen zurück, und liessen den Octavius in der Ungewißheit, ob ihn der Kranz des Sieges bekränzen, oder ob er ihm am folgenden Tage noch streitig gemacht würde. Erst als das Licht des neuen Tages alle Gegenstände wieder sichtbar machte, als es ihm auch nicht eine Spur einer feindlichen Flotte mehr zeigte: jetzt konnte er an der Vollkommenheit seines Sieges nicht mehr zweifeln.

Antonius schien drei Tage lang, als er von seinem Schiffe an Bord des Schiffes der Kleopatra gegangen war, tiefgebeugt und verzweiflungsvoll alle die Schlangenbisse zu fühlen, mit welchen das aufgeregte Gewissen und das Bewußtseyn, sich durch Schwäche und Unbesonnenheit, durch blinde Liebe und Vernachläsigung des heilsamen Rathes seiner Freunde, alle diese Schmach und diesen Umsturz seines Glückes zugezogen zu haben, gefoltert werden; er schien ganz den Gefühlen des Schmerzens zu unterliegen; als er während dieser Zeit die Nachricht von der freiwilligen Ergebung seines Landheeres an den Octavius erfuhr. Keine Thräne, das Zeichen eines erleichterten Herzens, kein Wort entfiel ihm. In seiner Cajüte saß er, den Kopf auf die Hand gestützt; er wollte anfänglich nicht essen, nicht trinken, wollte die Kleopatra nicht sehen, nicht sprechen, die über das Zerfließen ihres Traumbildes von der höchsten erreichbaren Macht, von dem Besteigen des erhabensten Thrones der Welt, den höchsten Grad der Bestürzung fühlte. Aber schon am vierten Tage schwoll wieder das Herz des zärtlichsten Liebhabers von Liebe gegen die angebetete Königinn über. Bald wurde die alte Lebensweise wieder hervorgesucht, und dadurch das Gefühl des gegenwärtigen Unglücks vermindert.

Es

Es war aber hohe Zeit, an die Mittel zu denken, wodurch sie sich ihr Schicksal verbessern könnten. Antonius beschloß, sich nach Lybien zu dem dasigen Heere zu begeben, Kleopatra, nach Aegypten zurückzusegeln. Sie trennten sich. Kaum hatte er bei seiner Ankunft in einem lybischen Hafen erfahren, daß das Gerücht von seinem Mißgeschicke ihm dahin zuvor geeilt sey und den Anführer des lybischen Heeres veranlaßt habe, sich für den Octavius zu erklären, so eilte er von da nach Alexandrien zu seiner Kleopatra, ohne mit sich bisher einig geworden zu seyn, was er dort anfangen wolle.

Die unglückliche Königinn hatte indessen für ihre eigene Sicherheit einen Schritt gethan, der zugleich das grausame und verzagte Weib verräth. Damit sich ihre Großen nicht für den Sieger erklärten, und sie vielleicht an denselben auslieferten, ließ sie dieselben gefangen nehmen und hinrichten. Aber dadurch ward sie ihrer Sicherheit noch gar nicht gewiß. Sie hatte kein Heer, um ihr Land gegen eine Landung des Siegers zu sichern; denn das ihrige war mit den übrigen Kriegern des Antonius zum Octavius übergegangen. Antonius wußte ihr so wenig zu helfen als sich selbst. Sie verfiel also auf den Plan, sich und ihre großen Schätze auf den Schiffen, welche sie am arabischen Meerbusen hatte, in Sicherheit zu bringen. Aber als sie eben im Begriff war ihn auszuführen, erhielt sie die Nachricht, daß die Bewohner der arabischen Küste alle diese Schiffe verbrannt hätten.

10.

Letzte Schicksale des Antonius und der Kleopatra. Ende des Reichs der Ptolomäer.

Octavius gab indeß die Früchte seines Sieges nicht auf, sondern näherte sich Alexandrien mit schnellen Schritten. Niemand gerieth darüber in größere Bestürzung als Kleopatra; sie beschloß zu ihrer Rettung das Aeußerste zu wagen, und die schwärzeste Verrätherey sollte das Mittel derselben werden. Der arme, besiegte, von ihr verführte und von dem Gipfel des höchsten Glückes bis zur Hüflosigkeit herabgestürzte Antonius hatte nun keinen Werth mehr für sie, seitdem er blindlings ihren Eingebungen folgend, ihre Unbesonnenheit und Zaghaftigkeit mit ihr theilte, und dadurch ihrem hochfliegenden Plan auf die Weltherrschaft vernichtete; Sie wollte ihre Ehre, ihre Schätze, ihr Königreich retten; dieß konnte nicht geschehen ohne ihr Schicksal von dem seinigen zu trennen, ohne ihn dem Sieger zum Opfer für das ihrige darzubringen; es wurde also seine Aufopferung beschlossen.

Natürlicher Weise mußte sie den Vorsatz zu einer so niederträchtigen Verrätherey vor ihm verbergen, damit er sie nicht selbst seiner Wuth zum Opfer brächte; aber sie konnte doch nicht, ohne seinen höchsten Argwohn zu erregen, allein mit dem Sieger in Unterhandlungen treten. Daher beredete sie ihn, an den Octavius Gesandte mit Friedensvorschlägen zu schicken. Sie schickte auch für sich Gesandte mit jenen des Antonius ab, mit Aufträgen, die den Weg zu der Verrätherey bahnen sollten. Des Antonius Gesandte fanden kein Gehör; jene der Kleopatra wurden angehört und mit angenehmen, aber allgemeinen Versprechungen

chungen entlassen, wenn sie die Bedingung der Auslieferung des Antonius erfüllen wolle. Des Antonius Liebe zur Kleopatra gieng so weit, daß er auf ihren Antrieb zum zweitenmal Gesandte an den Sieger schickte und sich erbot, als Privatmann in Athen zu leben, wenn Octavius nur der Kleopatra und ihren Kindern das Königreich Aegypten überlassen wolle. Diese Gesandtschaft hatte aber mit der vorigen gleiches Schicksal. Alle Vorschläge des Antonius wurden von der Hand gewiesen. Er suchte daher die Ahndungen der nahen Zukunft bei Gastmahlen, bei Wein und Liebe zu ersticken. Man verschwendete wechselsweise auf Gastereyen, was nur zu verschwenden war.

Kleopatra war aber zu klug, als daß sie sich hätte durch die allgemeinen Versprechungen des Siegers täuschen lassen; der Gedanke an die Zukunft schreckte sie mitten im Wirbel der Hoffeste wie ein Gespenst. Wahrscheinlich ahndete sie den Plan des Octavius, sie durch Versprechungen vom Selbstmorde abzuhalten, um mit ihrer Person seinen Triumpfeinzug in Rom zieren zu können. Um dieser Schmach zu entgehen, beschloß sie zu sterben. Sie machte Versuche mit allen bekannten Giften an Verbrechern, die zum Tode verurtheilt waren, und diese Versuche lehrten sie, daß der Biß der Schlangen einen sanften und ruhigen Tod nach sich ziehe. Unter diesen giftigen Thieren wählte sie die Natter, weil ihr Gift, indem es das Blut gerinnen macht, nur eine allmähliche Schlafsucht erregt, während welcher das Leben sanft erlischt.

Noch ehe es zur Ausführung dieses beschlossenen Selbstmordes kam, erschien Octavius mit seiner Armee vor Pelusium, einer Festung, welche der Schlüssel zu Aegypten war, und vermöge ihrer festen Lage die Fortschritte des Siegers wohl auf einige Zeit hät-

te hemmen können. Aber der Befehlshaber des Orts, es sey nun, daß es ihm an Muth ihn zu vertheidigen gemangelt, oder daß er von der Königinn vorläufig angewiesen worden, ihn zu übergeben, ließ ihn ohne Schwerdtstreich sich des Orts bemächtigen, so daß die Straße nach Alexandrien dem Octavius jetzt ganz offen lag. Er säumte nicht, seinen Zug dahin unverzüglich anzutreten. Als er sich der Stadt näherte, that Antonius einen Ausfall, und focht so verzweifelt, daß die feindliche Reuterey in die Flucht geschlagen wurde. Dieser unbedeutende Vortheil belebte seine gesunkene Hofnung noch einmal. Eitel von Natur, hielt er einen triumphirenden Einzug in Alexandrien. Dann gieng er in voller Rüstung in den Palast, umarmte die Königinn, und stellte ihr einen Krieger vor, der sich in dem letzten Gefecht sehr rühmlich ausgezeichnet habe. Kleopatra belohnte ihn sehr prächtig. Sie beschenkte ihn mit einem goldenen Helm und Panzer. Aber noch die nemliche Nacht stahl der Soldat mit diesem Geschenke sich in das feindliche Lager, klüglich entschlossen, durch Uebergang zur stärkern Parthey sich seiner Reichthümer zu versichern. Antonius vernahm eine solche Treulosigkeit nicht ohne neuen Unwillen. Noch einmal beschloß er zu Wasser und zu Lande einen letzten verzweifelten Versuch zu machen. Er stellte seinen Heerhaufen auf den Anhöhen der Stadt in Schlachtordnung, von wo er auch das Absegeln der Flotte und den Erfolg ihres Angriffes beobachten konnte. Der günstige Erfolg sollte das Signal zum Angriffe der Landtruppen seyn. Er befürchtete nichts weniger, als eine Verrätherey, ob ihm gleich seine Freunde einigen Verdacht gegen die redlichen Gesinnungen der Kleopatra schon eher sollen einzuflößen gesucht haben. Jetzt aber donnerte ihn ein Schrecken ohne Gleichen darnieder, als er mit

eigenen Augen sah, wie der Admiral der Flotte, sobald er den Schiffen des Octavius nahe kam, die Segel strich, und die ganze Flotte dem Feinde übergab.

Jetzt stand sie ihm in ihrer ganzen Schwärze vor Augen, die niederträchtige Schandthat. Er sah ein, wie wenig er auf seine Krieger sich würde verlassen können. Die Verzweiflung gab ihm endlich einen Gedanken ein, der über sein Leben oder über seinen Tod das Loos werfen sollte; er foderte den Octavius zu einem Zweikampfe auf. Sein Gegner ließ ihm aber sagen: wofern er seines Lebens überdrüssig sey, so böten sich ihm wohl andere Wege zum Tode dar.

Verspottet von Octavius, verrathen von Kleopatra, verlassen von seiner Reuterey, deren Uebergang zum Octavius man ihm so eben hinterbrachte, wollte Antonius endlich seiner Wuth die Verrätherinn, die Quelle aller seiner Unbesonnenheiten, seiner Schmach und seines tiefen Falles, aufopfern, und nach gesättigter Rache durch sein Schwerdt sich den Händen seiner Sieger entziehen. Er suchte sie mit dem bloßen Schwerdt in allen Zimmern des Pallastes — fand sie aber nicht. Schon lange war ihr vor der zerstörenden Eifersucht des Antonius bange gewesen, und sie hatte ein ganz eigenes Mittel ausgesonnen, um sich gegen die plötzlichen Anwandlungen derselben zu sichern. Neben dem Tempel der Isis hatte sie ein Gebäude aufgeführt, das dem Anscheine nach zu einem Grabmal bestimmt war. Hieher brachte sie alle ihre Schätze und kostbarsten Kleinodien, und ließ zugleich den untern Saal desselben mit aromatischem Holz und allen Arten von brennbaren Materien, deren man sich zur Anzündung eines Scheiterhaufens bediente, anfüllen. Den Eingang verwahrte eine eiserne Pforte vor jeder Ueberraschung. Einen doppelten Zweck dachte sie durch das

 Grab-

Grabmal zu erreichen; theils sollte es sie vor des Antonius jähem Aufbrausen sichern, theils dem Octavius glauben machen, daß sie mit allen ihren Schätzen sich verbrennen wolle, im Fall er ihre schickliche Vergleichsbedingungen abschlüge. Hieher nun flüchtete sie vor des Antonius drohendem Zorne, und damit er sie da nicht aufsuchte, ließ sie ihm die Nachricht bringen, Kleopatra habe einer schimpflichen Unterwerfung einen rühmlichen Tod vorgezogen, und sich auf den Gräbern ihrer Vorfahren entleibt.

Der leichtglaubige gieng bei dieser Todesnachricht vom Zorne zu den ausschweifendsten Klagen über. Jetzt war Kleopatra auf einmal in seinen Augen gerechtfertiget, und an aller Verrätherey unschuldig; ihr im Tode zu folgen war sein süßester Gedanke. Er verschloß sich mit einem Sklaven in sein Zimmer, ließ sich den Panzer ausziehen und befahl ihm, das Schwerdt ihm durch die Brust zu stoßen. Ehrfurcht und Anhänglichkeit für seinen Herrn lähmten dem Sklaven die Hand zur Vollziehung dieses Befehls. Antonius befahl es ihm nochmals. Nun ergrief diese getreue Seele das Schwert, durchstach sich selbst damit, und fiel mit dem Tode ringend zu den Füßen seines Herrn. Antonius staunte über so viel Edelmuth in einem Sklaven, zog das Schwerdt aus dem Leibe desselben, und stieß es sich selbst durch den Leib.

Die Wunde war tödtlich; da sie aber vom geronnenen Blute verstopft wurde, so fühlte er bald, daß er nur noch zum Leiden Kräfte übrig behielt. Indem er sich noch mit diesen grausamen Vorstellungen quälte, trat einer von den Offizieren der Königinn in das Zimmer, und bat ihn in ihrem Namen, zu kommen und mit ihr zu sterben. Beim Namen Kleopatra schien sein Schmerz ihn zu verlassen, und er gab zu verstehen, man möchte ihm seine Wunden verbinden

und

und ihn zu ihr zu bringen. Sein Wunsch wurde erfüllt. Als er bei dem Thore des Grabmals, in das sich Kleopatra geflüchtet hatte, ankam, erschien sie an einem hohen Fenster, warf eine Art von Strickleiter herab, woran man den unglücklichen Antonius festband, und zog ihn mit einigen Gehülfinnen zu sich herauf. Obgleich der Tod schon mit gräßlichen Zügen auf seinem Gesichte gemahlt war; obgleich das Bewußtseyn mit den letzten Kräften ihn zu verlassen im Begriff war, so raffte er sich doch noch einmal auf, um die brechenden Augen aufzuschlagen und die Arme nach der geliebten Kleopatra auszustrecken. Sie legte ihn auf ein Bette, trocknete ihm mit ihrem kostbarsten Gewande das Blut ab, heftete ihren Mund auf seine bleichen Lippen, brach dann in ein lautes Jammergeschrey aus, zerriß sich die Kleider, zerschlug sich die Brust, zerraufte sich die Haare, und nannte ihn ihren Herrn und ihren Gemahl. Durch dieses Geschrey weckte sie ihn nochmals zum Selbstbewußtseyn. Er schlug die Augen auf, sah sie mit rührender Zärtlichkeit an, und verschied in dem Augenblicke, als ein Gesandter des Octavius an der Thüre des Grabmals erschien.

Dieser Gesandte, welcher Befehl hatte, sich der Person der Kleopatra, ehe sie sich das Leben nähme, zu bemächtigen, untersuchte, unter dem Vorwande, daß er freundschaftliche Aufträge an die Königinn habe, das Grabmal, um zu sehen, ob er nicht durch List hinein kommen könne. Als er seinen Plan gemacht hatte, kehrte er zum Octavius zurück, und brachte bald darauf eine Anzahl bewafneter Leute zum Grabmal mit. Ohne bemerkt zu werden schlug er eine Leiter an die Mauer, und stieg mit einigen Offizieren durch das Fenster, wodurch Antonius heraufgezogen worden war. Als die unglückliche Königinn sich in

der

der Gewalt ihrer Feinde sah, rieß sie einen Dolch aus ihrem Gürtel, und wollte sich denselben durch die Brust stoßen. Doch der Römer entwand ihr denselben mit den Worten: „Du versündigest dich an dir und dem Octavius, wenn du ihm eine so schöne Gelegenheit entziehen willst, sich gnädig zu beweisen.“ Sie ward nun aufs sorgfältigste beobachtet, damit sie nicht etwa durch Gift ihr Leben verkürzen möchte. Außerdem wurde ihr jede Art von Achtung bewiesen, die ihrem Stande gebührte, und als sie um die Erlaubniß bat, den Antonius begraben zu dürfen, ward es ihr ohne Schwierigkeit bewilliget. Sie ließ den Leichnam mit den kostbarsten Specereyen des Orients einbalsamiren, und in den Grabmälern der ägyptischen Könige beisetzen.

Einige Tage darauf zog der Sieger bei Actium triumphirend in Alexandrien ein, und stattete sogleich der Kleopatra einen Besuch ab. Als er zu ihr ins Zimmer trat, fand er sie in einem Trauerkleide auf einem Ruhebette sitzen. Sie sprang von demselben auf und wollte sich ihm zu Füßen werfen; er aber verhinderte es. Sie sah ganz entstellt aus, ihre Haare waren in Unordnung, ihr Gesicht verwirrt, ihre Stimme zitternd, ihre Brust zerfleischt, ihre Augen rothgeweint; doch war noch nicht alle Anmuth ihrer Schönheit verschwunden. Aus ihrer Traurigkeit brachen Strahlen der Reitze, wie aus düstern Wolken die Strahlen der Sonne, hervor. Nur auf den Sieger, auf den sie vielleicht berechnet waren, machten sie keinen Eindruck. Das Zimmer, wo sie ihn empfieng, enthielt nichts als Abbildungen von Thaten Julius Cäsars, welches wohl nicht so ganz zufällig seyn mochte. „Hier sind, sprach sie, Abbildungen, welche sich auf den beziehen, der dich zum Sohne erkohr, um dir die Herrschaft der Welt zu hinterlassen. Ihm verdank' ich

meine

meine Krone. „ Sie zog hierauf einige seiner Briefe aus ihrem Busen: Dieß sind, fuhr sie fort, indem sie dieselben küßte, die theuren Zeugen seiner Liebe.“ Sie laß die zärtlichsten mit rührender Stimme und sprechenden Blicken vor. Aber alle diese Theaterkünste machten auf die mehr ehrgeitzige als verliebte Brust des Octavius keinen Eindruck; er antwortete der Kleopatra nur mit der Politesse, die für ein sich Preis gebendes Weib so beleidigend ist, und nun war die Unglückliche im Ernst darauf bedacht, ihr Leben zu endigen.

In dem Augenblick, den sie sich zu Entwicklung dieses seltsamen Trauerspiels gewählt hatte, hieß sie jedermann, zwei Aufwärterinnen, die Vertrauten ihres schröcklichen Geheimnisses, ausgenommen, ihr Zimmer verlassen. Man brachte ihr einen Korb mit Früchten, unter welchen man eine Natter versteckt hatte. Unerschrocken streckte die Heldinn der Schlange ihren Arm dar, und, sobald sie sich gebissen fühlte, warf sie sich auf ein Ruhebette, auf welchem sie einige Minuten nachher ohne Schmerz verschied. Sie war damals ungefehr neun und dreissig Jahre alt, von denen sie zwei und zwanzig, nach ihres Vaters Tode, regiert hatte. Den Tag nach dieser wichtigen Begebenheit, rieß man in Alexandrien alle Statuen des Antonius nieder. Die Statuen der Kleopatra wurden verschont, nicht daß Octavius sich die Miene der Großmuth gegen die Asche einer Königinn, die sein Vater so sehr geliebt hatte, hätte geben wollen, sondern weil ein Aegypter, dessen Wohlthäterinn die Unglückliche gewesen war, sich für tausend Talente das Recht erkaufte, zu verhindern, daß man ihr Andenken nicht auf diese Art beschimpfte.

Aegypten ward nunmehr, seit dem Tode der Kleopatra, eine römische Provinz, die von Statthal-

haltern regiert wurde. Die Monarchie der Ptolomäer hatte zwei hundert und vier und neunzig Jahre gedauert.

II. Gemählde der Regierung des Kaisers Caligula, und Verschwörung gegen denselben.

Vom Jahr 37 bis 41 nach Christi Geburt.

I.

Erste preiswürdige Regentenhandlungen des Kaisers Caligula. Freude des Reichs.

Die römische Kaisergeschichte ist großentheils ein schauerhaftes Gemählde des schröcklichsten Despotismus, der blutigsten Tyranney und der frevelhaftesten Entweihung aller Menschenrechte. Es war das Verhängniß der erdebeherrschenden Römer, daß sie von ihren Tyrannen nicht nur viel mehr erdulden sollten, als jrgend eine überwundene Nation von ihnen geduldet hatte, sondern daß sie dieses auch zu ihrer größeren Demüthigung von wahnwitzigen oder blödsinnigen Tyrannen dulden mußten. In diese Klasse gehört der Kaiser Caligula, dessen eigentliche Bestimmung nicht der Thron, sondern das Narrenhaus war. Alle Leidenschaften und Laster dieses Wütherichs, seine blutschänderische Ueppigkeit, seine unerhörte Schwelgerey, Verschwendung und Schaamlosigkeit, sein hämischer Neid, sein beispielloser Hochmuth, seine mehr als kindische

Un-

Unbeständigkeit, endlich seine tigerartige Grausamkeit giengen über das höchste Maaß der Mängel, Lüste und Verbrechen der lasterhaftesten, aber nicht verrückten Menschen so weit hinaus, daß man aus jedem Laster, und jeder Leidenschaft, so wie aus der Scheußlichkeit seiner Gestalt, und aus seinen ungeheuren Unternehmungen auf angebohrnen und unheilbaren Wahnwitz schließen konnte.

Der Vater dieses gekrönten Ungeheuers war ein Held, den die Geschichte mit Ehrfurcht nennt, der bewunderte Germanikus *), und seine Mutter war die nicht weniger edle Agrippine. Kaum läßt es sich begreifen, wie von einem solchen Paare ein, eben so sehr in Ansehung des Körpers als in Ansehung der Seele verwahrloster Mensch gezeugt werden konnte. Er wurde am letzten August des Jahres zwölf nach Christi Geburt zu Antium, einer Stadt vom dritten Range im alten Italien, gebohren. Sein eigentlicher Name war Cajus. Den Beinamen Caligula (zu deutsch Soldatenstiefel) gab ihm Soldatenwitz, weil er, wie ein gemeiner Soldat gekleidet, im Lager erzogen ward. Welche Zuneigung ihm dieses Aufwachsen unter den Truppen erworben habe, ward vorzüglich sichtbar, als er sie nach dem Tode des Augustus, da sie im tollsten Aufruhr wütheten, ganz allein durch seinen Anblick auf andere Gesinnungen brachte. Denn sie ließen von ihrer Wuth nicht eher ab, bis sie sahen, daß er seiner Sicherheit wegen in eine der nächsten Städte abgeführt werden sollte. Da erst lenkten sie um zur Reue, hielten den Wagen zurück, und wendeten durch Bitten Schimpf und Abscheu von sich ab.

Im

---

*) Eine Charakteristik dieses großen Römers siehe im 3ten Bande dieser Revolutionsgemählde S. 126 ff.

Im syrischen Feldzuge begleitete er seinen Vater. Als er zwanzig Jahre alt war, ließ ihn sein Großvater, der Kaiser Tiberius *) zu sich nach Capreä kommen, und an demselben Tage ihm den Bart abscheeren und die männliche Toga anlegen, ohne ihn jedoch mit einer der Auszeichnungen zu beehren, die in der kaiserlichen Familie gebräuchlich waren. Zu gleicher Zeit umgab ihn der Tyrann mit verrätherischen Freunden, die den Auftrag hatten, seine Gedanken auszuforschen, und ihm Klagen abzulocken: aber er gab keine Blöße. Das Unglück seiner Familie, ein Werk seines Großvaters, schien er so ganz vergessen zu haben, als wäre nie etwas vorgefallen; Beleidigungen, welche man ihm selbst anthat, ließ er mit unglaublicher Achtlosigkeit hingehen, und zeigte sich in allen Stücken gegen seinen Großvater und dessen Günstlinge so nachgiebig, daß man von ihm nicht ohne Grund sagte, es habe niemals einen bessern Diener, noch einen schlechtern Herrn gegeben, als ihn. Indes entwischten doch, trotz dieser Verstellung, seiner Unerfahrenheit zuweilen charakteristische Züge. So bemerkte man, daß er außerordentlich gerne den Hinrichtungen der zum Tode Verurtheilten beiwohnte. Zuweilen machte er sich auch falsche Augenbraunen und Haare, und besuchte so bei Nacht die lüderlichsten Dirnen Roms.

Als Tiberius, vermuthlich nicht ohne seine thätliche Mitwirkung, das Leben verloren hatte, gelangte er in seinem fünf und zwanzigsten Jahre zur Regierung, und schwerlich hat jemals ein Mensch unter glücklichern Aussichten einen Thron bestiegen. Als

Sohn

---

*) Die Schreckensregierung dieses blutdürstigen Tyrannen ist im 3ten Bande dieser Revolutionsgemählde S. 116 ff. erzählt worden.

Sohn des Germanikus, dessen Tod Rom, Italien, alle Provinzen, selbst Roms furchtbarste Feinde, die Parther, als ein allgemeines Unglück für das menschliche Geschlecht betrauert hatten; als Liebling der Soldaten, die ihn als Kamerad von Kindesbeinen an liebten; umringt von lautem Jubel des Volks über den Tod eines Tyrannen; überall und von jedermann als ein Geschenk des Himmels an die Menschheit, als die Sonne eines neuen herrlichen Tages anerkannt, welche frohe Erwartungen mußte er erregen! Als er daher von Misenum aus, in einem langen Trauerkleide, den Leichenzug des Tiberius anführte, gieng sein Weg mitten durch Opfer, Altäre, brennende Fackeln und dichte Menschenhaufen, welche ihm zujauchzten, ihn ihren Glücksstern, ihr Herzblatt, ihr Täubchen, ihren Zögling nannten.

Rom gab dem übrigen Italien an Freudens- und Ehrenbezeugungen nichts nach. Gleich bei seinem Eintritte in die Stadt ward ihm einstimmig vom Senat und Volk, das in den Senatssaal stürzte, ohne auf des Tiberius Testament Rücksicht zu nehmen, der seinen zweiten Enkel zum Miterben ernannt hatte, der Oberbefehl über alle Regierungsgewalten übertragen. Und man freute sich darob dermaßen, daß man, in weniger als drei Monaten, um den Göttern zu danken, mehr als hundert und sechzig tausend Thiere opferte. Zu dieser überschwenglichen Liebe des Volks kam ausgezeichnete Achtung im Auslande. Denn der Parther König Artaban, welcher immer Verachtung und Abscheu gegen den Tiberius geäußert hatte, suchte jetzt ohne weitere Veranlassung des Caligula Freundschaft; begab sich zu einer mündlichen Unterredung mit dem römischen General über den Eufrat, und bezeugte den römischen Adlern, Fahnen und den Brustbildern der Cäsaren seine Ehrerbietung. Die ganze

Welt vereinigte sich, an dem glücklichen Jünglinge Tugenden zu preisen, die man nicht erprüft hatte, die man nur an ihm hofte.

Caligula selbst unterhielt und vermehrte diese Zuneigung durch alle Arten von Popularität. Unter vielen Thränen hielt er dem Tiberius die Leichenrede, begrub ihn mit Pracht, eilte dann auf einige Klippen des mittelländischen Meers, um die Asche der Familie des Germanikus nach Rom zu holen, und, was seine Frömmigkeit desto auffallender machte, er gieng mitten in einem Sturme in See. Dem Orte selbst näherte er sich mit religiöser Feierlichkeit, und schüttete die Asche mit eigener Hand in die Urnen. Zu Ehren seines Vaters befahl er, den Monat September hinfort Germanikus zu nennen.

Einer von den Zügen, welcher dem Regierungsantritte des Caligula die meiste Ehre machte, war die Rückberufung aller Verbannten, und die Begnadigung aller der Unglücklichen, welche unter der vorigen Regierung von dem Tiberius für vogelfrey erklärt worden waren. Er schaffte auch die schröckliche Anklage des Verbrechens der beleidigten Majestät ab; er weigerte sich, in Ansehung dieses Punkts, den Angebern Gehör zu geben, und als einer derselben ihm eine Schrifft überreichte, worinn eine Verschwörung gegen seine Person entdeckt seyn sollte, so gab er sie mit einem Schein von Seelengröße zurück und sagte: „Warum sollte man mir nach dem Leben trachten? hab' ich doch nichts gethan, was mich verhaßt machen könnte.“ Alle zur unglücklichen Geschichte seiner Mutter und Brüder gehörigen Papiere ließ er, damit keiner von ihren Anklägern, von den Zeugen gegen sie etwas zu fürchten hätte, auf dem Markte zusammen führen, und verbrannte sie, nachdem er vorher bei den Göttern grschworen hatte, er habe nichts davon gelesen, nichts berührt.

Die

Die allgemeine Staatsrechnung, die Augustus vorzulegen pflegte, Tiberius aber unterdrückte, befahl er bekannt zu machen. Den Magistraturen gestand er unabhängige Gerichtsbarkeit, ohne Berufung an seine Person, zu. Die römischen Ritter musterte er aufmerksam und strenge; zugleich doch aber auch mit einer gewissen Mäßigung. Auf wem öffentliche Strafe oder Schande haftete, den ließ er vor Aller Augen sein Streitroß abgeben; wer eines geringern Fehls schuldig war, dessen Name ward beim Ablesen der Ritterrolle übergangen. Er zahlte ehrlich und ohne Chikane alle Vermächtnisse des Tiberius baar aus, obgleich desselben Testament vernichtet war. Vielen Abgebrannten ersetzte er ihren Verlust, und gab er einem Fürsten sein Land zurück, so ersetzte er ihm zugleich die in der Zwischenzeit fällig gewesenen Zölle und Einkünfte. Und um desto sicherer das Ansehen zu behaupten, als schätze er jede edle Handlung, schenkte er einer Freigelassenen achttausend Gulden, weil sie, unter den grausamsten Martern der Folter, nicht gegen ihren Herrn ausgesagt hatte.

So viel Milde und scheinbare Tugend konnte des verdienten Lobens nicht verfehlen. Im Taumel der öffentlichen Erkenntlichkeit erkannte man ihm alle die Ehren zu, welche die sinnreichste Zärtlichkeit ihm nur erweisen konnte. Man ließ eine goldene Büste von ihm verfertigen, und beschloß dabei, daß das Kollegium der Priester, von dem Senat und von einem Chor des jungen Adels beiderlei Geschlechts begleitet, dieselbe jährlich einmal im Triumph aufs Kapitolium tragen sollte. Man ernannte ihn zu gleicher Zeit auf vier Jahre nacheinander zum Konsul, und da das Fest der Pales zugleich die Jahresfeier der Stiftung der Republik war, so nannte man den Tag der Thronbesteigung des Caligula Palilia, um ihn da-

dadurch gleichsam für den zweiten Stifter Roms zu erklären.

Caligula ließ dem allgemeinen Enthusiasmus nicht Zeit, sich abzukühlen. Er brachte den Tempel Augusts und das Theater des Pompejus zur Vollkommenheit; er legte den Grund zu einer prächtigen Wasserleitung in Tibur, und zu einem ungeheuren Amphitheater in Rom; er ließ die Mauren von Syrakus wieder herstellen, und gab Befehl zu Erbauung einer Stadt auf der Spitze der Alpen. Auch war er Willens, die Erdenge von Korinth durchgraben zu lassen, um die beiden Meere zu verbinden, und schickte wirklich den ersten Centurio seiner Leibwache dahin, um den Plan dieses großen Werks aufzunehmen. In den Schauspielen, die er zu Rom gab, herrschte eine Pracht, welche alles verdunkelte, was vor ihm in dieser Art geleistet worden war. Auch stellte er zu Lyon die Wettkämpfe griechischer und lateinischer Beredsamkeit wieder her, welche unter der Tyranney der vorigen Regierung abgekommen waren.

Frohen Herzens sahen die Bewohner des weiten Kaiserreichs, nach den Stürmen früherer Zeit, einer ruhigen Zukunft entgegen, als der Himmel sich trübte, und Stürme, schröcklicher als alle vorigen, mit fürchterlicher Wuth ausbrachen.

2.

Schreckensvolle Veränderung. Wollust und Verschwendung des Kaisers.

Es waren ungefähr acht Monate verflossen, seitdem Caligula den Thron bestiegen hatte, als er in eine Krankheit fiel, die sein Leben in Gefahr brachte.

Furcht

Furcht und Besorgniß um den geliebten Regenten ergrief die Hauptstadt und die Provinzen, und Tausende, die um das Leben des geliebten Kaisers baten, lagen in den Tempeln vor den Göttern auf ihren Knien. Er genaß wirklich wieder, aber die Freude des Landes hierüber verwandelte sich bald in Grausen und Entsetzen. Es sey nun, daß entweder diese Krankheit sein Gehirn angrief und ihn ganz umänderte, oder daß sein ganzes bisheriges Benehmen eine klug eingeleitete Verstellung war; gewiß ist es: von dieser Zeit an bis an seinen Tod war er der verabscheuungswürdigste Tyrann, dessen ganze Regierung eine ununterbrochene Reihe der abscheulichsten Laster und der ungeheuersten Grausamkeiten war.

Alles Böse, das Caligula verübte, geschah auf die empörendste Art. Seine Wollust achtete durchaus keine Schranken, sein Neid, sein Hochmuth und seine Verschwendung sind ohne Beispiel, die Tollheit selber konnte schwerlich ausschweifendere Grausamkeiten, lächerlichere Unverträglichkeiten aussinnen, als ihm zugeschrieben werden; und einige derselben übersteigen wirklich allen Glauben, da es ihnen doch durchaus an Anlaß oder Triebfedern zu fehlen scheint. Zwar hatte auch der vorige Kaiser Tiberius sehr viel Böses gethan, allein er hatte ihm wenigstens den Schein des Rechten zu geben gesucht; Caligula hingegen that alles geradezu, und auf die empörendste Art, als wenn er der rechtmäßige Herr des Vermögens, der Ehre und des Lebens der Unterthanen gewesen wäre, und wenn alles, was er thäte, nicht anders als Recht hätte seyn können. Er machte sich ein Spiel daraus, seine eigene und die Schaam der Jugend beiderlei Geschlechts, die sich ihm näherte, zu prostituiren. Da seine glühende Einbildungskraft ein Vergnügen darinn fand, jede Art von Ausschweifungen mit jeder Art

von Schande zu verbinden, so that er zu derselben Zeit, da er mit Ganymeden seine Gräuel trieb, als ob er in eine Buhlerinn rasend verliebt sey. Ueberhaupt gab es fast kein Frauenzimmer in Rom, dessen er sich enthalten hätte. Er bat sie mit ihren Männern zu sich zu Gaste, untersuchte vor der Mahlzeit ihre Bildung aufs sorgfältigste und genaueste, nicht anders, wie auf jenen Märkten des Orients, wo man Sclavinnen für die Serails einkauft, und fand sich eine, deren Schönheit auf seine Sinnen Eindruck machte, so entehrte er sie in einem anstoßenden Kabinet, und hatte dann, wann er zurückkam, die Schaamlosigkeit, die versteckten Fehler der Unglücklichen herzuerzählen, oder sich des in ihrem Genuß empfundenen Vergnügens zu rühmen.

Caligula hatte drey Schwestern, und mit allen dreyen trieb er Blutschande. Am heftigsten war seine Leidenschaft gegen die zweite, Namens Drusilla, er hatte sie schon entehrt, als sie kaum über die Kinderjahre hinaus war. Tiberius vermählte sie ihrer Entehrung ungeachtet an einen angesehenen Römer; kaum aber war der Verführer der Prinzessinn auf dem Thron, als er ihre Ehe trennte, und sie, auf dem Fuß einer rechtmäßigen Gemahlinn, bei sich behielt. Sie ward ihm, in der Blüthe ihres Alters, durch den Tod entrissen, und nun trieb er den Wahnsinn der Betrübniß zu einem Grade, der die Wahrscheinlichkeit verletzt: er ließ die Tribunale verschließen, und verbot allen Römern bei Todesstrafe zu lachen, sich zu baden und mit ihrer Familie zu essen.

Mit gleicher Hitze liebte er seine beiden andere Schwestern, aber nur auf einige Monate. Nachher ließ er sie vor seinen Augen von seinen Sklaven schänden, und verdammte sie in der Folge als Ehebrecherinnen. Gegen eine edle römische Dame entbrannte

er

er gerade an dem Tage ihrer Vermählung von der heftigsten Liebe; und da er bei der Hochzeitfeier, zu welcher er eingeladen war, den Bräutigam sich neben seine junge Gattinn setzen sah, verbot er ihm, die Gemahlinn des Kaisers anzurühren. Darauf stund er vom Tische auf, und nahm die junge Schöne, welche sich sträubte, als ob man sie zum Tode führte, mit sich in seinen Pallast. Als er nach einigen Tagen seine Lüste gestillt hatte, verstieß er die Entehrte, und da er zwei Jahre nachher erfuhr, daß sie zu ihrem ersten Manne zurückgekehrt sey, verbannte er sie an die Grenzen des Reichs.

Um sich eines reitzenden Frauenzimmers zu bemächtigen, schien dem Tyrannen überhaupt alles erlaubt. Manche Frau, die ihren Mann zärtlich liebte, erhielt ganz unvermuthet von demselben einen Scheidungsbrief; manches Mädchen mußte geschwind nach Rom, weil ihre Mutter oder Großmutter wegen ihrer schönen Bildung berühmt gewesen war; manche Braut wurde dem sehnsuchtsvollen Jüngling entrissen, damit sich Caligula rühmen konnte, gleich den Römern des Romulus, sich eine Gattinn geraubt zu haben. Von seinen Gemahlinnen war die Cäsonia die einzige, die er mit Beständigkeit liebte, nicht weil sie schön, oder in der Blüthe ihres Alters war, sondern wegen ihres heftigen Temperaments, und wegen ihres unbändigen Hanges zur Wollust. Ein besonderes Vergnügen fand er daran, sie seinen Günstlingen nackt zu zeigen.

So wenig aber Caligula die Ehre der Römer schonte, so wenig schonte er ihre Würde. Mit eigener Hand geisselte er vornehme Magistratspersonen, und ließ Männer, welche die ersten Würden bekleidet hatten, einige tausend Schritte lang neben seinem Wagen herlaufen, oder wie Sklaven bei Tische aufwarten,

warten. Bisweilen ließ er mehrere Konsularen mitten in der Nacht aufwecken, und in den Pallast kommen. Wenn er diese eine zeitlang in der größten Angst wegen bevorstehender trauriger Schicksale hatte warten lassen, so sprang er auf einmal unter der lautesten Musik hervor, sang, und gestikulirte jrgend ein Stück aus einem Lieblings-Schauspiele, und verschwand alsdann eben so schnell wieder, als er erschienen war.

Die Quelle von einer Menge der schröcklichsten Verbrechen des Despoten war seine ungeheure Verschwendung. In diesem Stücke übertraf er aller Schwelger ausgesuchteste Künste, und die unsinnigsten Arten von Aufwand waren ein Spiel für ihn. Mit grossen Kosten ließ er aus allen Theilen der bekannten Welt die kostbarsten Leckerbissen kommen, um daraus Ragouts zu bereiten, von denen kein Schlemmer je geträumt hatte. Um die Kleopatra nachzuahmen, verschluckte er Perlen vom höchsten Werth, in Weingeist aufgelöst. Seinen Gästen ließ er zuweilen Gerichte von bloßem Golde vorsetzen, wobei er zu bemerken pflegte, daß man entweder Oekonom oder ein Kaiser seyn müsse. Er ersann neue Arten von Bädern, in welchen die reichsten Oele und köstlichsten Specereyen mit unglaublichem Aufwande verschwendet wurden. Einst warf er mehrere Tage hinter einander beträchtliche Geldsummen unter das Volk aus. Wenn er an den Küsten von Campanien spazieren fuhr, so bestieg er ein Schiff, welches ganz von Cedernholz gebaut war, dessen Hindertheile mit Edelgesteinen ausgelegt waren, welches nicht nur Säulengänge, Bäder, große Säle, sondern auch einen mit Weinstöcken und Obstbäumen besetzten Garten enthielt. Alle seine Gebäude waren mehr auf Erregung eines dummen Staunens, als Gewährung eines wahren Nutzens berechnet. Wollt' er jrgend ein Lusthaus

bauen

bauen lassen, so lachte er höhnisch über die Bedenklichkeiten, welche die Baumeister gegen seine Ideen äußerten, und es war gewöhnlich genug, daß Kunstverständige ein Unternehmen für unmöglich erklärten, um ihn zur Ausführung desselben zu reitzen. So sah man ihn in den tiefsten Stellen des Meeres Dämme anlegen, ungeheure Felsen sprengen, Thäler in Berge und Berge in Thäler verwandeln; und alle diese Werke wurden mit unglaublicher Schnelligkeit ausgeführt, weil der geringste Verzug dem Unternehmer den Kopf kostete.

Große Summen verschwendete Caligula an sein Lieblingspferd, dem er den Namen Incitatus gegeben hatte. Wenn das Thier auf der Rennbahn erscheinen sollte, so wurden des Abends zuvor Soldaten in der Nachbarschaft herum verlegt, welche dafür sorgen mußten, daß es durch kein Geräusch im Schlafe gestört wurde. Sein Stall war von Marmor, und seine Krippe von Elfenbein; es trug eine Decke von Purpur und ein Halsband von Perlen. Diese Ehrenbezeugungen waren dem Kaiser aber noch nicht genug, er machte ihm ein ordentliches Haus, und gab ihm Möbeln und Sklaven, damit die Pferde, die in seinem Namen eingeladen würden, gebührend empfangen werden könnten. Das versunkene und entartete Rom schien diesen Wahnsinn durch sein Stillschweigen zu billigen, und nun gieng der Tyrann damit um, sein Pferd zum Konsul zu machen, welches aber sein Tod verhinderte.

Nichts erregte das Erstaunen dieser Zeit, welche eigentlich über nichts mehr hätte erstaunen sollen, in einem größern Maaße, als das Schauspiel, welches Caligula bei Puteoli (Pozzuolo) gab. Um zu zeigen, daß er über das Meer so gut Herr sey als über das Land, ließ er eine unermeßliche Menge Schiffe

 der-

dergestalt an einander befestigen, daß das Ganze einer Art von schwimmender Brücke über den Meerbusen von Bajä nach Puteoli, der beinahe eine Meile breit ist, bildete. Die Schiffe waren in zwei Reihen in Form eines halben Monds neben einander gestellt, und mit Ankern und Ketten an einander befestigt. Ueber ihnen war eine zahllose Menge Bretter gebreitet, welche wiederum mit Erde beschüttet waren, so daß das Ganze einer römischen Gasse glich. Auf dieser neuen Brücke ließ er zu seinem und seines Gefolges Empfange verschiedene Häuser bauen, in welche durch Röhren vom festen Lande herüber frisches Wasser geleitet wurde. Als alles fertig war, erhob er sich mit seinem ganzen Hofe an den Ort. Zu Pferde, in aller Pracht eines morgenländischen Königs, die Bürgerkrone auf dem Haupte und Alexanders Harnisch vor der Brust, begleitet von seinen vornehmsten Kriegsbedienten und von dem ganzen römischen Adel, beschritt er das eine Ende der Brücke und ritt mit lächerlicher Wichtigkeit bis an das andere Ende derselben, während eine unzählige Menge Menschen aus nahen und fernen Gegenden herbeiströmte, um dem eitlen Gepränge zuzuschauen. Zu Nacht wurde die ganze Brücke aufs prächtigste erleuchtet, um rühmen zu können, Caligula sey derjenige, der die Nacht in Tag zu verwandeln im Stande wäre. Auf seinem Rückwege zog er in einem Triumphwagen über die Brücke, hielt in der Mitte desselben zum Ruhm seiner Heldenthaten selbst eine feierliche Rede, und um dieses Werk durch seine gewönlichen Grausamkeiten zu verewigen, ließ er eine große Anzahl des Volks ohne Unterschied des Alters oder Standes in die See werfen, die vor seinen Augen ertrinken mußten. Weil während der zween Tage dieser Feierlichkeit eine Windstille herrschte, wodurch die Brücke keinen

Schaden litt, prahlte er sich damit: Neptun habe aus Furcht und Respect vor ihm sein Element ruhig erhalten.

3.

Mittel, die leere Staatskasse wieder zu füllen.

Caligula war überzeugt, daß er der rechtmäßige Eigenthümer der Güter aller Römer sey, und war zugleich unverschämt genug, diese Ueberzeugung seinen Befehlshabern und Geschäftsträgern kund zu machen. Da er durch seine ungeheuren Verschwendungen den ganzen Schatz des Tiberius von neunzig Millionen Thaler binnen einem Jahre durchgebracht hatte, so ersann er mancherlei und sehr raffinirte Arten von Raub und Plünderung. Mit kühner Faust vernichtete er die ältesten und nie verletzten Gesetze über Erbfolge, hob die Testamente selbst von Hauptleuten, die ihn nicht zum Miterben eingesetzt hatten, als undankbar und ungültig auf, und zog der ausdrücklichsten Testamente ungeachtet die Güter von Verstorbenen ein, wenn nur jemand versicherte, gehört zu haben, daß die Verstorbenen die Absicht gehabt hätten, den Regenten zum Erben einzusetzen. Um die Nachgelassenen nicht um ihr ganzes Erbe zu bringen, setzten selbst Unbekannte den Regenten öffentlich unter ihren Vertrauten, und Eltern unter ihren Kindern zum Miterben ein. Alle diejenigen, die dieß thaten, nannte er Spötter, weil sie noch zu leben fortführen, da sie ihn zum Erben ernannt hätten, und er schickte daher manchen vergiftete Kuchen, oder andere Süssigkeiten zu, um sie für diese Spöttereyen zu strafen.

Reiche waren in seinen Augen ohne Ausnahme todeswürdige Verbrecher, und er warf es Vielen vor,

daß

daß sie so unverschämt wären, reicher als er seyn zu wollen. Seine Erpressungen veranlaßten eine Menge Processe, welche alle bei ihm selbst anhängig gemacht werden mußten, und nie ließ er die Unglücklichen, die man vor ihm anklagte, lange harren. Eines Tages verdammte er ihrer vierzig durch eine einzige Sentenz, und stolz auf eine solche That eilte er zu seiner Gemahlinn, weckte sie aus dem Schlafe, und rühmte ihr, welch eine ungeheure Summe er, während sie ihre Mittagsruhe hielt, gewonnen hätte. Ein andermal verließ er auf eine kurze Zeit das Spiel, worinn er durch Lügen und Meineide auf das schändlichste betrog, kam aber bald wieder mit lautem Freudengeschrey zurück, und sagte zu den Spielenden: „Ihr armen Leute dauert mich! da schlagt ihr euch schon mehrere Stunden lang um einige Sesterzen, und ich habe ihrer eben sechs hundert Millionen durch einen einzigen Federzug gewonnen.“ Er hatte nemlich beim Hinuntergehen in den Hof des Pallastes zween reiche römische Ritter erblickt, und diese gleich ergriffen und ihres Vermögens beraubt.

Der im Rauben, Quälen und Spotten allein sinnreiche Tyrann begnügte sich nicht damit, unschuldigen Personen Leben und Vermögen geradezu zu nehmen, sondern er nutzte seine ungerechte Beute wieder dazu, um andere in ein gleiches Verderben zu stürzen. Indem er nemlich die Güter der Verurtheilten öffentlich verkaufen ließ, nöthigte er die Käufer, sich gegenseitig feil gebotene Sachen bis zu den ungeheuersten Preisen hinauf zu treiben, so daß manche ihr ganzes Vermögen verloren, und voll Verzweiflung sich das Leben nahmen. So versteigerte er in Gallien alten Schmuck, alle Geräthschaft, alle Sklaven und Freigelassene seiner verbannten Schwestern aufs theuerste. Gelockt durch den Gewinn ließ er alles Ameublement des

vo:

vorigen Hofstaates von Rom kommen, setzte zu diesem Zwecke alles Lohnfuhrwerk, selbst die Müllereſel in Requisition, so daß es in Rom nicht selten an Brod fehlte, und processirende Partheyen außerhalb Rom, weil sie an gesetzten Terminen in Rom nicht gegenwärtig seyn konnten, ihren Proceß verlohren. Bei der Versteigerung selbst erlaubte er sich jede Art von Trug und List. Bald warf er den Käufern Geitz vor, und daß sie sich nicht schämten reicher zu seyn als er; bald bereuete er, daß er Privatleuten kaiserliches Eigenthum zum Gebrauch überlasse. Ob man bieten wollte, davon war nicht die Rede; man mußte. Manchem ward ein Stück ohne sein Wissen zugeschlagen. Ein bejahrter Mann war eingeschlafen und nickte mit dem Kopfe. „Geh mir den nicht vorbei, sagte Caligula zu dem Ausrufer, er winkt dir!“ Der arme Schläfer hatte, ehe er aufwachte, dreizehn Gladiatoren für dreimal hundert tausend Thaler am Halse. Ein reicher Mensch aus einer Provinz hatte zwischen sechs und sieben tausend Thaler unter die Hofbedienten vertheilt, um einmal unter die Gäste des Oberherrn eingeschoben zu werden. Caligula hatte seinen Leuten erlaubt, von der Narrheit eines Fremden Vortheil zu ziehen. Aber einige Tage nachher, als sich der Fremde in der Auction sehen ließ, schickte er ihm eine, in desselben Namen für einige Millionen erstandene Kleinigkeit, ließ ihn aber auch zugleich in seinem Namen zur Tafel bitten.

Neue und unerhörte Abgaben ließ er anfangs durch die gewönlichen Zollbedienten, bald aber, weil das mehr einbrachte, durch Hauptleute und Oberste von der Garde eintreiben. Jede Art Menschen, jede Art Dinge ward besteuert. Von allen Eßwaaren, sie mochten innerhalb der Stadt verkauft werden, wo es nur war, ward ein Bestimmtes gefodert:

von

von allen Rechtssachen in allen Gerichtshöfen drittehalb Procent von der Summe, über welche gerechtet ward, und es stand Strafe darauf, wenn jemand sich vergliech oder den Proceß fahren ließ. Last- und Sänftenträger zahlten den achten Theil ihres täglichen Verdienstes. Selbst die öffentlichen Buhldirnen mußten eine Abgabe entrichten, die sich nach dem Preise richtete, den man für ihren Genuß bezahlte. Dieser schändlichen Abgabe unterwarf Caligula nicht nur jede Art von unsittlicher Vermischung, sondern selbst die Ehen.

Gewöhnlich wurden die seltsamen Tribute, mit denen der Tyrann Rom zerdrückte, durch Edickte aufgelegt, die nicht zur Kenntniß des Volkes kamen. Die Unwissenheit veranlaßte die größte Verwirrung und eine Menge von Unterschleifen, welche dann einen Vorwand zu neuen Plünderungen an die Hand gab. Weil nun das Volk mit Ungestümm darauf drang, daß der Regent es öffentlich wissen lassen sollte, was man zu zahlen habe, so ließ er seine Tributgesetze in so kleiner Schrift schreiben, und an einem so dunkeln und hohen Ort anschlagen, daß niemand sie lesen und abschreiben konnte.

Als ihm eine Tochter gebohren wurde, klagte er über Armuth, über Ausgaben, die er nun nicht allein als Kaiser, sondern auch als Vater habe, und nahm Beiträge zur Auferziehung und Aussteuer des Mädchens an. Durch eine Generalverordnung machte er bekannt, er werde am Neujahrstage Geschenke annehmen. Und so stand er dann am ersten Jenner im Vorhofe seines Pallastes, Geldgeschenke in Empfang zu nehmen, welche Menschen aus allen Ständen mit vollen Händen und aus Rockschößen vor ihn hinschütteten. Und damit endlich ja keine Art von Räuberey oder Freibeuterey unbenutzt übrig bliebe,

so

so legte er im Pallast einen Ort des öffentlichen Vergnügens an, ließ, wie dieß in Rom an solchen Oertern gewöhnlich war, die Namen freier und edler Frauen und Jünglinge über den Thüren ihrer Wohnungen anschreiben, und zwang die Aufgezeichneten, daß sie in den gewönlichen Stunden vor ihren Cellen stehen, und sich einem jeden preis geben mußten. Um den Zulauf und Gewinn zu vergrössern, schickte er Bediente in allen Strassen und öffentlichen Plätzen in Rom umher, die Junge und Alte einladen mußten, und errichtete zugleich Wechselbänke, wo denen, die geldarm, aber sicher waren, auf Wucher Zins vorgestreckt wurde. Man schrieb überdem die Namen der Besucher des kaiserlichen Bordells auf, und es gereichte allen, deren Namen häufig in den Tagbüchern vorkamen, zur großen Empfehlung, weil man sie als patriotische Gönner des kaiserlichen Schatzes ansah.

So verband dieser Tyrann, außer andern widersprechenden Lastern, die ausschweifendste Verschwendung mit einer eben so ungemessenen Geldgier. Durch den Anblick großer Goldhaufen, die er zusammen brachte, wurde er so gereitzt, daß er mit einer Art von Wuth darinn wühlte, und seine Brunst nicht eher kühlte, als bis er sich entkleidet, und auf den Schätzen nackt herum gewälzt hatte.

4.

Unerhörte Mord- und Blutscenen.

Das Alterthum nennt keinen Despoten, der so frech und schaamlos mit dem Leben seiner Unterthanen gespielt hätte, als Caligula. Manche seiner unmenschlichen Mordthaten würden im höchsten Grad unwahrscheinlich

scheinlich seyn, wenn nicht die glaubwürdigsten Schriftsteller ihre Wahrheit verbürgten.

So wie Tiberius unter allen seinen vermeintlichen Tugenden keine so sehr liebte, als die Verstellung, so bewunderte Caligula an sich selbst nichts mehr, als die Unerschütterlichkeit, vermöge deren er bei dem Anblick der schröcklichsten Foltern und Hinrichtungen unbewegt blieb. Er fand ein Vergnügen daran, sein von Natur scheußliches Gesicht vor dem Spiegel noch scheußlicher zu machen, und die Aechtheit seiner mit der Cäsonia erzeugten Tochter erkannte er an keinem so zuverläßigen Merkmal, als an ihrer Wildheit, indem das saugende Kind schon so grimmig war, daß es beständig mit seinen Fingern und Händen andern Kindern ins Gesicht und in die Augen fuhr. — Tiberius beobachtete bei seinen Grausamkeiten doch noch ein gewisses gesetzliches Aeussere, indem er auch unschuldige Personen vor dem Senat anklagen, und von dem Senat verurtheilen ließ. Caligula hingegen ließ einen jeden, der das Unglück hatte, ihm durch Reichthümer, Schönheit, Talente und Tugenden zu mißfallen, ohne Kläger, Richter und Urtheil zum Tode führen, und er schien unter allen Vorrechten der höchsten Gewalt keines so sehr zu schätzen, als dieses, daß er auf seinen Wink, auf ein bloßes Wort, den unschuldigsten, den vornehmsten, den geliebtesten Personen das Leben nehmen konnte. So brach er einstens bei einem grossen Gastmahle in ein lautes Gelächter aus. Als die Konsuln, die an seiner Seite lagen, sich demüthigst erkundigten, was ihn zu einem so lauten Ausdrucke von Fröhlichkeit veranlaßte, antwortete er: „wie sollt' ich nicht lachen, wenn ich bedenke, daß ich euch beide durch einen bloßen Wink erwürgen lassen könnte." So oft er seine Gemahlinn oder ein anderes schönes Weib küßte, sagte er: „dieser schöne Kopf

würde gleich fallen, sobald ich es nur befehlen würde.“ Die Beständigkeit seiner Liebe zur Cäsonia kam ihm selbst so unerklärlich vor, daß er einst sagte: „Ich muß das Weib nur einmal auf die Folter spannen lassen, um zu erfahren, was sie so liebenswürdig macht.

Schon von seiner ersten Jugend an sah er Martern und Hinrichtungen mit innigem Entzücken zu, und diese unnatürliche Verkehrtheit stieg wie seine übrigen Laster im Besitz der höchsten Gewalt so sehr, daß er nie sinnreicher und witziger, als in der Erfindung und Verbitterung von Foltern und Todesquaalen war. Es kam ihm recht aus dem Herzen, wenn er sagte: „O daß doch das ganze römische Volk nur einen einzigen Hals haben möchte.“ Kein Denkspruch war häufiger in seinem Munde, als: „Sie mögen mich hassen, wenn sie mich nur fürchten!“ Er bedauerte es ernstlich, daß seine Regierung durch gar kein großes öffentliches Unglück ausgezeichnet werde. Unter dem August habe sich die Niederlage des Varus, und unter dem Tiberius der Sturz des Theaters bei Fidenä (wo fünfzig tausend Menschen ums Leben kamen) ereignet; seine Regierung hingegen sey durch das Glück der Zeiten in Gefahr, in Vergessenheit zu kommen. Er wünschte daher laut und oft, entweder eine beträchtliche Niederlage seiner Heere, oder Pestilenz und Hungersnoth, oder Brand und Erdbeben. Auch ergötzte ihn nichts so sehr, als wenn er blutige Streitigkeiten unter dem Volke, oder mörderische Gedränge, oder zusammenstürzende Ruinen veranstalten konnte, in welchen Menschen bei Tausenden umkamen. Er hetzte gerne die Edeln und Gemeinen im Amphitheater zusammen, verschloß die Vorrathshäuser, und kündigte dem Volk Hungersnoth an. Als einst zur Nacht viele Menschen sich in der großen

Renn-

Rennbahn versammelten, um bei den Spielen des folgenden Tages gute Plätze zu haben, ließ er sie, weil sein Schlaf gestört ward, mit Knüppeln aus einander jagen. Es wurden über zwanzig römische Ritter, eben so viele Frauenzimmer vom Stande, und eine Menge gemeiner Leute erschlagen. Einen Dichter ließ er, wegen eines zweideutigen Einfalls, den er auf sich deutete, mitten im Amphitheater lebendig verbrennen. Ein Aufseher über die Thier- und Menschenhetzen ward mehrere Tage hindurch, in seiner Gegenwart, mit Ketten geschlagen, und nicht eher getödtet, bis der Geruch der Fäulniß an den zerschlagenen Stellen des Kopfes unerträglich fiel.

Alle Klassen von Bürgern, von den Stufen des Thrones bis zu dem verächtlichen Menschen, der nur für die Belustigung des Pöbels arbeitete, mußten auf gleiche Weise der Unmenschlichkeit dieses Ungeheuers zum Spielwerk dienen. Als einstens der Fleischpreis sehr gestiegen war, so ließ er Gefangene zum Futter für die zu Kampfspielen bestimmten wilden Thiere abschlachten. Er stellte sich mitten in die Gallerie, welche zu den Gefängnissen führte, warf einen Blick über die Gefangenen hin, und befahl, Kahlkopf vor Kahlkopf abzuführen. Es hatte einer für ihn, da er krank war, öffentlich gelobt, als Gladiator auf Tod und Leben zu fechten; Caligula sah diesem Kampfspiele ruhig zu, und entließ den Kämpfer nur nach vielen Bitten, und nachdem er gesiegt hatte. Einem Andern, welcher, bei derselben Gelegenheit, für seine Herstellung zu sterben gelobt hatte, und nun damit zögerte, ließ er wie einem Opferthiere, geweihte Kränze und Binden anlegen, und übergab ihn so den Gassenbuben. Diese foderten ihm seines Gelübdes Erfüllung ab, und trieben ihn so Straße auf Straße nieder vor sich her, bis er sich von einer Anhöhe herab todt stürzte.

Bei

Bei Gastmählern geschah es zuweilen, daß er, während seine Gäste ihren Genuß im Weine suchten, den seinigen im Menschenblut suchte. Er ließ dann gefangene Missethäter in den Speisesaal bringen, sie in seiner Gegenwart foltern, und ihnen am Ende, durch einen in solchen Exekutionen geübten Soldaten, den Kopf herunterschlagen. Bei andern Gelegenheiten versah er Büttelsstelle, und mordete seine Schlachtopfer selbst. Ein Gladiator, mit dem er sich einst auf einem Fechtboden im Fechten übte, ließ sich aus Gefälligkeit von ihm niederwerfen; und Caligula belohnte diese Schmeicheley damit, daß er ihn mit einem Dolche durchstieß. Darauf lief er, mit einem Palmzweige in der Hand im Palaste herum, nicht anders, als ob er einen großen Sieg erfochten hätte. Bei den Anstalten zu einem Opfer erschien er in dem Anzuge des Opferschlächters, ließ das Thier dicht an den Altar führen, hub seine Keule auf, und erschlug den Opferpriester.

Eltern mußten nicht selten Zeugen von der Hinrichtung ihrer Söhne seyn, und da einst ein Vater sich mit seiner Unpäßlichkeit entschuldigte, schickte er ihm eine Sänfte, worinn er hergetragen wurde. Noch öfter lud er Väter, deren Söhne er hingerichtet hatte, zum Gastmahle ein, schickte ihnen große Freudenbecher, Kränze und Salben, und stellte ihnen Wächter zur Seite, die acht geben mußten, ob sie die Wohlthaten des Kaisers annähmen und zu schätzen wüßten, und wehe ihnen, wenn ihre Blicke Traurigkeit verriethen. Von zehen zu zehen Tagen unterzeichnete er Todesurtheile gegen alle die, welche in den Gefängnissen verwahrt wurden, und dieß nannte er, seine Rechnungen ins Reine bringen. Durch eines dieser Todesurtheile verdammte er verschiedene Gallier und Griechen zu gleicher Zeit, und nun rühmt' er sich, er habe Gallo-Gräcien un-

unterjocht. Ein ausnehmendes Vergnügen fand er besonders daran, die Todesstrafe der Unglücklichen zu verlängern, indem er ihnen schwache, oft wiederholte Hiebe versetzen ließ, und immer rief er den Bütteln zu: „Haut so, daß er den Tod recht fühlt.“

Ein angesehener Bürger bat von der Insel Ancyra aus, wohin er sich Kränklichkeit wegen begeben hatte, mehrmals um Verlängerung seines Urlaubs. Caligula befahl seine Hinrichtung, weil man demjenigen, welchem ein so langer Gebrauch von Abführungsmitteln nicht habe helfen können, nothwendig Blut ablassen müsse. Ein andermal hatte er aus Irthum einen Unrechten hinrichten lassen; als er aber des Mißgriffes inne war, sagte er: „Es ist gleichviel; dieser Verbrecher hat eben sowohl den Tod verdient als jener.“ Einst fragte er jemanden, den er aus dem Exil zurückgerufen hatte, wie er seine Zeit während desselben zugebracht hätte? und als dieser antwortete, mit Beten um des Kaisers Tod, befahl er alle Verbannte ohne Gnade hinzurichten, damit sie nicht auch um seinen Tod beten möchten. Einen gewissen Senator wünschte er lebendig in Stücken zerrissen zu sehen. Er stellte also einige Kerle an, welche in dem Augenblicke, als jener in den Senatssaal trat: „Verräther des Vaterlandes!“ riefen, darauf mit ihren eisernen Schreibegriffeln über ihn herfielen, ihn durchstachen, und so zum Zerfleischen andern Henkern außerhalb der Thüre hinwarfen. Caligula ward nicht eher zufrieden gestellt, als bis er das dampfende Fleisch, die Knochen und das Eingeweide desselben durch alle Strassen geschleppt und vor seine Augen hingeworfen gesehen hatte.

Die geringste Vorwände waren überhaupt diesem Ungeheuer genug, um seine Schlachtopfer aufs schrecklichste zu martern. Bald wars, weil man sein Schau-

spiel getadelt, bald, weil man nicht bei seinem Genius geschworen hatte. Einen gewissen Cajus verdammte er aus keiner andern Ursache zum Tode, als weil er einen Purpurrock trug, dessen Glanz aller Zuschauer Blicke von ihm auf jenen lenkte. Verschiedene Personen in der Stadt befahl er kahl zu scheeren, weil sie ungewöhnlich schönes Haar hatten. Einem gewissen Proculus, der durch Größe und Schönheit sich vorzüglich auszeichnete, befahl er, ins Amphitheater hinab zu steigen und mit den Gladiatoren zu kämpfen. Proculus gehorchte und siegte. Nicht zufrieden jedoch mit dieser Züchtigung, befahl der mitleidlose Tyrann ihn zu binden, mit Lumpen bedeckt in der Stadt herum zu führen und hinrichten. Gegen Senatoren wollte er die Todesstrafen wieder einführen, die ein unmenschlicher Despotismus im Orient ersonnen hatte, und schloß zu dem Ende einige derselben in enge Käfige ein, worinn sie, wie Thiere, auf allen Vieren kriechen mußten. Er hielt zwei Bücher, in welche er bei müßigen Stunden die nächsten Kandidaten des Todes einzeichnete, mit der Ueberschrift: Schwerdt und Dolch. Zuweilen amüsirte er sich damit, Konsularen in ihren Staatskleidern einige Meilen weit vor seinem Wagen herlaufen zu lassen. Andere mußten, wenn er bei Tische saß, mit einer Serviette geschürzt, wie gemeine Sklaven hinter ihm stehen. Da die Konsuln einst vergessen hatten, seinen Geburtstag zu feiern, so kassirte er sie, und der Staat war drei Tage lang ohne seine höchste Obrigkeit. Männer vom höchsten Range verurtheilte er ohne alle Rücksicht zu den schröcklichsten Todesarten und Strafen; sie mußten an den Wegen und in den Bergwerken arbeiten; sie wurden gebrandmarkt, gegeisselt und und zersägt. Bisweilen war seine Blutgier so ungeduldig, daß er Ritter, Senatoren und deren Frauen

Abends auf dem Spaziergange und beim Lampenschein mit eigener Hand tödtete. Bei den Fechterkämpfen, wenn die Sonnenhitze am brennendsten war, ließ er die über die Zuschauer ausgespannten Tücher wegnehmen, und gab Befehl, keinen Menschen heraus zu lassen.

Fast niemals erschien der Despot im Senat, als um ihn mit seiner Vertilgung zu schrecken. Alle Mitglieder desselben, behauptete er, wären Mitschuldige des Sejans und Angeber der Agrippina gewesen. Er producirte dann schriftliche Dokumente gegen sie, die er bei seinem Regierungsantritte zum Schein verbrannt hatte, und vertheidigte den Tiberius, indem er versicherte, er habe Recht gehabt grausam zu seyn, weil er so viele Verbrecher zu züchtigen gehabt habe.

Die Abscheulichkeit seiner Unthaten vermehrte er oft noch durch bittern Spott. „Nichts, um seine eigenen Worte anzuführen, nichts gefällt mir an mir selber mehr, als meine Gefühllosigkeit.“ Seiner Großmutter Antonia, als sie ihm einen Verweis gab, sagte er: „Großmutter, vergiß nicht, daß mir Alles, was ich will, und zwar gegen jedermann erlaubt ist.“ Als er vermuthete, sein Vetter, den er wirklich aus der Welt schaffen wollte, suche sich durch Gegengifte zu retten, rief er aus: „Man denke doch! Gegengift gegen einen Kaiser!“ Seinen Schwestern, die er verbannte, ließ er sagen: „Ich habe außer Verbannungsörtern auch Schwerdter!“ Mit gleichem Hasse und Uebermuthe wüthete er gegen berühmte Männer jedes Zeitalters. Er ließ ihre Bildsäulen, welche Augustus, wegen Mangels an Raum vom Kapitolium nach dem Marsfelde hatte versetzen lassen, so zusammen werfen, daß sie ohne Vernichtung ihrer Innschriften nicht hergestellt werden konnten. Auch hatte er den Gedanken, Homers Gedichte zu ver-

til-

tilgen. „Denn, sagte er, warum sollte mir nicht erlaubt seyn, was sich Plato herausnahm, der sie in seinem Staate nicht dulden wollte?“ Beinahe hätte er auch des Virgilius und Livius Schriften und Büsten aus allen Bibliotheken verbannt. Jener, meinte er, habe weder Kopf noch Gelehrsamkeit gehabt; dieser sey eben so wortreich, als nachläßig in der Geschichte.

5.

Caligula macht sich zum Gott, und wird göttlich verehrt.

Alle Grausamkeiten des Caligula, und die schimpfliche Ergebung der Römer in den bösen Willen ihres Tyrannen erscheinen alsdann erst in ihrem wahren Lichte, wenn man weiß, daß der Menschenwürger sich in allem Ernst für einen Gott hielt, und daß dieser Gott von den Römern eifriger und prächtiger, als der höchste Jupiter angebetet wurde.

Zuerst häufte der Despot die ehrwürdigsten Titel auf seine Person zusammen. Er nannte sich den Frommen, den Vater der Armen, den Besten der Cäsarn, und verband mit diesen Titeln zugleich die Zunamen, die eine gute Vorbedeutung hatten, als der Große und Glückliche; besonders aber ließ er sich Vater des Vaterlandes nennen. Als er alle Ehrennamen erschöpft hatte, welche die Schmeicheley ersinnt, stiegen immer höhere Wünsche in seinem eitlen Herzen auf. Noch ehe er daran dachte, sich göttlich verehren zu lassen, war er schon der Meinung, daß die Söhne von Regenten mit allen Regententugenden, wie die Kinder gewönlich mit den Zügen und der Gestalt ihrer Eltern, gebohren würden. Eines Tages, da

einige fremde Könige, welche, um sich Fesseln zu erbetteln, an seinen Hof gekommen waren, sich um den Vorrang stritten, citirte er mit einem male die Worte Homers: „Einer sey König, einer Herr;" und es fehlte nicht viel, daß er nicht auf der Stelle das Diadem ergrief, und sich zum König der Könige krönen ließ. Ein schlauer Hofmann aber stellte ihm vor, daß ein Souverain wie er über alle Könige erhaben sey, und nun faßte er den Entschluß, sich zum Gott zu machen. Er dachte: so wie die Hirten von Schaafen, Kühen und andern Thieren nicht Schaafe oder Kühe, sondern Menschen seyen, so müßte auch er, als ein Hirt und Führer von Menschen und selbst von Königen, edler und erhabener seyn, als die übrigen Menschen.

Anfangs begnügte sich der neue Gott damit, daß er sich den vergötterten Helden oder Halbgöttern gleich stellte. Er erschien daher bald mit den Insignien oder Attributen des Bacchus, bald des Herkules, bald anderer Herren der Vorwelt. Oft setzte er sich zwischen die Statuen des Kastor und Pollux, und befahl, daß alle, die deren Tempel besuchten, ihm allein ihre Ehrerbietung beweisen sollten. In kurzer Zeit war aber die Ehre eines Halbgottes nicht mehr hinreichend, seinen Hochmuth zu befriedigen, und er setzte sich deswegen den sogenannten unsterblichen Göttern, dem Apoll, Mars, Merkurius und Jupiter an die Seite. Er gab Befehl, alle Statuen der Götter, welche durch die Verehrung der Völker, oder durch die Kunst der Bildhauer berühmt waren, aus Griechenland nach Rom zu schaffen, um ihnen den Kopf abzunehmen, und statt dessen den seinigen aufzusetzen. Er verlängerte einen Flügel seines Pallastes bis an den Markt, damit der Tempel des Kastor und Pollux solchergestalt nur seinen Vorhof aus-

ausmachte, und die Halbgötter, die man in demselben verehrte, als seine Vorzimmer-Sklaven betrachtet werden könnten. Den Jupiter, als den höchsten Gott, sah er als seinen Bruder, und die Diana als seine Geliebte an. Er unterhielt sich häufig mit dem kapitolinischen Gott, flüsterte ihm bald leise bald laut in die Ohren, und wenn dieser nicht antwortete, so fieng er an mit ihm zu zanken. Einst hörte man ihn mit drohender Stimme zu dem Götzen sagen: „Ich werde dich nach Griechenland zurück schicken!" Dann gab er vor, der Gott fürchte sich, und bäte, ihn doch bei ihm wohnen zu lassen. Wenn es blitzte und donnerte, so blitzte und donnerte er dem Jupiter so gut er konnte entgegen, und schleuderte aus seinen Donnermaschinen große Steine in die Luft, indem er die homerischen Worte ausrief: „Triff mich, oder ich will dich treffen!"

Eine der seltsamsten Tollheiten, zu denen die Meinung, daß ein Despot mehr als ein Mensch, und Unterthanen keine Menschen seyen, ihn hinrieß, war seine Art von Verliebtheit in den Mond. Wenn er in einer schönen Sommernacht den Mond in seinem vollen Glanze die andern Gestirne verdunkeln sah, so lud er ihn ein, vom Himmel herab zu kommen, und sein Bette und seine Umarmungen mit ihm zu theilen. Eines Tages behauptete er bei der Tafel, er habe der Göttinn genossen, und fragte den Vitellius, ob er nicht die Göttinn mit ihm redend und ihm liebkosend wahrgenommen habe? worauf dieser große Künstler im Schmeicheln antwortete: „Es ist blos euch Göttern gegeben, daß ihr einander seht."

Weil Caligula an seine Göttlichkeit auf das festeste glaubte, so hielt er auch die Schmeicheleyen der Römer und der Provinzen, die ihm Altäre und Tempel errichteten, für Merkmale einer ungeheuchelten An-

 dacht.

dacht. Seine Anmaßlichkeit gieng immer weiter, und er hatte unter andern die Absicht, seine Statue in den Synagogen, und selbst in dem Tempel zu Jerusalem aufstellen zu lassen. Als die Juden, um diese Entweihung des Allerheiligsten abzuwenden, eine Gesandschaft an den Caligula schickten, sagte er zu den Mitgliedern derselben: „Ihr seyd also die Gottlosen, die mich nicht anbeten wollen, der ich von allen übrigen Menschen als Gott verehrt werde.“ Da er aber merkte, daß die Juden sich eher alles gefallen lassen, und alles wagen, als seine Statue in dem Tempel des Jehova dulden würden, entlies er die Gesandten mit den Worten: „Die Leute scheinen mir nicht sowohl bösartig als verblendet oder unerleuchtet zu seyn, indem sie nicht einsehen wollen, daß mir eine göttliche Natur zu Theil geworden ist.“ In Aegypten, zu Alexandrien und in mehreren Städten, wo man damals über eine Million Juden zählte, benutzte die Raubsucht der Nichtjuden des Oberherrn Tollheit, die Unglücklichen, welche ihre Vernunft nicht verleunen wollten, Schaarenweise zu plündern und zu morden. Caligula fand es sehr vernunftmäßig, daß man für solchen Frevel mit Haabe und Leben büßte.

Die Römer waren zu ihrer ewigen Schande biegsamer, als das von ihnen verachtete beschnittene Volk. Sie beteten ihn als den römischen Jupiter an. Der neue Gott baute sich selbst einen besondern, seiner Gottheit geweihten Tempel, stiftete seiner Verehrung ein eigenes Priesterthum, und bestimmte das Seltenste zu Opfern. Im Tempel stand seine nach dem Leben gearbeitete Bildsäule; sie ward täglich so gekleidet wie er selbst; um die Oberpriesterstelle bewarben sich die reichsten Männer, und bezahlten sie auf kurze Zeit mit vielem Gelde. Zu Opfern wurden Rothfedern, Pfauen, Auerhähne, Truthühner, Fasanen

gebraucht; am einen Tage ward diese, am andern jene Art geopfert. Um seine Abgeschmackheiten voll zu machen, ließ er sich endlich selbst, von Seite seiner sichtbaren menschlichen Natur, unter die Zahl seiner Priester aufnehmen.

6.

Unsinnige Feldzüge des Despoten gegen unsichtbare Feinde.

Die zahllosen Mordthaten, viehischen Ausschweifungen und rasenden Tollheiten, womit Caligula jeden Zeitpunkt seiner Regierung bezeichnete, erzeugten in manchem patriotischen Römer den Wunsch und Vorsatz, den Staat von einem Ungeheuer zu befreien, das jede Brust mit Furcht und Entsetzen erfüllte. Verschiedene geheime Verschwörungen waren ihrem Ausbruche nahe, als der Tyrann im dritten Jahre seiner Regierung beschloß, einen Feldzug zu unternehmen, wodurch die Plane der Verschwornen vereitelt wurde. Ein Gegenstand zum Bekriegen war eigentlich nicht da, und der feige Despot war auch keineswegs gesonnen, sich mit einem Feinde im offenen Felde zu messen. Allein da Roms Finanzen erschöpft waren, und da Italien seine Raubsucht nicht länger zu befriedigen vermochte, so faßte er den Vorsatz, Deutschland und Großbritannien auszuplündern. Zu diesem Ende ließ er in allen Gegenden des Reichs aufs allerstärkste werben, und gebehrdete sich so muthig und entschlossen, als ob er den ganzen Erdboden bezwingen wollte. Sobald die Armee auf die Beine gebracht war, zog er mit den Legionen über die Alpen. In seinem Gefolge hatte er einen großen Zug von Fechtern,

Schauspielern, Possenreissern, liederlichen Weibsbildern, und anderm dergleichen zu seinem Zeitvertreibe aufgenommenen Gesindel.

Nichts tolleres läßt sich denken als die Märsche dieses Heeres: bald waren sie so schnell, daß die Leibwache, um nur nachfolgen zu können, ihre Kriegszeichen unter dem Gepäcke zurücklassen mußte; bald wieder so langsam, daß es mehr ein feierlicher Umgang als ein Heerszug zu seyn schien. Während des Marsches ließ sich der Imperator von acht Soldaten auf den Schultern in einer Sänfte tragen, und allen benachbarten Städten befahl er, ihre Straßen sorgfältig zu reinigen und mit Wasser zu besprengen, damit ihm der Staub nicht beschwerlich fiele.

Als das Heer am Rhein ankam, war weit und breit kein Feind zu sehen. Die Deutschen waren damals nicht im Kriege mit Rom, und Caligula selbst, der feigste aller Despoten, wünschte nichts weniger, als mit diesen ewigen Zuchtmeistern des Reichs anzubinden. Er begnügte sich also, eine Komödie zu spielen. Zu diesem Ende ließ er durch seine vertrauten Sklaven junge Geißel aus den öffentlichen Schulen, wo sie erzogen wurden, wegführen, und wenn sie eine gute Strecke entfernt waren, sprang er plötzlich von einem Gastmahle auf, eilte ihnen nach, und brachte sie in Ketten zurück. Ein andermal ließ er eine Abtheilung von seinen germanischen Haustruppen über den Rhein setzen, und sich da verstecken. Plötzlich und mit scheinbarer Bestürzung mußte ihm gleich nach eingenommenem Frühstück berichtet werden, der Feind wäre da. Sogleich stürzte er mit seinen Günstlingen und einem Detachement prätorianischer Reuterey in das nächste Gehölz, ließ Bäumen ihre Wipfel und Aeste abhauen, und sie als Siegeszeichen mit Waffenrüstung bekleiden. Erst beim Fackelschein

kam

kam er zurück, schalt die Truppen, welche ihm nicht gefolgt waren, der Furchtsamkeit und Trägheit, sein Gefolge aber, als Theilhaber an seinem Siege, belohnte er mit einer neuen Art von Kränzen; man sah an denselben Sonne, Mond und Sterne; er nannte sie Kränze der Kundigen.

Eines Tages, da die Legionen, beim Durchmarsch durch ein Defile, ihre Glieder zusammen ziehen mußten, hörte er, auf seinem Wagen hingestreckt, einen der Soldaten sagen: „es würde ein schröckliches Gewirre geben, wenn der Feind jetzt plötzlich zum Vorschein käme.“ Alsobald setzte der feigherzige Tyrann sich zu Pferde, eilte zu einer über den Rhein geschlagenen Brücke zurück, und da diese von dem Troß und dem Gepäcke der Armee ganz besetzt war, ließ er sich von Hand zu Hand über die Köpfe wegheben, um sich so in Sicherheit zu setzen.

Glücklich wären die Gallier gewesen, wenn Caligula ihnen kein größeres Unglück zugefügt hätte, als den Deutschen; doch dort trieb er seine Gelderpressungen so weit, daß selbst die Reichen an Bettelstab gebracht wurden. Er wollte nicht eher nach Rom zurückkehren, als bis er sich rühmen konnte, auch in Britanien einen Einfall gemacht zu haben. Er hatte, wie man sagt, zweimal hundert und fünfzig tausend Mann zusammen gebracht, als ob er sich des ganzen noch übrigen Europa's hätte bemächtigen wollen. Das ganze Heer mußte am Strande des Meers, Britannien gegen über, in Schlachtordnung aufmarschiren; Wurf- und andere Kriegsmaschinen wurden zum Angriffe in Bereitschaft gesetzt. Niemand wußte oder ahndete, was geschehen sollte, da nirgend ein Feind zu sehen war. Plötzlich gab Caligula Befehl, die Truppen sollten — Muscheln sammeln, und Helme und Taschen damit füllen; das wäre Waffenbeute,

dem Ocean abgekämpft, eine Schuld desselben an das Kapitol und Pallatium. Nach diesem Abentheuer rief er, gleich einem Feldherrn nach dem glorreichsten Siege, die Soldaten zusammen, pries in einer prächtigen Rede ihre Heldenthaten auf das allerhöchste, nannte sie die glücklichsten und tapfersten unter allen Sterblichen, und kündigte ihnen darauf Geschenke an. Mann vor Mann dreizehn Thaler acht gute Groschen, und gleichsam als habe er dadurch ein Beispiel nie erhörter Freigebigkeit gegeben, setzte er hinzu: „Geht nun mit Freuden, geht als reich gewordene Männer in eure Gezelte.“ Damit das Andenken so glorreicher Thaten niemals erlöschen möge, errichtete er einen sehr hohen Thurm, auf welchem, wie auf einem Pharus, des Nachts Feuer brannte, um den Lauf der Schiffe zu leiten.

Während dieses glorreichen Feldzuges gegen die Seemuscheln schrieb der Imperator mitunter donnernde Briefe an den Senat und das römische Volk, worinn er ihnen ihren rasenden Hang für Schauspiele vorwarf, zu einer Zeit, da ihr Kaiser, von einer Wolke von Barbaren angefallen, sein Leben auf Schlachtfeldern preis gebe.

Allmählich wurd' er doch des Herumziehens auf diesem sogenannten Feldzuge müde, und er beschloß, im Triumph nach Rom zurück zu kehren. Ausser den Gefangenen und fremden Ueberläufern las er nun die größten Bursche in Gallien aus, darunter einige ihrer ersten Häuptlinge, und gab sie für seinen Siegeseinzug in besondere Verwahrung. Sie mußten ihr Haar wachsen und goldgelb färben lassen, mußten germanische Sprache lernen und germanische Namen annehmen. Auch befahl er, die Galeeren, auf welchen er in See gefahren war, nach Rom, größtentheils zu Lande, abzuführen. Seiner Kriegs- und Domainen-

kam,

kammer schickte er Befehl, Anstalten zu einem Triumphe zu treffen, mit so wenigem Kostenaufwande als möglich, zugleich aber mit einer Pracht, wie niemals vorher; denn er habe auf aller Menschen Eigenthum rechtlichen Anspruch.

Da der Wütherich auf seinem zweifachen Feldzuge keine Gelegenheit gehabt hatte, Menschenblut zu vergießen, und dieser Genuß für seine Tigerseele den größten Reitz hatte, so faßte er einen Entschluß von gräßlicher Grausamkeit. Er beschloß nemlich, bevor er nach Rom zurückkehrte, die Legionen, welche vor fünf und zwanzig Jahren revoltirt, und seinen Vater Germanikus und ihn selbst, obwohl damals noch ein kleines Kind, blokirt gehalten hätten, niedermetzeln zu lassen. Man hatte große Mühe, ihn von diesem abscheulichen Vorhaben abzubringen; aber hartnäckig bestund er darauf, daß wenigstens der zehente Mann ausgehoben und hingerichtet werden sollte. Zu diesem Ende ließ er sie ohne ihre Waffen zusammen kommen, einen Vortrag von ihm anzuhören, und von bewafneter Reuterey umzingeln; zum Glück aber lasen die Soldaten seine Gedanken in seinen grimmigen Blicken, und die meisten schlichen sich heimlich fort, um, wenn es Gewalt gälte, sogleich zu den Waffen zu greifen. Caligula gerieth nun in Furcht, und trat eiligst die Reise nach Rom an, um an vornehmern Schlachtopfern, die er wehrlos fand, seine Grausamkeit zu sättigen.

Der bange Senat gedachte durch kriechende Schmeicheleyen das Ungewitter zu beschwören. Er schickte eine neue Deputation an den Tyrannen, um ihm zu bezeugen, mit welcher Ungeduld man den Vater des Vaterlandes in seiner Hauptstadt erwarte. „Ja, ich werde kommen, sagte er, indem er die Hand an das Gefäß seines Schwerdtes legte, und dieß Schwerdt

mit

mit mir!“ Unter andern beschwerte er sich darüber, daß man ihn um einen rechtlich verdienten Triumph geprellt habe, unerachtet er kurz vorher bei Todesstrafe verboten hatte, über die, ihm zu Ehren anzustellenden Feierlichkeiten, eine Motion zu machen. Oeffentlich bekannt machen ließ er, daß er nur für Ritterstand und Volk nach Rom zurück kehre; dem Senat wolle er weiter nicht Oberhaupt seyn. Kein Senator durfte ihm entgegen kommen; und indem er den feierlichen Triumph entweder verschmähte oder aufschob, hielt er an seinem Geburtstag seinen Einzug zu Pferd.

7.

Verschwörung gegen den Caligula. Ermordung desselben.

Die Mordlust des Tyrannen ersah sich sogleich nach seiner Ankunft in Rom wieder verschiedene Opfer, besonders aus den höchsten und angesehensten Familien. Mehrere der ausgezeichnetsten Rathsglieder wurden zu Tode gemartert; unter andern mußte ein Senator blos darum sterben, weil er der Hinrichtung seines Sohnes nicht hatte beiwohnen wollen. Der Vorsatz des Despoten aber war, den ganzen Senat und die vornehmsten Mitglieder des Ritterstandes aus dem Wege zu räumen, und die Fortsetzung dieser scheußlichen Regierung schien endlich dem Menschengeschlechte den Untergang zu drohen. Zum Glück nahte sie sich ihrem Ende.

Schon waren verschiedene Verschwörungen wider den Tyrannen angezettelt worden, aber alle ohne Erfolg. Diejenige, der es endlich gelang, den Erdbo-

den

den von diesem Ungeheuer zu reinigen, entspann sich unter dem Gardeobersten Chärea, einem Manne von geprüfter Tapferkeit und einem feurigen Bewunderer der Freiheit. Der Despot hatte seit seiner Thronbesteigung ein besonderes Vergnügen darinn gefunden, den stolzen Muth des Mannes zu erbittern, indem er ihm alle möglichen Kränkungen zufügte. Da der Oberste eine etwas weibische Stimme hatte, so gab ihm Caligula, wenn er die Parole zu holen kam, bald das Wort Venus, bald Priapus, und bekleidete diese Hohnneckerey mit dem schmutzigsten Gebehrdenspiel. Müde, sich von einem Nichtswürdigen länger necken zu lassen, beschloß Chärea von seinem Schwerdte Gebrauch zu machen, um zu zeigen, daß er nicht der Eynuch eines Sardanapals sey.

Alle angesehenen Männer Roms nahmen an der Verschwörung Theil, und fast alle hatten, außer der allgemeinen Beschwerde des Vaterlandes, noch ihre besondern Beschwerden zu rächen. Die Geschichte nennt unter diesen Freunden des Chärea den Valerius Asiaticus, einen sehr angesehenen Konsularen. Der Tyrann hatte seine Frau entehrt, und bei einem zahlreichen Gastmahl hatte er die Frechheit, ihn von den geheimen Fehlern der Valeria und von dem Widrigen, was ihr Genuß habe, zu unterhalten.

Chärea war eine von den starken Seelen, welche da, wo gewönliche Menschen nichts als Gefahr sehen, nur Ruhm erblicken. Sobald der Plan der Verschwörung einmal entworfen war, dachte er nur auf die Ausführung desselben. Der kleinste Verzug war eine Marter für ihn; er befürchtete nichts mehr, als daß die Ehre, den Tyrannen zu ermorden, ihm entwischen möchte. „Mein Freund, sagte er zu einem der Mitverschwornen, Caligula reist nach Alexandrien; gewiß wird ihn dort jemand ermorden, und wel-

welche Schande für uns, wenn er nicht durch unsere Hände stürbe!" Es war wirklich Zeit, daß Chärea seinen Streich vollführte, denn das große Vorhaben, mit welchem er schwanger gieng, schwebte in Gefahr vereitelt zu werden. Ein Senator vom Range war ausehrerbietiger Reden halber beim Kaiser verklagt worden und zur Erhärtung seiner Klage berief der Angeber sich auf eine Schauspielerinn, Namens Quintilia. Allein Quintilia besaß einen Grad von Standhaftigkeit, den man auch bei dem stärkern Geschlechte nur selten findet. Sie läugnete die Sache schlechterdings, und da sie auf des Kaisers Verlangen peinlich befragt wurde, erlitt sie die schrecklichsten Quaalen mit unerschütterlichem Muthe. Dennoch war sie wirklich mit allen Umständen der Verschwörung bekannt, und was mehr ist, Chärea hatte selbst bei ihrer Folterung den Vorsitz. Aber weit entfernt, sich den geringsten verrathenden Laut entschlüpfen zu lassen, trat sie ihm vielmehr auf die Zehen, um ihm sowohl zu verstehen zu geben, daß sie um das Geheimniß wisse, als auch, daß sie es nicht entdecken würde. So litt sie, bis alle ihre Gliedmaßen zermalmt, und ihre Gelenke aus einander gezerrt waren. In diesem bejammernswürdigen Zustande ward sie vor den Kaiser geführt, der ihr für die Martern, die sie ausgestanden hatte, ein Geschenk geben ließ.

Chärea, durch diese schröckliche Scene erschüttert, und voller Unwillen, daß er sich durch sein Amt genöthigt sah, der Unmenschlichkeit eines Caligula zum Werkzeug zu dienen, beschloß die Ermordung des Tyrannen nicht länger zu verschieben. Er schlug den Verschwornen vor, ihn zu überfallen, während er im Kapitol opferte, oder während er in seinem Pallaste geheimer Wollüste pflegte. Diese waren jedoch der Meinung, daß es besser und sicherer sey, ihn anzugreifen,

greifen, wenn er die wenigsten Leute um sich habe. Nach manchen Bedenklichkeiten wurden sie endlich eins, ihn während der palatinischen Spiele anzugreifen, und ihren Streich zu vollführen, wenn seine Wache am wenigsten im Stande wäre, ihm beizuspringen.

Das Fest dauerte vier Tage; und an den drei ersten fand sich keine Gelegenheit, oder man versäumte, sie zu benutzen. Indeß fieng das Komplot an, ruchtbar zu werden, und hätte Caligula einen Freund haben können, so wäre es um die Revolution geschehen gewesen. Bei der Eröffnung des Schauspiels am vierten Tage fragte ein Senator einen Bekannten, der neben ihm im Schauspiel saß: ob es nichts Neues in Rom gäbe? worauf dieser mit Nein antwortete. „Nun wohl, erwiederte jener, so thu' ich dir hiemit kund, das man heute das Trauerspiel: der Tod des Tyrannen, aufführen wird." Der andere verstand was er sagen wollte, empfahl ihm aber mehr Behutsamkeit, um das wichtige Vorhaben nicht durch Unbesonnenheit zu vereiteln.

Aller Augen waren auf die Spiele gerichtet, die am vierten Tage prächtiger, als an den vorigen, gegeben wurden. Caligula, weit entfernt, den gegen ihn gefaßten Anschlag zu ahnden, war aufgeräumter und herablassender als jemals. Er ließ Obst und andere Leckereyen unter das Volk werfen, und ergötzte sich außerordentlich an dem Eifer, mit welchem es sich um dieselben balgte und tummelte. Chärea, voll Ungeduld sein Vorhaben auszuführen, hatte den Augenblick, da Caligula zum Mittagessen hinausgehen würde, zur Entwicklung des blutigen Trauerspiels bestimmt. Indes war es eine Stunde nach Mittag, und der Tyrann kam nicht. Da er sich durch eine Indigestion vom vorigen Abend beschwert fand, so war er unschlüssig, ob er nicht den ganzen Tag im Schauspiel bleiben

ben sollte. Während dieses kritischen Augenblicks war der ungestümme Chärea, der seinen Unwillen nicht länger im Zaum halten konnte, schon halb entschlossen, den Tyrannen, mitten unter seiner Leibwache niederzustoßen, welches eine schröckliche Metzelung nach sich gezogen haben würde. Noch kämpfte er mit der Klugheit und mit seinem Ungestümm, als einer der Verschwornen den Caligula beredete, zu seiner Erfrischung ein Bad zu nehmen, um so mit neuer Munterkeit dem übrigen Theil des Schauspiels beiwohnen zu können, und dieser Rath sicherte die Revolution.

Der Kaiser stand auf, und sogleich umringten ihn die Verschwornen unter dem Schein emsiger Aufmerksamkeit, in der That aber, um das Gedränge von ihm abzuhalten. Der Weeg zum Badesaal gieng durch einen kleinen gewölbten Gang, wo griechische Jünglinge vom Stande in theatralischen Vorstellungen geübt wurden. Er blieb stehen, musterte sie, und munterte sie auf, ihre Sachen gut zu machen. Schon war er Willens, wieder mit ihnen ins Theater zurück zu gehen, und würde es gethan haben, wenn der Anführer des Chors sich nicht mit seiner Heiserkeit, der Folge einer Erkältung, entschuldigt hätte. Diesen Augenblick ergrief Chärea, sein Schlachtopfer zu würgen. Er war der erste der Verschwornen, welcher dem Caligula zu Leibe gieng; mit einem einzigen Hiebe spaltete er ihm den Kopf, und das Ungeheuer stürzte, in seinem Blute schwimmend, zu Boden. Alsobald sprangen die Freunde des Obersten mit dem Dolch in der Hand herzu, fielen über den um sich schlagenden und brüllenden Tyrannen her, versetzten ihm dreissig Wunden, und ließen seinen zerfetzten Leichnam in dem Gange zurück.

So fiel im Jahr ein und vierzig, nach Christi Geburt der geborne Feind der Götter und Menschen!

Mit

Mit ihm war seine Gattinn Cäsonia niedergestoßen, und ihre Tochter an der Wand zerschmettert. Der Tyrann stund in seinem neun und zwanzigsten Jahre, von denen er drey und etwas über zehen Monate regiert hatte. Es war Zeit, daß Rom von seinem Unterdrücker befreit wurde; denn als er getödtet ward, waren die öffentlichen Kornböden leer, und die Stadt hatte nur noch auf acht Tage Lebensmittel. Sein Plan war gewesen, nach Ermordung des Senats und der vornehmsten Mitglieder des Ritterstandes, den Sitz des Reichs nach Antium oder nach Alexandrien zu verlegen. Man fand nach seinem Tode zwei Aufsätze von ihm, worinn er die Zahl und den Stand der Unglücklichen bestimmte, die er seinem Blutdurst aufzuopfern gedachte; auch entdeckte man, in einem geheimen Zimmer des Pallasts, einen Schrank voller Gifte, die sein Nachfolger ins Meer werfen ließ, und die so wirksam waren, daß eine Menge Fische in der Gegend daran starben, und von den Wellen todt ans Gestade getrieben wurden.

Caligula erhielt nicht die Ehre einer öffentlichen Leichenbestattung; man brachte ihn verstohlner Weise in den Garten eines seiner Lusthäuser, wo man ihm in der Eile einen Scheiterhaufen errichtete, und als er halb von den Flammen verzehrt war, ihn mit ein wenig Erde bedeckte. Der Senat war im Begriff sein Andenken zu beschimpfen; aber sein Nachfolger wollte dieß nicht gestatten. Man begnügte sich also, die Kupfermünze; die seinen Namen und sein Bildniß trug, einzuschmelzen.

Zur Ehre der menschlichen Natur muß man glauben, daß Caligula am Verstande litt, und wirklich sind die Spuren von Wahnsinn fast in allen seinen Unthaten merklich. Als Knabe litt er an fallender Sucht; als Jüngling konnte er zwar mehr aushalten,

zuweilen überfiel ihn aber eine solche Kraftlosigkeit, daß er nicht gehen, nicht stehen, sich nicht fassen, ja kaum auf den Beinen erhalten konnte. Geistesschwäche fühlte er selbst, und dachte zuweilen an Entfernung von Geschäften und Hirnreinigung. Am meisten beunruhigte ihn Schlaflosigkeit; er schlief kaum drei Stunden, und doch nie ruhig; unaufhörlich ward er durch fürchterliche Träume geschreckt. Auch brachte er den größten Theil der Nächte damit hin, daß er sich bald auf Polstern herum wälzte, bald in den Säulengängen seines Palastes umherirrte, indem er eine Ruhe suchte, die sich mit der Erinnerung seiner Verbrechen nicht vertrug, und sich nach der Wiederkehr des zerstreuenden Tageslichtes sehnte. Er war groß von Wuchs und blaß von Farbe. Seinem Körperbau fehlte es an Ebenmaaß, vornemlich dem Halse und den Beinen an Fülle. Bei tief liegenden Augen und hohlen Schläfen hatte er eine breite finstere Stirne, wenige, und auf dem Scheitel gar keine Kopfhaare, war übrigens mehr struppig als langgehaart. Wenn er daher auf der Strasse gieng, galt es für Halsverbrechen, von oben herab auf ihn aus dem Fenster zu sehen, oder das Wort Ziege auszusprechen. Seiner von Natur unfreundlichen und häßlichen Miene suchte er geflissentlich noch mehr Wildheit zu geben, indem er sich vor dem Spiegel übte, sie furchtbar und gräßlich zu machen. Den seltsamsten Kontrast mit seiner häßlichen Figur machte sein weibischer Putz; kaum hatte er den Thron bestiegen, als er die römische Toga ablegte, und sich wie eine Frauenzimmer kleidete. In der Folge schmükte er sich mit den Attributen der Götter, und zeigte sich dem Volke gewönlich mit dem goldenen Bart und dem Donnerkeil Jupiters. Indessen gab er sich mit allerlei Künsten ab. Er focht als thracischer Gladiator,

kut-

kutschirte im Wettrennen, spielte den Sänger und Tänzer; aber alles, was er trieb, trieb er jedesmal bis zur Raserey.

III. Die Eroberung Roms durch die Gothen, unter Alarich.

Im Jahr Christi vierhundert und zehen.

I.

Verfall des römischen Reichs.

Die Geschichte des Verfalls des römischen Reichs ist die Geschichte jedes großen Staats, der auf dem Wege zur Kultur und zum Reichthum die so schwer zu treffende Mittellinie überschreitet. Der Strom des Luxus, wenn er einmal gewisse Schranken durchbrochen hat, kann durch keine Gesetze mehr aufgehalten werden. Er reißt ein Volk in's Verderben hin, das mitten im Ueberfluß zu schwimmen glaubt, und endlich auf einmal aus der Täuschung erwacht, wenn es ein Raub des Elendes ist.

Einfalt der Sitten, Mäßigung im Genuß sinnlicher Vergnügungen, eine gewisse wilde Entschlossenheit verbunden mit einer klugen Gesetzgebung und Wärme für den Staat und für die vaterländische Religion: das waren die Waffen, womit die Römer lange allen andern Völkern ihrer Zeit überlegen waren. Die Kriege, welche sie damals führten, hatten entweder die Vertheidigung ihrer eigenen Unabhängigkeit, oder der

unterdrückten fremden Unschuld zum Zweck. Das Nützliche zogen sie überall dem Belustigenden weit vor, und die Reinheit ihrer Sitten war so strenge, daß eine Nothzüchtigung der Anlaß zu einer großen Staatsveränderung ward. Gesundes Blut und Stärke des Körpers und der Seele waren die Wirkung dieser einfachen und rohen Lebensart.

Eine auffallende Veränderung zeigte sich nach dem Sturz von Karthago, hundert und sechs und vierzig Jahre vor Christi Geburt. Jetzt fiengen die Römer an, auf den Reichthum einen Werth zu setzen, und der Eigennutz mischte sich in's Spiel. Das Geld fieng an, aus den eroberten, weit entlegenen Provinzen nach der Hauptstadt zu strömen, und die Familien berechneten nun, was bei einer Feldherrn- oder Statthalterstelle zu gewinnen sey, und nicht, was die Gerechtigkeit oder das wahre Wohl des Vaterlandes bei einer neuen Eroberung zu verlieren habe. Nun erlaubte man sich Verhetzungen der nächsten Blutsverwandten, Meuchelmorde, Vergiftung der Brunnen eines ganzen Landes, kurz alles, um die Eroberungen ins Unendliche zu treiben, und Rom mit dem Raub der ganzen Welt zu bereichern. Man lebte nun mehr für sich als für den Staat, und arbeitete meistens für diesen nur in so weit, als die Privatleidenschaften ihre Rechnung dabei fanden. Die großen Beispiele ihrer Ahnen von Aufopferung der größten republikanischen Tugend erzählten sich nun die Enkel als Thaten der ehemaligen rohen Zeiten. Jetzt erfolgte auch in den Sitten und in der Lebensart des Römers ein Veränderung, die seinen Körper und seinen Geist nach und nach entkräftete. Das eroberte Griechenland flößte seinen rohen Ueberwindern Geschmack an den Wissenschaften und Künsten ein. Die Erziehung des Volks, die zuvor blos zur bürgerlichen und politisch-

Thätigkeit angelegt war, lief nun mehr auf eitle Verzierungen, als auf das Nützliche, mehr auf blendenden Witz, als auf Wahrheit, und mehr auf unnützes Vernünfteln als auf Anstrengung der Leibes- und Seelenkräfte zum Thun hinaus. Man gewöhnte sich, die Belustigung der Belehrung vorzuziehen. Das Volk, welches ehedem unabläßig mit der Aufrechthaltung seiner Gesetze, mit der Vertheidigung seiner Freiheit und mit der Eroberung der Welt beschäftigt war, hatte nun nichts mehr von seiner Regierung zu fodern, als Brod und Schauspiele.

Die Eroberung von Aegypten und Vorderasien war noch verderblicher für den Geist der Römer, als die Unterjochung Griechenlands. Hier wurden sie mit der orientalischen Pracht, Wollust, und Schwelgerey bekannt. Ehedem war das Essen aller Bürger beinahe das nemliche; aber nun verzehrte mancher Wollüstling bei einem Mahle so viel, als manche ganze Familie seiner Mitbürger zu ihrem jährlichen Unterhalte nöthig gehabt hätte. Die ehemaligen unternehmenden Weltbezwinger hatten jetzt allen Heroismus verlohren, und aus freien patriotischen Bürgern waren kriechende Sklaven geworden, die den nichtswürdigsten Tyrannen huldigten. Der alte Nationalgeist, der die Römer zu Herren der Welt machte, war verschwunden, und die schändlichen Folgen des übertriebensten Luxus hatten alles Gefühl von Patriotismus erstickt. Ueber ihren Schauspielen vergassen die leichtsinnigen Römer jede andere Angelegenheit. Wenn die furchtbarsten Feinde des Reichs, die Deutschen, Gallien verwüsteten und selbst in Italien eindrangen, vergnügte sich in Rom jung und alt mit barbarischen Thiergefechten, im Circus und mit andern öffentlichen Spielen. Das müssige Volk baute das Feld nicht weiter, theils aus Faulheit, theils weil man die ſvormaligen Kornfelder von Italien in

 Lust-

Lustgärten verwandelt hatte. Das nöthige Getreide lieferten Sizilien; Afrika und Aegypten; hier wurde gearbeitet, damit die müssigen Römer bei ihren Gaukeleyen nicht verhungerten. Selbst Künstler mußte man aus den Provinzen nach Rom holen, denn die Kaiser waren so freigebig und verschwenderisch, daß die Römer, ohne Gefahr zu darben, müssig gehen konnten.

Ein eigenes Unglück für den Staat war es, daß lange Zeit die unwürdigsten Regenten auf dem Thron sassen; es waren entweder unbesonnene, grausame Tyrannen, oder schändliche und äußerst sorglose Wollüstlinge. Wenn auch zuweilen die Regierung in würdige Hände fiel, so war es entweder nicht mehr möglich, die Fehler der Vorgänger zu verbessern, oder auch zu gefährlich, die verjährten Misbräuche abzuschaffen und unangenehme Veränderungen zu machen. Nachdem das Reich durch eine ganze Menge der nichtswürdigsten Regenten geplagt und verwahrloset worden war, fieng der Hof an, ganz asiatisch zu werden. Pracht und Schwelgerey stiegen aufs höchste. Verschlossen in ihre Kabinete verübten die Despoten die abscheulichsten Bubenstücke, und kannten keine wichtigere Beschäftigung, als die Befriedigung ihrer Leidenschaften, und den Kitzel ihrer Sinnen. Sie begiengen Laster und Schandthaten, für die wir zu unserer Ehre nicht einmal Namen haben. Die Regierungsgeschäfte überliessen sie Weibern, die blos ihre Grillen und ihr Vergnügen zur Richtschnur hatten; Freigelassenen, die noch wie feile Sklaven dachten und handelten, und endlich Verschnittenen, die keine männliche Thatkraft hatten, die sanften Gefühle der Liebe nicht kannten, und sich durch Befriedigung des Geitzes für die andere Lüste, die sie nicht genießen konnten, schadlos zu halten suchten. Der wurde Minister, weil er ein

nie-

niederträchtiger Kuppler war, und jener General, weil er sich zum scheuslichsten Meuchelmord gebrauchen ließ. Das Serail des heutigen Konstantinopels ist nur ein Schattenriß von der Abscheulichkeit des damaligen römischen Hofes.

Als der erste Kaiserstamm, der schon so viele unwürdige Regenten gab, erloschen war, stiegen Glücksritter, und endlich sogar auch Ausländer auf den Thron. Diese hiengen von der Laune der Soldaten ab, und wurden von denselben eben so leicht gestürzt als erhöht. Dem zufolge war es ihnen mehr um den augenblicklichen Genuß, als um den Wohlstand des Reiches zu thun. Einige, die ihre Schwäche fühlten, wurden sogar gezwungen, die Krone anzunehmen, und blieben, so lange sie auf dem Throne sassen, der Spott der Leute, denen sie ihre Erhöhung zu danken hatten. Bei den schnellen Revolutionen, welchen der Thron ausgesetzt war, konnte nie ein fester großer Plan zur Verwaltung des Reiches entworfen und ausgeführt werden, wenn auch die Kaiser unendlich mehr Muth und Fähigkeit gehabt hätten, als die meisten wirklich besassen. Abhängig von dem launigten Glück, war Mißtrauen der Hauptbeweggrund ihrer Handlungen. Jeder Mann, den seine Verdienste von dem Pöbel auszeichneten, war der Gegenstand desselben. Glänzende Thaten und Verdienste begannen wirklich Verbrechen zu werden. Jeder große Mann ward ein Nebenbuhler des Regenten, und meistens ein Opfer der Hofintrike. Die Kaiser versteckten sich hinter einen Schwarm Leute, die sie nicht für gefährlich hielten, und suchten, wenn sie sich sehen ließen, durch eitle Pracht und ein lächerliches Gepränge das zu ersetzen, was ihnen an wirklicher Macht gebrach.

Der asiatische Luxus, der, wie eine Seuche, durch alle Länder drang, unterdrückte nun auch alle

Lust

Lust zu Kriegsdiensten. Das Volk hatte allmählich alle Schnellkraft, alle Liebe zur Arbeit, alles Gefühl für Ruhm und Freiheit so gänzlich verloren, daß es lieber jeden Feind bis vor seine Thore anrücken ließ, als zu den Waffen grief. So entnervt war es durch Weichlichkeit und Wollust, daß ihm die Waffen wirklich unerträglich waren. Es verstümmelte sich, um bei den Rekrutirungen nicht zum Dienste gezwungen zu werden. Man bewarb sich blos um Civilbedienungen, weil sie weder so beschwerlich noch so gefährlich waren als Militairstellen, und man die gewohnte Ueppigkeit in der Hauptstadt fortsetzen konnte. Wer etwa noch Fähigkeit und Ehrbegierde hatte, blieb in Rom: zur Armee kam verdorbenes, nichtswürdiges Volk, das nichts zu verlieren hatte, und schon deswegen keinen Patriotismus, folglich keine wahre Tapferkeit besaß. Die Pest der Hauptstadt, die Weichlichkeit, verbreitete sich unter allen Soldaten. Der Dienst wider die Barbaren an der Grenze fiel ihnen beschwerlich: sie foderten italiänische Bäder, Theater, Cirkus, Springer und andere städtische Vergnügungen. Wirklich verlegte man die Beschützer der Reichsgrenzen in die Städte, um ihnen Zeitvertreib zu geben. Aus Liebe zur Gemächlichkeit fieng man an, den Dienst zu Pferd dem zu Fuß vorzuziehen, in Friedenszeiten die Kriegsübungen zu unterlassen, und endlich auch den Panzer und Helm abzulegen, weil sie — zu schwer waren.

Ehedem bestanden die römischen Armeen größtentheils aus Nationaltruppen: die übrigen wurden von den Bundesgenossen gestellt. Nachdem aber die Römer so weibisch geworden waren, daß fast niemand mehr dienen konnte oder wollte, rekrutirte man die Nationalarmee mit feindlichen Barbaren: selbst die Anführer waren Ausländer. Aber was konnte man

von

von Leuten erwarten, die kein eigentliches Vaterland hatten, denen der Untergang des römischen Reichs vortheilhafter als dessen Erhaltung seyn mußte? Auch waren diese barbarischen Truppen zu sehr an Freiheit und Unabhängigkeit gewöhnt, als daß man sie der strengen römischen Kriegszucht hätte unterwerfen können: und dieser Geist der Unabhängigkeit theilte sich auch den Nationaltruppen mit, so, daß der beste Befehlshaber selten etwas ausrichten konnte, weil ihm seine Offiziere nicht gehorchten.

Alle diese Umstände zusammen machten, daß gegen das Ende des vierten christlichen Jahrhunderts von dem ungeheuren römischen Reiche nur noch das Gerippe dastund, und daß der Thron endlich zusammen stürzte.

2.

Die Deutschen schwächen das Reich der Römer. Einfall der Hunnen. Ihr Kampf mit den Gothen.

Die furchtbarsten Feinde der Römer waren die Deutschen. Mehr als zwei hundert Jahre lang waren die römischen Kaiser mit ihnen in Krieg verwickelt, und ihr heissester Wunsch war, diese tapfere Nation zu unterjochen. Aber alle Anstrengungen brachten durchaus keinen wesentlichen Vortheil, sondern sie verzehrten unnütz die besten Kräfte des Reichs. Dagegen mußte der lange Widerstand, den die Deutschen den Römern zu thun hatten, ihre Kräfte sowohl als ihren Haß und ihre Verachtung gegen einen Erbfeind nothwendig immer mehr stärken, der sich eitler Triumphe über sie rühmte, ohne sie je besiegt zu haben,

ben, und sich mit eben den Münzen die Ruhe von ihnen zu erkaufen genöthigt fand, auf denen Deutschland als überwunden vorgestellt wurde.

Die Deutschen waren aber auch noch immer das kernhafte, kriegerische, freiheitsliebende, unternehmende Volk, wie es sich den Römern zuerst bekannt gemacht hatte. Zwar verschafte ihnen die römische Bekanntschaft einige Verfeinerung, die aber ihrer Stärke mehr vortheilhaft als nachtheilig war. Sie hatten in der Kriegskunst von den Römern gelernt und die Art ihrer Waffen verbessert. Noch immer nahmen undurchdringliche Wälder, und große Moräste und Sümpfe den größten Theil des deutschen Bodens ein. Die Einwohner hatten noch immer blonde und röthlichte Haare, blaue Augen und eine riesenmäßige Gestalt, welche die Furcht der verzärtelten Römer manchmal noch vergrößert haben mag. In dem großen, rüstigen und abgehärteten Körper wohnte der unerschrockenste Kriegsgeist, die unbändigste Freiheitsliebe, die unerschütterlichste Kühnheit. Jagd und Krieg machten die Lieblingsbeschäftigungen der Nation aus. Zum Vergnügen der Jagd boten ihnen die ungeheuren, mit allerlei wilden Thieren angefüllten Wälder, die dringendste Gelegenheit dar. Krieg war die große Triebfeder aller Unternehmungen der Deutschen; Neigung zum Gefecht und zur Beute lockte sie vom schwarzen Meere und von der Donau bis an den Ebro und bis nach Afrika. Noch immer bauten sie das Feld nur zur höchsten Noth, um sich nicht an beständige Wohnsitze zu heften, die sich mit ihrem Eroberungs- und Freiheitsgeist nicht vertrugen.

Die Kriege der Deutschen mit den Römern waren indessen lange nichts weiter, als vorübergehende Streifereyen, bey denen es nur um Beute zu thun war. An eine eigentliche Nationalunternehmung war

bei

bei ihren unaufhörlichen innerlichen Zwistigkeiten nicht zu denken. Doch allmählich wurden sie klüger, traten in mächtigere und dauerhaftere Verbindungen zusammen, und ihre Unternehmungen bekamen zusehends einen mehr erweiterten Zweck. Je öfter ihnen ihre Einbrüche in das übel vertheidigte Reich glückten, desto zahlreicher fanden sie sich an den Grenzen ein, die man vergeblich mit Festungen und Linien bedeckte. Eine unzulängliche Gegenwehr überzeugte sie, daß die Römer nicht im Stande wären, ihnen mit den Waffen Widerstand zu thun; und diese sahen sich genöthigt, den Deutschen entweder Wohnsitze in den Provinzen einzuräumen, oder ihnen einen jährlichen Tribut zu bezahlen.

Unter solchen Umständen ist es leicht zu begreifen, wie die deutschen Völker allmählich auf den Gedanken kamen, ihr Vaterland mit den ungleich angenehmern Gegenden des römischen Reichs zu vertauschen, da dieses der gewaltsamen Besitznehmung kein Hinderniß mehr entgegen zu setzen hatte. Ohedem ist es ein unverkennbarer Zug in dem Charakter der nordischen Völker, daß sie unruhig, unbeständig und unternehmend waren, und die Natur scheint ihnen deswegen mehr Thätigkeit als andern Völkern gegeben zu haben, weil sie ihren Bedürfnissen weniger zu Hülfe kam.

Der erste furchtbare Stoß, der eine fast allgemeine Bewegung unter den europäischen Barbaren und ihre Wanderungen nach Westen und Süden veranlaßte, kam von den Hunnen her, einem kriegerischen Nomadenvolk, das im Norden von Asien in der heutigen Mungaley wohnte, alle benachbarten Völker unterjochte oder ausplünderte, und selbst die Sinesen, seine nächsten Grenznachbarn, durch Einfälle unaufhörlich beunruhigte. Ihr weitläuftiges, aber we-

nig

nig fruchtbares Gebiet erstreckte sich mehrere hundert Meilen in die Breite und Länge vom Irtis bis an den Amur, und von den tibethanischen Gebirgen bis zum Altai. Sie waren den Deutschen an Lebensart und Sitten eben so ähnlich, als sie an körperlicher Bildung von denselben verschieden waren. Ihr Wuchs war kurz und untersetzt, ihr fleischichter Hals zwischen den Schultern vergraben, der Kopf dick und rund, die Stirne kurz, die Nase gequetscht, das ganze Antlitz breit und platt, der Bart dünne, die schmalen schwarzen Augenbraunen wenig gebogen. Die krummen Schenkel, der gewölbte Rücken, die rückwärts gebogene Stellung des Kopfs, das abstehende lauschende Ohr, das kleine scharfe tiefliegende Auge, das weisse starke hervorblöckende Gebiß schienen ganz ein Raubthier unter den Menschen zu charakterisiren. Gleich den übrigen Nomadenvölkern jener unermeßlichen Steppen haßten auch sie den Ackerbau, verabscheuten ein stetiges häusliches Leben, und fühlten zwischen einschließenden Mauren und Wänden sich gleichsam geängstigt und beklommen. Zur Zubereitung ihrer Speisen bedurften sie weder Feuer noch Kochgeschirr. Die Wurzeln aßen sie roh, wie sie die Erde hervorbrachte, und das Fleisch ritten sie gahr. Eben so einfach war ihre Kleidung. Sie bestand aus Thierfellen, davon sie das Rauhe herauskehrten, und bedeckte nur den untersten Theil des Körpers, wurde auch nicht eher abgelegt, bis sie von selbst vom Leibe fiel. Der treueste Freund und unzertrennliche Gefährte des Hunnen war sein kleines und häßliches, aber rasches und unermüdliches Pferd. Auf diesem war er wie angenagelt, und verrichtete alle gewöhnlichen Geschäfte. Tag und Nacht auf dem Pferde kaufte und verkaufte jeder das Nöthige, aß und trank da, und, vorgelehnt auf des Thieres kurzen Hals, schlief, schnarch-

te

te und träumte er. Auch bei gemeinsamen Berathschlagungen saß alles zu Pferde. Jagd und Krieg waren die vornehmste Beschäftigung der Hunnen. Selten warteten sie einen Angriff ab; wenn sie angriefen, so geschah es in keilförmigen Trupps mit fürchterlichem Geschrei. Wie ein Vogel leicht und schnell sprengten sie plötzlich aus einander, sammelten sich wieder, und ohne an eine Schlachtordnung zu denken, richteten sie ein großes Blutvergiesen an, und zerstreuten sich wieder; man sah sie bei ihrer Schnelligkeit kaum, wenn sie gegen Verschanzungen anrückten oder ein Lager plünderten. Die ganze Horde gehorchte vier und zwanzig Oberhäuptern, welche zum Behuf großer Unternehmungen, gemeiniglich einen gemeinschaftlichen Oberbefehlshaber wählten. Wiewohl in den Verfeinerungen und den Verderbnissen der Gesellschaft wenig bewandert, waren sie dennoch schlau und listig, tückisch und boßhaft, der Geilheit und Völlerey im höchsten Grade ergeben. Ihr Wort aber galt stat eines Eidschwurs, und ihre Bündnisse waren zuverläßig und unverletzlich.

Jahrhunderte lang hatten die Hunnen in Asien ihr Wesen getrieben, als sie, von mächtigen Nachbarn gedrängt, allmählich von den nördlichen Grenzen des sinesischen Reichs sich nach Europa hinzogen. Bei ihrem Uebergange über den Don stiessen sie auf die an den Ufern desselben wohnenden Alanen, welche ihrer Uebermacht nicht lange widerstehen konnten. Von hier aus stürzten sie, mit dem Rest der Alanen vereinigt, im Jahr Christi drei hundert und sechs und siebenzig, auf die Gothen, ein ungeheures Volk, dessen Wohnsitze von der Ostsee bis an die Donau und das schwarze Meer, und vom Don bis an die Theis reichten. Sie stammten wahrscheinlich aus der Gegend des heutigen Preußens, und waren unter allen Schärmen deutscher Völkerschaften lange Zeit

die

die furchtbarsten Feinde der Römer. Alles erbebte vor ihnen, und lange konnte dem Ungestümm ihrer Waffen niemand widerstehen. Nicht genug, daß sie Dazien als ihr Eigenthum betrachteten, und in Thrazien, Macedonien, selbst an die Grenzen von Italien ihre Verheerungen fortsetzten: sie stürzten aus der Krimm an die Ufer des schwarzen Meers, setzten über nach Kleinasien, brannten die reichsten Städte nieder, schwärmten im Archipel herum, und durchplünderten Griechenland. Sie fanden beim ersten Anfall schwachen Widerstand, weil diese Gegenden seit langer Zeit keinen auswärtigen Feind gesehen hatten. Es fehlte an Vertheidigungsanstalten zu Wasser und zu Lande; und Menschenverlust ersetzte den Barbaren ihre Landsleute, welche der Kriegsbeute nacheilten, wie dem Aas die Adler.

Rom hatte sich öfters durch Geschenke von den Gothen die Ruhe erkauft; allein sie fühlten ihre Ueberlegenheit zu sehr, als daß sie ihre Raubbegierde hätten bändigen können.

So furchtbar indessen die Größe war, zu der sich damals die Macht der Gothen erhoben hatte, so fanden sie doch an den schröcklichen Hunnen einen überlegenen Feind. Nicht ohne Besorgniß vernahmen sie die Nachricht, daß Ungeheuer, welche den Waldteufeln ähnlicher wären als den Menschen, aus den Sümpfen und Wüsteneyen des fernen Scythiens hervorgeschwärmt wären, um das Menschengeschlecht zu verschlingen; daß sie die streitbare Nation der Alanen vom Erdboden vertilgt hätten, und schon die Grenzen des gothischen Reichs mit Brand, Mord und Verheerung erfüllten. Sie boten indessen alle ihre Kräfte auf, um das Ungewitter zu beschwören, wurden aber mit großem Verlust geschlagen und zurückgedrängt. Der Westgothen König Athanarich lagerte sich am Dniester, um den Hunnen den Uebergang zu ver-

verwehren. Ruhig erwartete er im wohlverschanzten Lager die Annäherung des mit Beute beladenen, und daher langsamer denn gewöhnlich anrückenden Feindes. Zwanzig tausend der Seinigen schickte er voraus, um die Stärke des Feindes zu erkundschaften, und seine Bewegungen zu beobachten. Die Hunnen entdeckten Athanarichs Plan, umgiengen bei Nacht die vorausgeschickte Division, setzten bei Mondschein über den Dniester, umzingelten Athanarich, und würden ihn und sein Heer gänzlich aufgerieben haben, wenn er sich nicht, mit dem Schwerdt in der Hand, eine Bahn durch sie gebrochen, und nach einem ungeheuren Verluste in die Gebirge gerettet hätte.

Kleinmuth und Entsetzen bemächtigten sich jetzt der ganzen gothischen Nation. Die scheußliche Gestalt, das brüllende Geschrei und die viehischen Sitten der Hunnen hatten sie mit Grauen erfüllt. Eine Sage hatte sich unter ihnen verbreitet, daß diese Halbmenschen aus der Vermischung scythischer Unholdinnen mit den Waldteufeln entsprossen wären; und sie verzweifelten, Wesen widerstehen zu können, welche ohne Zweifel beides, die Bösartigkeit und die übermenschliche Gewalt ihrer Erzeuger geerbt hätten. Nirgends glaubte die zagende Menge vor der reissenden Verfolgung und dem unersättlichen Blutdurst dieser Ungeheuer gedeckt zu seyn, als hinter den Gewässern der Donau. Der größte Theil wurde daher einig, an den römischen Kaiser Valens eine Gesandschaft abzuschicken, mit dem Antrage, daß er sie in Thracien aufnehmen möchte, wo sie sich, unter römischer Hoheit, ruhig verhalten, auch im Nothfall die Römer mit Hülfstruppen unterstützen, und zur Sicherheit ihres Versprechens insgesammt das Christenthum annehmen wollten.

3.

Aufnahme der Gothen in das römische Reich. Sie rächen sich für die erlittenen Mißhandlungen.

Zu Konstantinopel, der Residenz des römischen Kaisers, wohin die Bitte der Gothen gelangte, hatte man zwar schon lange von den Bewegungen der Hunnen gehört; da aber die Gefahr nicht in der Nähe war, sich wenig darum bekümmert. Vielmehr verbreiteten die Nachrichten von den Verheerungen, dem Morden und Vertilgen der Barbaren untereinander allgemeine Freude. Jetzt aber machte der ganz unerwartete Antrag der Gothen allgemeines Aufsehen. Der vernünftigere Theil hielt es für gefährlich, ein unruhiges kriegerisches Volk, das zu allen Zeiten gegen das römische Reich feindlich gehandelt hätte, in das Reich selbst aufzunehmen. Die kleinen Geister aber und elende Weichlinge, von denen Konstantinopel wimmelte, hielten es für eine Art von Triumph, daß ein so mächtiges und gefürchtetes Volk, welches vorhin das Reich so vielfach ängstigte, sich nunmehr von selbst unterwerfen wollte, und wünschten dem Kaiser Glück zu dieser Eroberung. Der Geitz freute sich schon im Voraus der Ersparniß der beträchtlichen Summen, die sonst bei Rekrutenaushebungen erfordert wurden, und man war am Hofe zu Konstantinopel von der Sache so eingenommen, daß der Kaiser selbst Befehl gab, alle Sorgfalt anzuwenden, damit ja kein Gothe zurück bliebe.

Den ganzen großen Haufen auf einmal übersetzen zu lassen, widerrieth die Vorsichtigkeit. Die Gothen sollten in kleinen Abtheilungen und ohne Waffen über

die

die Donau gehen, und sich's gefallen lassen, daß ihre Kinder, in Kleinasien vertheilt, römisch erzogen würden. In der drohenden Gefahr, worinn sich die Gothen befanden, von den Hunnen überfallen zu werden, ließen sie sich diese Bedingungen gerne gefallen.

Inzwischen wurden die Anstalten, eine Million Menschen von allen Altern und Geschlechtern über die Donau zu bringen, mit möglichster Eile getroffen. Flache Fahrzeuge, Boote und Fischerkähne wurden in Menge herbeigeschafft. Eine Anzahl römischer Befehlshaber und Kriegsmänner ward herüber geschickt, um die Entwafnung und Einschiffung der Nation zu besorgen. In die Wette drängten die geängstigten Gothen sich auf die Fahrzeuge. Manche wurden überladen und sanken in der Mitte des Stroms zu Grunde; andere wurden von der Heftigkeit des gerade von vielen Regengüssen aufgeschwollenen Stroms auseinander geworfen und zerschmettert. Diejenigen, die es wagten, über den breiten und reissenden Strom zu schwimmen, wurden größtentheils das Opfer ihrer Kühnheit. Mehrere Tage und Nächte dauerte die Ueberfahrt, und so gewaltsam war das Gedränge und Gewirre, daß diejenigen, welchen die Zählung der Menge aufgetragen war, das Geschäft sehr bald als unausführbar aufgaben.

So wie die neuen Bundesgenossen und Unterthanen des Reichs auf dem jenseitigen Ufer landeten, wurden die Kinder beiderlei Geschlechts aus den Armen ihrer Eltern gerissen und in ganz Asien zerstreut. Ungleich nachläßiger ward die Erfüllung der zwoten und ungleich wichtigern Bedingung des Vergleichs, der Auslieferung der Waffen, betrieben. Die Gothen führten kostbare Sachen, den Raub vieler geplünderten Provinzen mit sich, und die Schönheit des weiblichen Geschlechts unter ihnen wird vorzüglich gerühmt. Die kaiserlichen

Beamten liebten so etwas, ließen sich bestechen, und opferten der Befriedigung ihrer Lüste ohne Schaam die Sicherheit des Reichs auf. Bei weitem die Meisten der auswandernden Nation brachten ihre Waffen in ihre neuen Wohnplätze mit herüber, und so wie diese unübersehbare Menge sich nach und nach über die Ebenen und Anhöhen des niedern Mösiens ausbreitete, gewann ihr Lager ein drohendes und selbst feindliches Ansehen.

Die Westgothen waren kaum ins römische Gebieth aufgenommen, als ihre östlichen Brüder vom Dniester her sich der Donau näherten, und ebenfalls um Aufnahme ansuchten. Aber schon bereute der Hof zu Konstantinopel seine zu vorschnell genommene Maaßregel. Den nur allzufurchtbaren Schwarm der bereits eingewanderten Barbaren noch mit einem neuen Nachschub zu verstärken, däuchte ihm allzugefährlich. Unbedingt ward den Ostgothen ihr Gesuch abgeschlagen. Diese, die jeden Augenblick die Hunnen auf ihrer Ferse zu sehen fürchteten, lauerten mit Ungeduld auf den ersten günstigen Augenblick, in welchem sie auch wider den Willen der Römer den Uebergang bewerkstelligen könnten, und dieser Augenblick zeigte sich bald.

Um eine so stürmische und zügellose Menge, als das Lager der Westgothen enthielt, im Zaum zu halten, bedurfte es der weisesten, gerechtesten und standhaftesten Behandlung. Schon die Ernährung eines Zuwachses von Menschen, der nicht weniger denn eine Million begrief, war mit Schwierigkeiten begleitet, welche kaum durch die weißesten Maaßregeln, und eine beständige gleichförmige Zufuhr hätten überwunden werden können. Die Fruchtbarkeit inzwischen und der Ueberfluß, der in den umliegenden Provinzen herrschte, würde diese Schwierigkeit merklich erleichtert haben, wenn kluge und rechtliche Männer das Geschäft

schäft geleitet hätten. Allein man benutzte die Drangsale der ausgehungerten Gothen als eine ergiebige Quelle ungeheurer Erpressungen. Statt des freien und hinlänglichen Unterhalts, den der Kaiser seinen neuen Unterthanen bewilligt hatte, wurden ihnen die ungenießbarsten Lebensmittel in einem kaum erschwinglichen Preise verkauft. Statt gesunder Nahrungsmittel versah man ihren Markt mit dem Fleische verreckter Hunde und anderer von Krankheit aufgeriebener Thiere. Ein lebendiger Hund ward nicht selten um einen Sklaven vertauscht, und ein Pfund groben Brodes um zehen Pfund Goldes. Als auch diese Hülfsquellen erschöpft waren, sahen sich die geplünderten Barbaren gezwungen, ihre Söhne und Töchter feil zu bieten, um nicht Hungers zu sterben. Dadurch wurde aber allmählich ihre Geduld erschöpft, und das Murren der Menge ward immer drohender und lauter. Um einem gefährlichen Ausbruche vorzubeugen, ward den Gothen befohlen, die Grenzen zu verlassen und sich ins Innere der Provinzen zu ziehen, wo man sie ohne Zweifel einzeln aufzureiben hofte. Bereit, ihre dermalige verzweifelte Lage mit jeder andern zu verwechseln, gehorchten die Gothen der Aufforderung zum Aufbruche ohne Murren. Um ihren Zug zu beschleunigen und zu beobachten, mußten die Grenztruppen ihre bisherigen Posten räumen. Die Ufer der Donau blieben entblößt. Die Ostgothen nutzten den Augenblick auf der Stelle, setzten auf Booten und Flössen über den Strom, und errichteten auf römischem Boden ein unabhängiges und feindliches Lager.

Der Funke der Zwietracht, der schon lange unter der Asche geklommen hatte, brach plötzlich in lodernde Flammen aus. Der römische General Lupicin gab durch eine unbesonnene Handlung selbst Veranlassung zum Ausbruch der Feindseligkeiten. Er lud

einst den gothischen Anführer Fritigern zu sich zu einem Gastmahle nach Marcianopel, der Hauptstadt der Provinz, verbot aber dabei strenge, keinen Gothen in die Stadt zu lassen, Fritigers Gefolge ausgenommen. Dieß erregte den Verdacht der Gothen, die in der Nähe der Stadt waren. Sie glaubten nichts gewisseres, als daß Lupicin hierunter irgend eine böse Absicht haben müsse und suchten daher mit Gewalt einzudringen. Es kam zu Thätlichkeiten, in welchen auf beiden Seiten Viele das Leben einbüßten. Dieß hätte allerdings den Lupicin vorsichtiger machen sollen; allein der Wein hatte ihn so unbesorgt und leichtsinnig gemacht, daß er, statt die Gemüther der aufgebrachten Gothen durch vernünftige Vorstellungen zu beruhigen, auf die erhaltene Nachricht von den vorgefallenen Händeln zwischen seinen Leuten und den Gothen, sogleich Befehl ertheilte, Fritigers sämmtliches Gefolge nieder zu machen.

Einen unsinnigern Befehl hätte kein Kranker in der größten Fieberhitze geben können. Die Gothen, die wahrscheinlich aus dem Geklirr der Waffen, und dem ängstlichen Rufen ihrer unglücklichen eingeschlossenen Brüder nach Hülfe, vermutheten, was in der Stadt vorgieng, wurden nun noch erbitterter, und setzten der Stadt so nachdrücklich zu, daß Fritiger und seine Gefährten in der augenscheinlichsten Gefahr schwebten. Indes verlor der gothische Anführer die Besonnenheit nicht; mit ruhigem und festen Tone sprach er zu Lupicin: „Ein unbedeutender Zank, wie es scheint, ist zwischen den verbündeten Nationen entstanden; aber so geringfügig auch die Veranlassung seyn mag, so dürfte sie doch leicht von den gefährlichsten Folgen begleitet seyn, wenn ich und meine Gefährten nicht eilen, durch unsere Gegenwart die aufgebrachten Gemüther zu besänftigen.“ Mit diesen Worten zog er

sein Schwerdt, seine Begleiter thaten desgleichen, und mit vorgeworfenen Klingen drängten sie sich durch die Haufen, welche den Pallast, die Gassen und die Thore füllten, warfen sich zu Pferde, und verschwanden vor den Augen der erstaunten Römer.

Die Gothen empfiengen ihre rückkehrenden Befehlshaber mit lautem Jubel, und auf der Stelle ward Krieg beschlossen. Die Fahnen der Väter wurden auseinander gerollt, und das rauhe Schlachthorn erscholl. Die beiden verbrüderten Stämme vereinigten sich, und brachen unverzüglich auf, um an dem gemeinschaftlichem Feinde Rache zu nehmen. Der Anfang der Feindseligkeiten wurde durch Morden und Plündern gemacht. Lupicin sammelte alle Truppen, die er in der Eile zusammenbringen konnte, wurde aber im offenen Felde geschlagen, und nun waren die Gothen Meister von allem Lande bis an das Hämusgebirge. Gerüstet mit den erbeuteten Waffen des geschlagenen Feindes, und vertheilt in mehrere einzelne Haufen, verbreiteten sie sich über das platte Land, und gaben dessen friedlichen und wehrlosen Bewohnern die erlittenen Drangsale verdoppelt und dreifach zurück. Raub und Plünderung, Brand und Blutvergießen erfüllten jeden Winkel des fruchtbaren Thraciens. Umsonst flüchteten die unglücklichen Einwohner mit ihren Heerden, mit ihrem Vorrath und besten Habseligkeiten in die Dickigte der Wälder oder in unterirdische Hölen. Häusliche Verräther entdeckten den Barbaren ihre Schlupfwinkel, und leiteten sie zu der fetten Beute.

Bei Hadrianopel stund ein anderes gothisches Korps in kaiserlichem Solde. Ruhig sah dieses dem Beginnen seiner Landsleute zu, und äußerte nicht die geringste Neigung, sich mit ihnen zu vereinigen. Allein der Gouverneur der Stadt, der die Macht des

 Bei:

Beispiels fürchtete, ließ dem Korps befehlen, über den Hellespont zu gehen. Die Soldaten erklärten sich hierzu willig und bereit, nur begehrten sie die Auszahlung des rückständigen Soldes, einen zureichenden Vorrath an Lebensmitteln, und eine zweitägige Frist, um zu dem Marsche sich einzurichten. Das wurde abgeschlagen, die Bürger in der Stadt wurden bewafnet, es kam zum Handgemenge, das ganze Korps vereinigte sich mit den Westgothen, und Hadrianopel wurde belagert. Es war ein Glück, daß die Gothen in der Belagerungskunst noch unerfahren waren, und kein grobes Geschütz führten. Sie zogen von den Mauren ab, und fuhren fort, die offenen Gefilde Thraciens zu verheeren.

Der Kaiser Valens gab sich alle Mühe, sein schönes Thracien von der verderblichen Wuth der Gothen zu befreien. Allein seine Generale wurden überall geschlagen, und er beschloß endlich, die Gothen selbst, in der Gegend von Adrianopel, anzugreifen. Vergebens äußerte Fritiger, der wegen eines Kampfes mit der römischen Armee nicht unbesorgt war, das Verlangen, der Schlacht durch einen Vergleich zuvorzukommen. Valens ließ sich durch keine Friedensvorschläge, durch keine Vorstellungen zurückhalten. Er grief im August des Jahres drei hundert und acht und siebenzig die Gothen wirklich an. Aber die leichte Kavallerie der Gothen, auf welche Valens wegen ihrer Entfernung nicht gerechnet hatte, kam so schnell herbei, und zerstreute die römische mit so unaufhaltsamer Behendigkeit, daß das auf den Flügeln entblößte Fußvolk umringt und niedergehauen werden konnte. Die Römer büßten fast alle ihre Offiziere und vierzig tausend Gemeine, zwei ganze Drittel von ihrer Armee, ein. Valens selbst blieb entweder durch einen Pfeilschuß auf dem Schlachtfelde, oder ward

in

in einem von den Gothen angezündeten Hause verbrannt, in das er sich geflüchtet hatte.

Der Stolz der Gothen fühlte sich durch einen so glänzenden Sieg nicht wenig geschmeichelt. Desto empfindlicher aber ward ihre Habsucht durch die Entdeckung gekränkt, daß der reichste Theil der Beute innerhalb der Mauren von Adrianopel in Sicherheit sey. Um den Preis ihres Sieges in Besitz zu nehmen, versuchten sie noch einmal, die Stadt zu berennen. Entblößt von allem Geschütz, und durchaus unkundig der Belagerungswissenschaften, rannten sie gleich wilden Thieren gegen die Mauern an, wateten durch den Graben, und fiengen an die Mauern zu erklettern. Die erschrockenen Einwohner fochten mit der Wuth der Verzweiflung; die Thore wurden verrammelt, die Wurfmaschinen aufgepflanzt, ungeheure Steine auf die Köpfe der Stürmenden geschleudert, welche von dem Getöse, der Gewalt und furchtbaren Wirkung dieser unbekannten Maschinen geschreckt, und überdieß von einem fürchterlichen Ungewitter auseinander gesprengt, mit blutigen Köpfen abzogen, und hinter der Wagenburg Schutz suchten. Verzweifelnd, die Stadt zu erstürmen, ließen sie durch einen christlichen Priester die Einwohner zur Uebergabe auffodern, und versprachen ihnen Sicherheit des Lebens. Als eine so starke Zumuthung mit Verachtung zurückgewiesen wurde, versuchten sie den Weg der Verrätherey. Einige römische Ueberläufer mußten mit flehenden Gebehrden und ausgebreiteten Armen sich den Mauern nähern. Sie wurden wirklich aufgenommen, auf der Stelle aber verdächtig befunden, und durch die Folter zu dem Geständnisse genöthigt, daß sie in der nächsten Nacht Feuer hatten anlegen wollen, da dann die Barbaren während der unvermeidlichen Verwirrung sich der Stadt zu bemächtigen gesucht haben würden.

Die

Die Verräther erhielten ihren Lohn, und die Barbaren, welche mit Ungeduld der aufsteigenden Flammen harreten, beschloßen trotz des mißlungenen Plans, und trotz der dicken Finsterniß, den Sturm zu wiederholen. Schon waren die Gräben ausgefüllt, und die Leitern angelehnt, als die Belagerten des verwegenen Versuchs inne wurden. Die ganze Nacht, und den folgenden ganzen Tag bis wieder Abend dauerte der hartnäckige Kampf, vom dem die Barbaren mit schwerem Verlust abzogen, und es zu spat bereuten, dem wiederholten Abmahnen ihres Heerführers nicht gehorcht zu haben. Sie streiften darauf bis unter die Mauren von Konstantinopel, vermochten aber auch gegen diese feste und gut vertheidigte Stadt nichts. Nach einigen vergeblichen Stürmen zogen sie wieder ab, und breiteten sich in den Provinzen, bis an den Grenzen von Italien, aus.

Noch einmal ergrief ein Mann die Zügel der Regierung, der Spanier Theodosius, der letzte große Kaiser, den das vereinigte römische Reich hatte, vom Jahr dreihundert und fünf und siebenzig, bis dreihundert und fünf und neunzig. Er erfocht verschiedene Vortheile über die Gothen, trieb einige über die Donau zurück, trat mit andern in Unterhandlungen, und brachte es so weit, daß sie die Waffen niederlegten und die römische Herrschaft erkannten. Der Kaiser überließ ihnen den größten Theil von Thracien eigenthümlich, errichtete aus ihnen ein Heer von mehr als zwanzig tausend Mann, und erhielt durch seine klugen Maaßregeln so viel, daß sich die Gothen, so lange er lebte, ruhig verhielten.

4.

Schwächung des römischen Reichs unter des Theodosius Nachfolgern. Neue Empörung der Gothen.

Theodosius hinterließ das Reich seinen beiden Söhnen Arkadius und Honorius; der väterlichen Verordnung zu Folge sollte der erste den Orient von Konstantinopel, der andere den Occident von Rom aus beherrschen. Durch diese Theilung wurden beide Reiche nicht eigentlich getrennt: es blieb immer noch Ein Staat, der blos eine doppelte Regierung hatte. Die beiden Regenten waren noch jung, verdorben durch die weichliche Erziehung eines ippigen Hofes, und elende Sklaven der Vormünder, die ihnen der irre geführte Theodosius gegeben hatte.

Rufin, der Vormünder des Arkadius, aus einem unbekannten Dorfe in Gascogne gebürtig, ein Mann von stolzem, boshaftem und habsüchtigem Charakter, wußte sich durch seine Verstellung sowohl als durch einige schimmernde Fähigkeiten schon bei Theodosius so sehr in Gunst zu setzen, daß er von einer Ehrenstuffe zur andern stieg, und endlich selbst durch die boshaftesten Ränke zur Präfektur des Orients erhoben ward. So lange jedoch Theodosius lebte, hütete er sich wohl, die Larve der Scheinheiligkeit abzulegen; allein kaum war der Kaiser todt, so zeigte er sich auch ganz in seiner wahren Gestalt. Unbekümmert um einen Prinzen, dessen Schwäche und Ohnmacht ihm das Staatsruder selbst in die Hände gab, und ohne Rücksicht auf die öffentliche Meinung, fröhnte er nun seinen Leidenschaften ohne Gewissen und ohne Widerstand. Seine Habsucht zog die Schätze des Orients durch

drü-

drückende Auflagen, ärgerliche Bestechungen, unmäßige Geldstrafen, erzwungene und untergeschobene Testamente und öffentlichen Verkauf der Gerechtigkeit an sich, und sein ungemäßigter Stolz trachtete nach der Ehre, seiner einzigen Tochter durch eine Vermählung mit seinem fürstlichen Mündel den erhabenen Rang einer Kaiserinn des Orients zu verschaffen.

Wahrscheinlich würde der Ehrgeitzige seinen Endzweck erreicht haben, wenn er sich nicht unkluger Weise von Konstantinopel entfernt hätte, um seiner Rachsucht in der Provinz ein Opfer zu bringen. Seine Feinde, deren so viele als Einwohner zu Konstantinopel waren, benutzten seine Abwesenheit, machten den Kaiser, der ohnehin keine Neigung zu der Tochter Rufins zeigte, mit der schönen Eudoxia, der Tochter eines fränkischen Feldherrn bekannt, und Rufin ward bald zu seinem höchsten Erstaunen gewahr, daß das für seine Tochter bestimmte Diadem mit allem kaiserlichen Pompe der Eudoxia überbracht, und diese im Triumphe zu des Kaisers Pallast und Bette gebracht wurde.

Verzweiflung bemächtigte sich jetzt der rachsüchtigen Seele des so grausam getäuschten Rufins, und seinem gekränkten Stolze konnte nur der Plan, dessen ein Rufin fähig war, sich selbst durch die Feinde des Reichs entweder auf den Thron zu erheben, und unter seinen Trümmern begraben zu lassen, einiges Labsal geben. In dieser Hinsicht wandte er sich heimlich an die Feinde des Reichs, die Gothen, und bewog sie, von neuem die Ruhe zu stören, in der Hofnung, bei der allgemeinen Verwirrung würde es ihm leicht werden, sich des Kaiserthums selbst zu bemächtigen.

Die Barbaren, schon vorhin darüber misvergnügt, daß ihre Verdienste um das Reich nicht belohnt würden, machten keine Schwierigkeit, Rufins

Ein=

Einladung anzunehmen. An der Spitze des tapfern Alarich, der sich durch seine Thaten den Beinamen des Kühnen und die Ehre ihr Anführer zu seyn erworben hatte, erhoben sich die Gothen aus ihren Lagern, und warfen mit den Waffen in der Hand alles nieder, was ihnen im Wege stund. Von neuem empfanden Thracien, Dacien und Pannonien jene namenlosen Uebel, mit deren Bildern sie seit zwanzig Jahren fast vertraut geworden waren. Als diese Provinzen durchgestreift waren, wandte sich Alarich nach Griechenland, um auch hier Schrecken und Verwüstung zu verbreiten. Einem Waldstrom ähnlich, brach der Schwarm der Barbaren in die wehrlose Hellos ein, und bald war ganz Achaja mit Mord und Brand erfüllt. Ohne Schonung wurde abgeschlachtet, was die Waffen zu führen vermochte; die Städte geplündert und in Brand gesteckt; die Weiber, die Kinder, die Heerden und Schätze fortgeschleppt, um gelegentlich in die Heimat der Barbaren geschaft zu werden.

Die elenden Anstalten, die man zu Konstantinopel zur Vertheidigung gegen die mit immer furchtbarerer Macht vorrückenden Feinde traf, ließen über Rufins Gesinnungen keinen Zweifel. Nirgend fand Alarich einen Widerstand, und wo er den kaiserlichen Truppen begegnete, da zogen sie sich zurück. Einige gothische Haufen streiften sogar bis vor die Thore von Konstantinopel. Unter dem Vorgeben, in Unterhandlungen mit ihnen zu treten, gieng Rufin in gothischer Kleidung zu ihnen heraus; der Erfolg aber zeigte, daß er sie nur mehr angefeuert hatte.

Indessen zog sich ein anderes Ungewitter über seinem Kopfe zusammen. Am abendländischen Hofe spielte ein anderer Minister in Rücksicht auf Allgewalt eben die Rolle, die Rufin am morgenländischen spielte,

nur

nur daß jener ungleich mehr Rechtschaffenheit und Verdienste als dieser besaß. Stiliko, ein Vandale von Geburt, aber ein Mann von großen Eigenschaften, hatte sich durch seine Tapferkeit in den Kriegen des Theodosius so sehr hervorgethan, daß er diesem Kaiser, der noch Verdienste aufzusuchen und zu schätzen wußte; unmöglich verborgen bleiben konnte. Er stieg von Stufe zu Stufe, und immer rechtfertigte das öffentliche Urtheil die Wahl des Monarchen, der ihn endlich so lieb gewann, daß er ihn einer Verbindung mit dem kaiserlichen Hause durch Vermählung mit seiner Nichte, der schönen Serena, nicht unwürdig hielt, und ihn zuletzt zu dem höchsten Range eines Oberbefehlshabers der sämmtlichen römischen Heere erhob.

Ein solcher Nebenbuhler in der Gunst des Kaisers war dem Rufin von Anfang an um so mehr ein Dorn im Auge, je größer der Ruhm seiner Tugenden und seiner Siege war. Er ließ es daher auch nicht an gewöhnlichen geheimen Ränken fehlen, die seinen Sturz hätten bewerkstelligen können. Allein die zärtliche und wachsame Serena wußte die Wirkungen der Kabale so sehr zu vereitlen, daß der Kaiser nicht nur in seinen guten Gesinnungen gegen ihn beharrte, sondern auch noch in den letzten Augenblicken seines Lebens seine Söhne und den Staat seiner Fürsorge empfahl. Stiliko sah sich daher von nun an als gemeinschaftlicher Vormund der beiden Kaiserbrüder an, und glaubte sich als solcher verpflichtet, den willkührlichen Anmassungen Rufin's ein Ziel zu setzen. Als er daher die schönste Provinz des morgenländischen Kaiserthums den Barbaren überlassen sah, hielt er sich berechtigt, vor den Riß zu treten, und die Majestät des Reichs zu rächen. Eiligst ward im Hafen von Ravenna eine Flotte ausgerüstet, welche, nach

einer

einer glücklichen Fahrt, in der Gegend landete, wo noch jüngst Korinth gestanden war. Es kam in den romantischen Gefilden von Arkadien zu einem langwierigen blutigen Gefecht, worinn die Gothen besiegt wurden. Geschwächt durch die Niederlage und das Ausreissen zogen die Gothen sich langsam zurück bis zum Gebürge Pholeus, an dessen Fuß sie sich lagerten, unfern den Quellen des Pereus. Augenblicklich wurden sie umzingelt und mit möglichst festen Linien aufs engste eingeschlossen. Der Fluß, aus dem sie tranken, wurde in ein anderes Bette geleitet. Bezwungen von Durst und Krankheiten würden die Gothen ohne Schwerdstreich in der Römer Hände gefallen seyn, wenn nicht Stiliko, allzusicher des Siegs, auf den Theatern und in den Tanzsälen der griechischen Städte sich zu früh einer erholenden Muße überlassen hätte. Mit kühner Entschlossenheit bahnte sich Alarich einen Weg durch die feindlichen Umgebungen, und zog sich glücklich nach Epirus zurück.

Der Hof zu Konstantinopel, über sein wahres Interesse völlig verblendet, hatte indessen mit Unlust vernommen, daß Stiliko mit einem Heere nach Griechenland gekommen war, um sich den Gothen zu widersetzen. Laut äußerte er sein Befremden und seinen Unwillen, daß der Verweser des westlichen Reichs sich herausnehme, eine Provinz vom gänzlichen Ruine zu retten, die ihn nichts angienge. Befehle über Befehle wurden an die Kriegsschaaren des Occidents erlassen, das Gebiet des Orients unverzüglich zu räumen. Stiliko kehrte auch wirklich, ohne weiter etwas zu unternehmen, nach Italien zurück. Und damit der ganzen Welt gezeigt würde, wie der gothische Heerführer völlig im Einverständniß mit dem Kaiserhofe das blühende Griechenland verödet habe, wurde Alarich zum Statthalter des östlichen Illyrikum ernannt;

nannt; zum Vorsteher mithin der nemlichen Provinzen, die er verwüstet, der Städte, die er eingeäschert, der Ehemänner, deren Gattinnen er geschändet, der Väter, deren Kinder er geraubt hatte.

5.

Alarichs erster Einfall in Italien. Er wird von Stiliko zurück getrieben.

Alarich fand in seiner illyrischen Statthalterschaft die günstigste Gelegenheit, seine Gothen zu dem kühnen Vorhaben vorzubereiten, wozu ihn die sichtbare Schwäche des abendländischen Reichs und das Misvergnügen der Gothen über die Römer, die ihnen die gewöhnlichen Jahrgelder nicht zahlten, mehr als zu sehr aufmunterten. Gleich anfangs, da er von seiner Provinz Besitz nahm, ließ er an die Vorrathshäuser und Waffenfabriken den Befehl ergehen, seine Truppen mit Schilden, Helmen, Schwerdtern und Spiessen zu versorgen, welche die Einwohner voll der trostvollen Aussicht verfertigen mußten, sie nächstens zu ihrem eigenen Verderben anwenden zu sehen. Alarichs Herkunft aus dem edlen Geschlechte der Balten, der Ruhm seiner Thaten und die Aussichten auf künftige Größe vereinten allmählich seine ganze Nation unter seine Fahne; der Oberfeldherr von Illyrien wurde durch die vereinten Stimmen der gothischen Fürsten dem alten Herkommen gemäß auf einem Schilde erhoben, und feierlich zum Könige der Westgothen ausgerufen. Bewafnet mit dieser doppelten Gewalt stand er an den Grenzen beider Reiche eine Zeitlang, ungewiß, auf welches von beiden er seine Absichten richten wollte. Die morgenländischen Provinzen waren zu erschöpft, um besondern Reitz für ihn zu haben,

und

und die Hauptstadt selbst hatte ihm schon einmal widerstanden; desto einladender aber für ihn waren die abendländischen Provinzen, unter denen besonders Italien seit undenklichen Zeiten her keinen auswärtigen Feind gesehen hatte.

Voll von den Gedanken, der Gothen Fahne auf den Mauren von Rom aufzustecken, hier ein eigenes Reich aufzurichten, und sein Heer mit der aufgehäuften Beute von drei hundert Triumphen zu bereichern, brach er ums Jahr vierhundert dahin auf, und bahnte sich durch Eroberung der wichtigsten Plätze den Weg bis Mailand, wo der abendländische Kaiser damals seinen Sitz hatte.

Italien war damals nur an den Grenzen, und auch da so schlecht mit Soldaten besetzt, daß dem gothischen Könige das Eindringen durch keinen bedeutenden Widerstand erschwert wurde. Seine Gothen behandelten gleich die ersten Gegenden Italiens, die in ihre Gewalt kamen, so unbarmherzig, daß Schrecken und Bestürzung überall vor ihnen hergiengen. Die betäubten Italiäner fiengen bereits an, ihre Kostbarkeiten zusammen zu packen, um sich mit ihnen in andere Welttheile zu retten. Schaaren von Flüchtlingen bevölkerten die Inseln des Mittelmeers, Sizilien, Sardinien und Korsika. Der feige Kaiser Honorius vernahm mit Entsetzen die Nachricht, daß der fürchterliche Alarich sich den Thoren Mailands nahe. Statt mit dem edlen Unwillen, der seinem Alter und seiner Würde geziemte, zu den Waffen zu greifen, lauschte er ängstlich auf das Zureden der bleichen Höflinge, die der Meinung waren, daß der kaiserliche Hof sich ohne Zeitverlust in das innere Gallien flüchten müsse. Stiliko allein widersetzte sich einer so feigen Maaßregel, und rieth zu muthvoller Vertheidigung. In möglichster Eile mußte Rom seine verfallenen Mauren aus-

ausbessern, und vom Rhein, aus Gallien und Britannien wurden die Besatzungen, zur Erhaltung des Hauptlandes, herbeigeholt. Stiliko selbst eilte mitten im Winter nach Rhätien, verglich sich daselbst mit den Deutschen so gut als möglich, nahm einige von ihnen in römische Dienste, und eilte, Italien zu retten.

Inzwischen war der furchtsame Kaiser Honorius in seinem einsamen Palaste ein Raub der tödtlichsten Unruhe. Stiliko hatte darauf gerechnet, daß mehrere italiänische Flüsse, durch den schmelzenden Schnee oder die fallenden Regengüsse zu reissenden Strömen angeschwollen, Alarichs Zug verhindern würden. Allein zum Unglück war die Jahreszeit ungleich trockener als gewönlich, und die seichten Flußbeeten vermochten die eilenden Gothen nicht aufzuhalten. Jetzt war der geängstete Kaiser nicht länger zu halten; er eilte den Alpen zu, als ihn Alarich zu Asti in Piemont einholte und einschloß. Es war nicht zu erwarten, daß ein an sich nur schwacher Ort sich lange halten würde. Alarich, der seiner Beute schon gewiß zu seyn glaubte, trug dem Kaiser die demüthigendsten Bedingungen an, als plötzlich Stiliko an der Spitze eines ausgesuchten und unerschrockenen Vortrabes sich mitten durch die Feinde Platz machte, und zur Rettung seines Herrn vor Asti erschien. Seine Ankunft änderte gänzlich die Lage der Sachen; die Gothen kamen ins Gedränge, wurden von allen Seiten umringt, und ihr Kriegsrath stimmte auf einen sichern Rückzug. Allein Stiliko überfiel sie, da sie eben die Ostern feierten, bei Pollentia, ungefehr fünf deutsche Meilen südostwärts von Turin, und erhielt den ruhmvollesten Sieg. Am Abend des blutigen Tages zogen sich die Gothen vom Schlachtfelde zurück, die Verschanzungen ihres Lagers wurden erstiegen,

und die kostbare Beute, die Alarich zu Korinth und Argos gemacht hatte, fiel den Siegern in die Hände. Selbst seine Gemahlinn gerieth in Gefangenschaft, dagegen die Tausende, welche die Gothen auf ihrem Wege durch Italien in Fesseln mit sich schleppten, mit lautem Jubel den Ruhm ihres Retters verkündigten.

So groß dieser Unfall war, so konnte er doch nicht Alarichs noch größere Seele beugen. Nach der gänzlichen Niederlage seines Fußvolks zog er sich mit dem größten Theil seiner Reuterey in ungebrochener Ordnung vom Schlachtfelde zurück, und brach kühn durch die unbesetzten Pässe des Apennin, um Toskana's fruchtbare Gebirge zu verheeren, und vor den Thoren Roms zu siegen oder zu sterben. Der thätige Stiliko rettete zwar durch seine schleunigen Vorkehrungen die Hauptstadt; aber er ehrte die Verzweiflung seines Feindes, und that, anstatt das Schicksal des Reichs auf den ungewissen Ausgang einer zweiten Schlacht zu setzen, den Antrag, den Abzug der Feinde zu erkaufen.

Schwerlich würde Alarich darein gewilliget haben, wenn es auf ihn allein angekommen wäre; da es aber der allgemeine Wunsch der übrigen Häupter der Nation war, so unterwarf er sich ihrer Stimme, bestätigte den Vertrag mit dem abendländischen Reiche, und gieng mit den Trümmern des blühenden Heeres über den Po zurück. Voll Ehrgeitz, seinen Rückzug durch jrgend eine glänzende That auszuzeichnen, war er Willens, unterwegs die wichtige Stadt Verona, die den Hauptpaß über die rhätischen Alpen beherrscht, einzunehmen, und dann in Verbindung derjenigen deutschen Stämme, mit denen er im Bündniß stund, dem sichern Gallien von der Rheinseite her einen Besuch zu machen. Allein Stiliko, der unter

den

den verschiedenen Häuptern der Gothen ein geheimes Verständniß unterhielt, war hinter das Geheimniß gekommen, und hatte die Gebürgspässe besetzen lassen. Wie sich nun Alarich derselben näherte, so sah er sich von allen Seiten zugleich angefallen, und erlitt in der Gegend von Verona eine abermalige Niederlage, die nicht minder schrecklich, als die erste war. Nur die Schnelligkeit seines Pferdes und die unbesonnene Hitze der Alanen retteten ihn. Sein Zufluchtsort waren die umliegenden Felsen, wo er sich mit den kläglichen Ueberresten seines Heeres zu verbergen suchte. Aber auch hier wurde er umringt, und wahrscheinlich wäre es um ihn gethan gewesen, wenn nicht die Mäßigung oder Politik seines Gegners ihn abermals hätte entwischen lassen.

Nach langem Irsal und mancherlei Abentheuern traf Alarich, der alles verloren hatte, nur nicht die Hofnung, wieder in seiner Heimath ein. Ganz Italien frohlockte über die Entfernung eines Feindes, der so viel Schrecken verbreitet hatte. Der furchtsame Honorius, der zur Abwendung der Gefahr nicht das mindeste beigetragen hatte, hielt nun, unter dem Jauchzen der freudetrunkenen Menge, einen triumphirenden Einzug in Rom, bekleidet von Stiliko, der seinen Wagen theilte, und seiner ganz in Stahl gekleideten Leibwache.

6.

Einfall des Radagais in Italien. Unruhen unter den Barbaren. Unterhandlungen mit Alarich. Stiliko's Sturz und Tod.

Kaum hatte sich Rom von dem gothischen Schrecken erholt, als es von neuem, durch einen ungleich mäch-

mächtigern Feind, in die größte Bestürzung versetzt wurde. Alarichs glücklicher Einfall in das römische Gebiet war auch in den nördlichen deutschen Ländern bekannt geworden, und hatte daselbst ein so großes Aufsehen gemacht, daß alles vor Begierde brannte, auszuwandern und Eroberungen zu machen. Da die Römer überhaupt schon lange Zeit her bei den Deutschen nicht sonderlich beliebt waren, so war es kein Wunder, wenn sie die Lust anwandelte, dem Beispiele Alarichs zu folgen, und sich mit den Ueberbleibseln des römischen Wohlstandes und Glanzes zu bereichern.

Stiliko hatte, um sich der Gothen zu erwehren, die Grenzen von ihren Besatzungen völlig entblößt, welches zuvor noch nie, und nicht einmal in der äussersten Noth geschehen war. Dadurch stand nun jedem unternehmenden Haufen der Weg nach Italien offen. Es verbanden sich deswegen mehrere kleinere deutsche Nationen (besondes die, welche zwischen dem Rhein und der Donau wohnten) unter einem gewissen Radagais zu einem Einfall in Italien, und drangen im Jahr vier hundert und fünf durch die entblößten Vormauern des Reichs. Rom zitterte vor diesem neuen furchtbaren Feinde, von dem sich das Gerücht verbreitet hatte, daß er seinen Göttern alles Blut der Römer, die ihm in die Hände fallen würden, angelobt hätte; nur Honorius, der schon zuvor seinen Sitz von Mailand in das unzugängliche Ravenna verlegt hatte, weil er sich der Herzensangst nicht mehr aussetzen wollte, in die ihn der muthige Alarich versetzt hatte, konnte hier dem Hühnerfüttern, seiner einzigen Beschäftigung, in behaglicher Ruhe obliegen, indeß Stiliko, Roms einziger noch übriger Schutzgeist, mit der ihm eigenen Thätigkeit, die zweckmäßigsten Vorkehrungen machte, um der drohenden Gefahr zu

begegnen. Mit äußerster Mühe brachte er ein Heer von höchstens vierzig tausend Mann zusammen, mit denen sich einige Haufen von Hunnen und Gothen unter ihren braven Anführern Huldin und Sarus vereinigten.

Indessen war Radagais ohne Hindernisse mit einem Drittheil seines Heers bis Florenz vorgerückt; verweilte sich aber, zu unerfahren in Belagerung der Städte, hier so lange, daß Stiliko indessen Zeit gewann, seine Kriegsmacht von allen Orten her zusammen zu ziehen. In der bestmöglichsten Verfassung kam Stiliko jetzt dem äußerst bedrängten Florenz zu Hülfe; allein überzeugt, daß er das letzte Heer des Staats führe, wollte es der kluge Feldherr dem Ungestümm der Deutschen im offenen Felde nicht aussetzen, sondern begnügte sich, diesen alle Zufuhr abzuschneiden, und sie durch starke Wälle und Gräben einzuschließen. Wirklich erreichte er hiedurch mehr als durch eine offene Feldschlacht seine Absicht. Die eingeschlossene Menge von Menschen und Pferden wurde allmählich mehr durch Hunger als durchs Schwerdt aufgerieben, Verzweiflung mußte die hungerige Barbaren auf Stiliko's Verschanzungen hintreiben, und so entstanden dann manche harte und blutige Gefechte, bis endlich Radagais mit dem Ueberrest seines Heers dem Sieger in die Hände fiel. Die Anzahl der Gefangenen war doch noch so groß, daß man sie in Haufen, den Kopf für eine Krone, verkaufte. Sie waren aber so entkräftet, daß sie starben, ehe man sie zur Arbeit brauchen konnte.

Inzwischen rückten nördlichere Völker in die Wohnplätze dieser ausgewanderten Deutschen ein; und da sie auf der Grenze des römischen Gebietes eben die Leichtigkeit fanden, die benachbarten Provinzen zu plündern, und vielleicht von andern Horden aus dem

tie-

tiefern Norden fortgestossen, fielen sie in Gallien und Spanien ein, und verwüsteten diese Länder mehrere Jahre lang auf's grausamste. Ohne einen festen Eroberungsplan, und ungewohnt das Land zu bauen, waren sie gleich einem Schwarm Heuschrecken, den der erste beste Windstoß in jrgend eine Gegend treibt, um die Früchte der Erde bis auf die tiefste Wurzeln zu vertilgen. Hunger und Pest folgten ihnen auf dem Fuße nach. Die Bewohner ehemals blühender Städte wurden gezwungen, sich von dem Fleisch ihrer todten Mitbürger zu nähren. Die wilden Thiere fielen aus den Wäldern auf das entvölkerte platte Land, und frassen die unzählichen Leichen, und endlich auch die dünne zerstreuten lebenden Menschen auf. Aufgezehrt vom Hunger und Pest, mußen nun auch die festen Städte, die bisher der einzige Damm gegen die Ueberschwemmungen der Barbaren gewesen waren, denselben die Thore öffnen. Einige thaten es mit Frohlocken, weil ihnen die Grausamkeit des Feindes erträglicher schien, als die Raubsucht der römischen Beamten.

Der revolutionaire Geist, der sich in allen Ländern des römischen Reichs zeigte, gab auch den Einwohnern Britanniens die Waffen in die Hände. Es glückte einem gemeinen Soldaten, weil er den Namen des großen Kaisers Konstantin führte, sich zum Oberherrn aufzuwerfen, und, außer Britannien, auch Gallien, Spanien und Lusitanien unter seine Herrschaft zu bringen. Die Mannschaft, mit der er alles dieses ausführte, belief sich nicht höher als auf fünf tausend Mann. Honorius mußte ihn anerkennen, allein nach wenig Jahren wurde er ermordet.

Da das Reich im äußersten Gedränge war, und eine Provinz nach der andern verloren gieng, hatte auch Alarich, weit entfernt seine ehrgeitzigen Entwürfe

 auf=

aufzugeben, die Zwischenzeit der Ruhe zur Sammlung neuer Kräfte angewendet. Durch die veränderten Umstände bekamen indessen auch seine Entwürfe eine andere Richtung. Stiliko hatte es bei verschiedenen Gelegenheiten gezeigt, wie sehr er diesen braven Krieger schätzte. Das durch den Verlust des Kerns seiner Provinzen auf's äußerste geschwächte abendländische Reich bedurfte eines Beistandes, der das gänzliche Hinsinken desselben aufzuhalten, und seine Ansprüche auf die Provinzen des Orients zu unterstützen vermochte. Der kluge Staatsminister bewarb sich daher um Alarichs Freundschaft, und schloß zu Ravenna einen Friedens- und Bündnißvertrag mit ihm, durch welchen Alarich sich verband, die Dienste des orientalischen Kaisers aufzugeben, dagegen er vom abendländischen Kaiser zum Oberfeldherrn der römischen Heere in der ganzen Provinz Illyrien, wie des Honorius Minister nach den wahren und alten Grenzen darauf Anspruch machte, ernannt wurde. Indessen zauderte Stiliko von Zeit zu Zeit, von dem Heere, das Alarich traktatenmäßig bereit hielt, um die Präfektur von Illyrien auf das abendländische Kaiserthum zu bringen, Gebrauch zu machen, und schien zufrieden zu seyn, Alarichs Kriegsvölker fern von Italien ohne Beschäftigung hinzuhalten. Der ungeduldige Alarich aber wollte seiner Seits nicht umsonst gewartet haben; er schickte daher aus seinem Lager bei Armona an der italiänischen Grenze ein langes Verzeichniß von Kosten und Foderungen, und gab dabei klar zu verstehen, daß er bereit wäre, diese Foderungen mit den Waffen in der Hand zu unterstützen. Dabei aber bekannte er sich demüthig für Stiliko's Freund und des Honorius Kriegsbedienten, und erbot sich mit seinen Völkern gegen die gallischen Anmasser zu ziehen, wenn man seiner Nation den Besitz irgend einer leeren

Provinz des abendländischen Reichs einräumen wollte.

Stiliko eilte nach Rom, wo sich eben damals auch der Kaiser befand, um mit dem Senat über diese Anträge Attilas Berathschlagungen zu halten. Allein die Senatoren, mehr vom Stolz als von der Weisheit ihrer Vorgänger belebt, behaupteten, es wäre Roms Majestät unwürdig, einen unsichern uud schimpflichen Stillstand von einem barbarischen Könige zu erkaufen, und ein ungewisser Untergang sey der gewissen Schande immer vorzuziehen. Stiliko schilderte dagegen die elende, jedes Widerstandes unfähige, Verfassung des Reichs, und seine Gegenvorstellungen waren von solchem Gewichte, daß sie endlich die widerwillige Beistimmung des Senats erhielten. Man bewilligte dem Alarich unter dem Namen von Subsidien die Summe von viertausend Pfund Goldes, und gab ihm die bereits für verloren geschätzten Provinzen Spanien und Aquitanien.

Indessen gab dieser Vorfall den Feinden und Neidern des Stiliko Gelegenheit, seine Treue und seine Absichten verdächtig zu machen, und heimlich unter dem Volke auszustreuen, als ob er mit den Gothen selbst in geheimer Verbindung stünde. Hierzu kam noch ein Umstand, der diese Beschuldigung zu bekräftigen schien. Arkadius, der Bruder des Honorius, war im Jahr vierhundert und acht zu Konstantinopel gestorben, und Honorius wollte nun selbst eine Reise dahin machen, um für die Besetzung der Staatsbedienungen, und die Erziehung seines achtjährigen Neffen Theodosius Anstalten zu treffen; Stiliko aber wiederrieth es wegen der Schwierigkeiten und des Aufwandes bei einer so weiten Reise, und erbot sich, dieses Geschäfte selbst zu besorgen. So unverfänglich auch dieses Betragen war, so machten doch

seine Feinde einmüthig den Schluß, er wolle nur darum nach dem Orient gehen, um seinen Sohn Eucherius einstweilen allda zum Kaiser zu machen; mit dem Okzident würde sich's hernach von selbst schon geben. Besonders hatte ein gewisser Olympius, der dem Stiliko alle die Ehrenämter des Pallasts, zu denen er emporgestiegen war, zu danken hatte, sich lange her ein Geschäffte daraus gemacht, das Ansehen seines Wohlthäters heimlich zu untergraben. Bald wußte er sich des Kaisers Ohr zu verschaffen, und eben so bald glaubte dieser schwachsinnige Fürst alles, was Neid und Kabale seinen Minister thun und beschließen ließ. Indessen getraute er sich doch nicht, den Mann, der mächtiger als er selbst war, öffentlich anzugreifen, sondern beharrte blos auf dem Vorsatze nach Pavia zu gehen, unter dem Vorwande, das römische Heer zu mustern, eigentlich aber um sich desselben zu versichern.

Bei seiner Ankunft wurde er von den Truppen, die zum gallischen Kriege versammelt waren, mit lautem Freudenruf empfangen, und unmittelbar darauf lief der schändliche Olympius von Zelt zu Zelt, um die Soldaten, die dem Stiliko ohnehin nicht gut waren, weil er die in römischen Diensten stehenden Barbaren mehr als sie achtete, zu einer finstern Blutverschwörung vorzubereiten. Seine Bemühungen waren auch nicht fruchtlos; denn als der Kaiser am vierten Tage seine Kriegesrede vor den Soldaten hielt, fielen sie gleich über die Freunde und Anhänger des Stiliko her, und ermordeten sie auf der Stelle, um, wie sie sagten, dem Kaiser eine Probe von ihrer Treue zu geben. Der rasende Aufruhr dauerte bis zur einbrechenden Nacht, und der zitternde Kaiser sah sich genöthigt, der gräuelvollen Mordscene seinen Beifall zu geben.

Sti:

Stiliko war gerade zu Bologna, als dieses Ungewitter über ihn losbrach. Er berief sogleich die Kriegshäupter zusammen, die seinem Dienste gewidmet waren, und die ganze Versammlung schrie augenblicklich zu Waffen und Rache. Allein Stiliko konnte sich nicht so schnell als es die Noth erfoderte, entschliessen, Italiens Städte den Verheerungen einer frechen Barbarenschaar auszusetzen, und indem er noch zauderte, brach Sarus um Mitternacht plötzlich in das Lager seines Wohlthäters ein, machte die treuen Hunnen nieder, die seine Person bewachten, und drang bis zu dem Zelte des Stiliko vor. Mit Mühe entrann dieser noch dem Schwerdte der Gothen, und flüchtete sich nach Ravenna, wo aber seine Feinde bereits die Oberhand hatten, und suchte eine Freistätte in der Kirche. Mit Anbruch des Tages stand der Komes Heraklin mit einem Haufen Soldaten vor der Kirche, und verlangte Stilikos Auslieferung. Der Bischof wurde durch einen feierlichen Eid beruhiget, daß man sich nur der Person des Stiliko zu bemächtigen suche. Kaum aber hatte man den unglücklichen Minister über die heilige Schwelle gelockt, so zeigte er den Befehl zu seiner augenblicklichen Hinrichtung vor. Stiliko zeigte sich als ein Mann, hemmte den unzeitigen Eifer seiner Anhänger und ihre unwirksamen Versuche zu seiner Rettung, und streckte seinen Hals dem Schwerdte des Heraklin mit einer Standhaftigkeit hin, die des letzten der römischen Feldherren nicht unwürdig war.

So starb Stiliko, der Mann, der im Felde und im Kabinet gleich groß war, und der das wankende Reich bisher noch immer, aber freilich auch nur wankend, erhielt. An ihm verlor es seine letzte Stütze, und die widersinnigen Vorkehrungen des Olympius, der nach ihm jetzt Wesir ward, offenbarten es deutlich genug,

nug, daß nur ein Stiliko im Stande war, den völligen Umsturz des Reichs aufzuhalten.

Kaum war er todt, so brach die grausamste Verfolgung über alle diejenigen aus, die mit ihm in Verbindung stunden, und die man für Theilhaber an den ihm angeschuldigten verrätherischen Planen hielt. Sein schuldloser Sohn Eucherius wurde dem Heiligthume, wohin auch er sich geflüchtet hatte, entrissen, und nach Rom geschleppt, um dort zu sterben; seine Schwester wurde mit Schmach verstossen, und seine Vertrauten und Getreue wurden auf die Folter geschlagen, um durch die Wuth der Quaalen das Geständniß der hochverrätherischen Plane ihres Herrn ihnen zu erpressen. Sie gaben ihren Geist auf, ohne das Geringste gestanden zu haben, und die Verbrechen, die dem ohne Verhör und Urtheil Hingerichteten zur Last gelegt wurden, blieben von jedem rechtlichen Beweise entblößt. Gleichwohl erröthete man nicht, in einem an die ganze römische Welt gerichteten Edict, den Todten als den Feind des Gemeinwesens anzuklagen; sein Andenken wurde geschändet, seine Vollmachten vernichtet, seine Güter eingezogen, seine Gläubiger ihrer Ansprüche verlustig erklärt, und sein Name aus den öffentlichen Denkmälern ausgelöscht. Talentvolle Beamte, als der Freundschaft gegen ihn verdächtig, wurden mit Schmach entlassen, und an ihre Stelle unwürdige Schmeichler gesetzt. Den Legionen wurden Menschen vorgesetzt, die bereits mit der Verachtung der Nation und der Barbaren gebrandmarkt waren. Das ganze Trauerspiel wurde endlich damit beschlossen, daß alle Weiber und Kinder der in römischen Diensten stehenden Ausländer, die hin und wieder in den Städten vertheilt waren, ermordet und all' ihrer Habe beraubt wurden. Ueber diese mehr als barbarische Grausamkeit entrüstet, schwuren die Männer, Anverwandten

wandten und Landsleute der unglücklichen Schlachtopfer der treulosen Nation, welche die Gesetze der Gastfreundschaft so schändlich verletzt hatte, die blutigste Rache, und schlugen sich, dreissig tausend Mann stark, zum Alarich.

7.

Alarich erscheint vor Rom. Schilderung des damaligen Zustandes der Stadt. Demüthigung der Römer.

Ruhig sah indessen der schlaue Gothe in seinem Lager an Italiens Grenze den Revolutionen im kaiserlichen Pallaste zu, und schien um nichts bekümmert, als die versprochenen Subsidien zu erhalten. Mit ungemeiner Mäßigung erinnerte er den Hof zu Ravenna an die Bedingungen, über die man Eins geworden, verlangte deren pünktliche Vollziehung, und versprach dagegen, die Grenzen des Reichs sofort zu räumen.

Diese Mäßigung des Alarich däuchte dem Hofe des Honorius ein untrügliches Merkmahl von Furcht und Schwäche. Voll thörichten Zutrauens, daß die Barbaren in den nächsten Tagen die Grenzen des Reichs freiwillig räumen würden, würdigte der Kaiser weder die Anträge des Alarich zu beantworten, noch einige Anstalten zur Gegenwehr zu treffen. Aber nun glaubte auch Alarich nicht länger zaudern zu dürfen. Unversehens gieng er in Eilmärschen über die Alpen und den Po, plünderte in der Geschwindigkeit die Städte Aquileja, Altinum, Concordia und Cremona, gieng im Angesichte des römischen Hofes an Ravenna vorbei, ohne sich mit vergeblicher Belage-

rung dieser Stadt aufzuhalten, und stand, ehe man sich's versah, vor den Mauren von Rom.

Allgemeines Schrecken verbreitete sich bei seiner Ankunft in der Stadt, dieser ehemaligen Gebieterinn der Welt, die seit Hannibal's Zeiten keinen Feind vor ihren Thoren gesehen, und sich erst kürzlich noch in einer Innschrift auf die Wiederherstellung ihrer Mauren den stolzen Beinamen der Ewigen gegeben hatte. Zwar sind von ihrer ehemaligen Pracht jetzt nur noch Trümmer übrig, aber selbst diese Trümmer erregen noch Ehrfurcht und Erstaunen, nach unzähligen grauenvollen Verwüstungen barbarischer Jahrhunderte. Sonst freilich ist das heutige Rom dem alten nur noch sehr wenig ähnlich; es ist kaum halb so groß in seinem Umfange, und durch den Schutt der häufigen Zerstörungen ist der Boden desselben stellenweise über fünfzehn Fuß erhöhet worden. Tempel, zu denen man sonst auf vielen Stufen hinauf stieg, hat man jetzt aufgraben müssen, um zu dem Eingange hinunter zu kommen, und eine Menge alter Bildsäulen sind tief aus der Erde gegraben worden, die, als die Zerstörung sie umwarf, gewiß auf ebenem Boden liegen blieben, und dann mit dem Schutte der nachgestürzten Häuser bedeckt wurden. Das alte Rom ließ an Umfang und Bevölkerung selbst das heutige London hinter sich, denn man berechnet die Zahl seiner Bewohner wenigstens auf zwei Millionen; das jetzige ernährt auf seinem beschränktern Bezirke kaum hundert und fünfzig tausend Menschen. Die Stadt zählte vierzehn Regionen oder Quartiere; sieben und dreissig Thore, vier hundert und zwanzig Hauptstraßen, wenigstens sieben und vierzig tausend Wohnhäuser und zwei und dreissig Lustgehölze oder Parks zum öffentlichen Vergnügen.

Zu den vorzüglichsten Merkwürdigkeiten Rom's gehörten ihre öffentlichen Plätze, ihre Basilisken, Tempel, Wasserleitungen, Theater und Amphitheater. Die öffentlichen Plätze dienten theils zu Leibesübungen, theils zur Verhandlung öffentlicher Geschäfte, theils zum Kauf und Verkauf der Lebensmittel. Die Majestät der Gebäude, welche diese öffentliche Plätze umgaben, der bedeckten Spaziergänge oder Portikus, der Säulen-Kolonnaden eine über die andere, hat gegenwärtig in ganz Europa nichts, das sich mit ihr vergleichen ließe. Die Basilisken oder königlichen Gebäude waren Prachtgebäude mit Säulengängen von mehreren Stockwercken; hier versammelten sich zu bestimmten Stunden, wie auf den Börsen in London und Amsterdam, Bankiers und Großhändler; hier ertheilten Rechtsgelehrte guten Rath unentgeldlich; auch bürgerliche Rechtshändel wurden hier gerichtet. Solcher Basilisken befanden sich in Rom ein und zwanzig; die Aemilianische hatte drittehalb Millionen Thaler gekostet, und sie war nicht die prächtigste. Große und kleine Tempel hatte Rom über vierhundert, von denen der hohe Jupiterstempel auf dem Kapitolium der berühmteste war. Achthundert Fuß war sein Umfang, und hundert breite Stufen führten zu ihm hinauf. Die Thüren und das Dach waren mit Goldblech überzogen. Hieher giengen die Triumphzüge der Imperatoren, welche hier ihren Lorbeerzweig in den Schooß Jupiters niederlegten; hier empfieng der Jüngling seine Weihe zum römischen Bürger, die Konsuln schwuren beim Antritte, wie bei Niederlegung ihres Amts im Kapitol dem Vaterlande Treue, und jede feierliche Handlung, den Staat betreffend, ward dorthin verlegt. Der Tempel des Friedens, drei hundert Fuß lang, zwei hundert Fuß breit, enthielt ein Magazin von Seltenheiten der Natur und Kunst, ein

Naturalien- und Kunstkabinet, das seines Gleichen wohl in der Welt nicht gehabt haben mag. Höchst wichtige Gebäude waren die Wasserleitungen, die ganze Ströme von Wasser auf steinernen Gängen, zum Theil durch Berge hindurch, zu zehen geographischen Meilen weit nach Rom führten. Zwanzig Wasserleitungen, dreizehn hundert zwei und fünfzig Cisternen, und unzählige Springbrunnen versorgten die Stadt so reichlich, daß fast jedes Haus sein eigenes Wasser hatte. Die öffentlichen Badehäuser, denn keinen Tag versäumten die Alten das stärkende Bad, hatten so viele Abtheilungen, daß sich darinn mehrere tausend Menschen zu gleicher Zeit baden konnten. Damit verbunden waren große Säle zu allerhand Leibesübungen, bedeckte Gänge, Alleen und Gärten. Ungeheure Summen wurden an Theater, Amphitheater und Naumachien verschwendet. Ihre gemeinschaftlichen Eigenschaften waren, daß sie keine Dächer hatten, und daß die Sitze der Zuschauer in Treppenform sich über einander erhoben. Die Theater waren Halbzirkel, die sich mit einer geraden Mauer schlossen; an der geraden Mauer waren die Schauplätze, in dem Halbzirkel die Sitze; man gab hier Tragödien und Komödien. Die Amphitheater waren zirkelrund, und rings umher die Sitze; in der Mitten aber ein offener Sandplatz, wo Gladiator-Gefechte, Thierkämpfe, gegeben wurden. Die Naumachien hatten dieselbe Gestalt, nur ward der innere Platz mit Wasser ausgefüllt, um zur Lust Seegefechte darinn zu geben. Zum Wettrennen dienten die Cirkus. Manche dieser Gebäude waren ganz von Marmor gebaut, faßten zwanzig bis vierzig, ja eines sogar achtzig tausend Zuschauer.

Zur Verschönerung Roms dienten nicht weniger die prächtigen großen Thore, die man zum Andenken von geschehenen Triumphzügen erbaute; ferner die großen

Mán-

Männern errichteten, thurmähnlichen Ehrensäulen; die öffentlichen großen Grabmähler in Gestalt von Schlössern und ein tausend sieben hundert und achtzig Palläste, deren jeder, ein Inbegriff von offenen Plätzen, Tempeln, Brunnen, Bädern, Säulengängen, Bosketten und Parken, für eine kleine Stadt gelten konnte. Hier saßen die alten senatorischen Geschlechter, die erlauchtesten und begütertsten aller Zeiten und Staaten, deren jährliches Einkommen mehrere Millionen unsers Geldes betrug. Ihre unermeßlichen Besitzungen waren nicht blos durch ganz Italien, sondern durch alle Himmelsstriche des römischen Reichs verbreitet. Grosse und volkreiche Städte gehörten einzelnen Familien; Flüsse, die ehemals Nationen trennten, wässerten das Gebiet Eines Privatmannes. Ihre Ländereyen hatten diese Großen entweder verpachtet, oder sie ließen sie durch ihre Sklaven bearbeiten. Ihre baaren Summen mehrten sich von Geschlecht zu Geschlecht durch den Wucher, schon vor Alters ein bedeutendes, jetzt fast das einzige übrige Gewerbe des Patriciers. Zu träge und weichlich, um dem Staate in den Waffen oder in Staatsämtern zu dienen, lebten die meisten ein unthätiges und unrühmliches Leben; bedürftig in der Mitte des Ueberflusses, genußlos im Schooße aller Wollüste, von Langerweile geplagt im Wirbel ewig wechselnder Zeitvertreibe. Ohne Sinn für die Kunst und das Wissen, verschlossen für die edlern Gefühle der Humanität und des Patriotismus, waren Schmarotzer und Schmeichler ihre liebsten Gesellschaften, die Würfel ihr Studium, die denkwürdigste ihrer Begebenheiten eine Lustfahrt nach Puteoli oder Cajeta.

An Nichtswürdigkeit wurden diese Patricier aber noch von der großen Masse des römischen Volks übertroffen, ein höchst armseeliger und verworfener Schlag von Pöbel, der aus Faulheit und Nahrungslosigkeit

bald gänzlich wäre aufgerieben worden, wenn er nicht durch das Loslassen der Sklaven und den Zufluß der Fremden unaufhörlich wäre erneuert worden. Durch das Zusammenströmen von Taugenichtsen und Landstreichern jeder Art ward die Hauptstadt der Welt eine Musterkarte aller Laster und Gräuel. Und gleichwohl war es dieß verächtliche Gesindel, an welches die Beherrscher des Reichs ihre zärtlichste Sorgfalt verschwendeten. Roms Verpflegung, die unentgeldliche Ernährung so vieler tausend Müssiggänger war das hauptsächlichste Augenmerk der römischen Staatswirthschaft. Für den römischen Pöbel nur reiften Aegyptens Erndten, zeitigten die Oliven Afrika's und Campaniens Trauben. Tag für Tag ward jedem Einzelnen auf der großen Liste ein bestimmtes Maaß an Brod, Speck, Wein und Oel für sich und seine Familie zugewogen; und der verwöhnte Pöbel konnte dieses Almosen nicht entbehren, ja es durfte ihm nicht einmal verkürzt werden, ohne daß die Ruhe der Hauptstadt in Gefahr kam. Ungestört überließ sich der, auf Kosten des Staats gefütterte römische Plebejer, der Glückseligkeit des Nichtsthuns. Die Tage verschleuderte und verplauderte er auf öffentlichen Plätzen; die Nächte versoff und verschwelgte er in den Schlupfwinkeln der schmutzigsten Lüderlichkeit; seine eigentliche Heimat war das Theater und der Cirkus, die am ehesten seine trägen Lebensgeister in Bewegung setzten.

Alles, was in der unermeßlichen Stadt lebte, gerieth in die peinlichste Unruhe, als Alarich den Mauren derselben mit seinem wohlgerüsteten Heer näher kam. Unwille über die Verwegenheit eines Barbaren, die Hauptstadt der Welt anzugreifen, und unmännliche Angst, daß eben dieser Barbar sie doch bemeistern möchte, bemächtigte sich wechselsweise der Gemüther der,

der feigen Einwohner. Der erste Anfall von Wuth brach über ein Weib aus, über Serena, die Witwe des tapfern und staatsklugen Stiliko. Sie ward eines geheimen Verständnisses mit Alarich beschuldigt, ohne Untersuchung vom Senat verurtheilt und erdrosselt. Damit war alle Wuth gestillt; man erwartete Hülfe von Ravenna, die weder kam noch kommen konnte, und nachdem ein Versuch fehlgeschlagen war, dem Himmel durch Zauberey seine Blitze zu entlocken und ins feindliche Lager zu schleudern, ließ man das Weitere seinen Gang gehen.

Alarich wollte indessen die Stadt nicht förmlich belagern, sondern begnügte sich damit, daß er ihr alle Zufuhr abschnitt, und alle Zugänge versperrte. Hierdurch entstand nun bald in der übel vorbereiteten Stadt, die sich die Möglichkeit einer Belagerung niemals gedacht hatte, ein schröcklicher Mangel. Das Korn stieg bis zu unermeßlichen Preißen, und die tägliche Ausspendung von Brod und Oel wurde auf die Hälfte, dann auf ein Drittheil herabgesetzt, und mußte bald ganz eingestellt werden. Hundert tausende wurden nun ein Raub des wüthendsten Hungers. Eine zeitlang fanden sie noch eine Erleichterung in der Milde einiger begüterten christlichen Frauen, die einen beträchtlichen Theil ihrer Einkünfte zur Ernährung der Verhungernden anwandten; allein auch diese Hülfsquelle mußte bald versiegen, denn schon verbreitete sich der Mangel aus den Dachkammern in die Marmorpaläste der Großen. Menschen, die im Ueberfluß aufgewachsen waren, begriffen jetzt, wie wenig dazu gehöre, die Anfoderungen der Natur zu befriedigen. Mit Freuden tauschten sie um ihre unnützen Kleinodien einige rohe Nahrungsmittel ein, wovon sie ehemals mit Eckel sich würden weggewandt haben. Die eckelhaftesten Nahrungsmittel, um die man sich erst

wüthend

wüthend stritt, wurden begierig verschlungen. Einige verzweifelte Elende suchten ihr Leben sogar durch das Fleisch ihrer ermordeten Mitmenschen zu fristen, und selbst Mütter sollen mit Unterdrückung des mächtigsten der Naturtriebe das Fleisch ihrer geschlachteten Kinder genossen haben. Viele Tausende von Roms Einwohnern waren aus Mangel an Unterhalt in ihren Häusern oder auf den Strassen gestorben, und da ihre Leichname unbegraben liegen blieben, weil die Begräbnißplätze außerhalb der Thore sich in den Händen der Feinde befanden, so wurde die Luft von den in Verwesung übergehenden Aesern verpestet. Pestilenz und Hungersnoth wütheten nun in die Wette unter den unglückseligen Einwohnern, und bald glich Rom einem ungeheuren Kirchhofe, worinn die Lebendigen von den schädlichen Ausdünstungen der Todten vergiftet wurden.

Alle Hülfsmittel des Aberglaubens versagten ihren Dienst, und an einen Entsatz, den der Kaiser Honorius hätte schicken sollen, war nicht mehr zu denken. Es blieb daher in der jetzigen verzweifelten Lage nichts mehr übrig, als die Hofnung, den Feind zu einem Vergleich zu bewegen. Man schickte Gesandte an den Alarich, welche unter billigen Bedingungen seinen Abzug bewirken sollten. Diese glaubten indessen, es dürfte vor allem nöthig seyn, in Gegenwart des barbarischen Königs die Majestät des römischen Namens zu behaupten. In einem Tone, der zu den Umständen wenig paßte, erklärten sie: „das römische Volk sey geneigt, den Frieden einzugehen, wenn ihm derselbe unter anständigen Bedingungen angetragen würde; widrigenfalls werde es zeigen, daß die Ehre ihm theurer sey als das Leben; und ein unzählbares, in den Waffen geübtes Volk sey bereit, im offenen Felde für seine Freiheit zu kämpfen.“

Alarich

Alarich konnte sich bei diesem Bettelstolz der kraftlosen und halb verhungerten Römer des Lachens nicht enthalten, und sprach lakonisch zu den Gesandten: „Dickes Heu ist leichter zu mähen als dünnes.“ Man fand sich also genöthiget, die Sprache herabzustimmen, und die Gesandten schränkten ihren Antrag blos auf die Friedensbedingungen ein. Der Gothe foderte alles Gold, Silber, kostbares Geräthe und alle Sklaven barbarischer Abkunft, die in der Stadt wären. Versteinert von der Härte dieser Foderungen, wagten die Gesandten kaum zu fragen: was denn der König ihnen übrig zu lassen meine? „Das Leben!“ erwiederte einsylbig der Barbar, und die Gesandten schwiegen.

Welche Demüthigung für das stolze Rom, als die Gesandten diese Antwort vor den Rath brachten, mitten unter den Denkmälern der vielen Siege, welche die Stadt zur Gebieterinn über die ganze damals bekannte Welt gemacht hatten! Trotz allem Sträuben, mußte man sich endlich gefallen lassen, den Gothen fünf tausend Pfund Gold, dreissig tausend Pfund Silber, vier tausend seidene Gewänder, drei tausend saffianene Hüte, und gegen drei tausend indianisches Gewürz zu versprechen. Hierzu mußte jeder nach seinem Vermögen, vornemlich die reichen Senatoren, beitragen, denn der öffentliche Schatz war erschöpft, und da auch dieses nicht hinreichen wollte, nahm man seine Zuflucht zu den heidnischen Tempeln, und schmolz die darinn befindlichen Kostbarkeiten, selbst einige goldene und silberne Götzenbilder zusammen, um die Gothen zu befriedigen. Honorius, den man von der ganzen Lage der Sachen benachrichtiget hatte, gab seine Einwilligung: und so zog Alarich, mit reicher Beute, von Rom ab nach Tuscien, wo sich allmählich gegen vierzig tausend Sclaven bei ihm einfanden, die ihren Herren in Rom entliefen.

8.

Unterhandlungen des Alarich mit dem Honorius. Zweite Belagerung Roms. Der Gegenkaiser Attalus.

Alarich hatte seinen Vergleich nicht blos mit den Römern, sondern zugleich mit dem Hofe zu Ravenna geschlossen. Allein Honorius, der eben damals eine Empörung in Britannien glücklich unterdrückt, und dadurch neuen Muth bekommen hatte, wollte nunmehr die zu Rom verglichenen Punkte nicht alle erfüllen. Die Römer, die sich vorstellen konnten, daß Alarich sie gewiß bald wieder heimsuchen würde, thaten deswegen öftere und sehr dringende Vorstellungen: aber Honorius blieb unbeweglich, und schickte den Römern sechs tausend Dalmatier zur Vertheidigung zu, die aber unterwegs vom Alarich so übel empfangen wurden, daß kaum hundert davonkamen. Der gothische Feldherr dagegen verstärkte sich immer mehr. Sein Schwager Adolph führte ihm ein Heer Gothen und Hunnen zu, die sich von der Donau her den Weg mit Gewalt geöffnet hatten, und seine Armee bestund nun allmählich aus hundert und fünfzig tausend wohlbewafneten Kriegern.

Ungeachtet dieser furchtbaren Macht schien Alarich doch keinen andern Wunsch und kein anderes Anliegen zu haben, als die Freundschaft des Hofes von Ravenna zu erhalten. Allein anstatt den billigen Vorschlägen Gehör zu geben, die ein Feind that, in dessen Hand Schonung oder Verderben war, schien man sich am kaiserlichen Hofe nur immer mehr dagegen zu verhärten. Es herrschte daselbst die größte Verwirrung, und ein unkluger Rathgeber verdrängte den andern.

dern. Unter andern erfuhr auch Olympius, der nach Stiliko's Sturz sich zum ersten Minister empor geschwungen hatte, die Unbeständigkeit des Glücks. Geheime Hofränke untergruben sein Ansehen und brachten ihn zuerst um seine Stelle. Noch einmal kam er nach einem unstäten Wanderleben wieder in die Gunst des schwachen Kaisers; desto schrecklicher aber war sein zweiter Sturz. Die Ohren wurden ihm abgeschnitten, und er verschied unter den Geisselhieben, die er wenigstens durch seine an Stiliko begangene Verrätherey verdient hatte. In seine Stelle trat der prätorische Präfekt Jovius ein, der wenigstens nicht gemacht war, durch bessere Eigenschaften seinen Vorfahrer zu verdunkeln.

Honorius ließ sich doch endlich durch wiederholte Vorstellungen, wie nöthig und ersprießlich ein Friede mit den Gothen dem Reiche wäre, bereden, mit Alarich in Unterhandlungen zu treten, und Jovius bekam den Auftrag, den Vergleich im Namen des Kaisers zu Rimini, wohin sich auch Alarich begab, zu Stande zu bringen. Dieser foderte, daß ihm alle Jahre ein gewisser Vorrath von Lebensmitteln, und eine gewisse Summe Geldes für sein Heer gereicht, Pannonien aber, Norikum und Dalmatien zu Wohnplätzen überlassen werden sollte, daneben er noch den Wunsch äußerte, zum Oberfeldherrn der abendländischen Kriegsheere erhoben zu werden. Jovius billigte diese Bedingungen und fügte in seinem Berichte an den Kaiser wegen der letztern noch besonders die Versicherung hinzu, daß Alarich diesen Posten mit Ruhm und zum Vortheil des Reichs bekleiden würde.

Voll Zuversicht nun, daß man bei Hofe seine Vorschläge genehmiget haben würde, öffnete Jovius in Alarichs Gegenwart das kaiserliche Schreiben, das ihm zwar freie Vollmacht gab, mit den Staatsgeldern zu

 schalten

schalten, aber zugleich strenge verbot, Roms Kriegsehrenstellen durch keine stolzen Foderungen eines Barbaren schänden zu lassen. Alarich, durch die Unvorsichtigkeit des Jovius von den Gesinnungen des Hofes genugsam unterrichtet, gerieth über den seiner Person und Nation erwiesenen Schimpf in die äußerste Wuth, und rief: „Eure Truppen mir anzuvertrauen verschmäht ihr. So müssen mir denn schon die meinigen genügen! Auf, nach Rom!“ Der Aufbruch erfolgte wirklich. Immer jedoch noch abgeneigt, zum Aeußersten zu schreiten, deputirte Alarich während des Marsches alle Bischöffe der Städte, die auf seinem Wege lagen, und ließ durch sie den Honorius beschwören, durch eine gütliche Abfindung, zu deren Behuf er ihnen neue sehr gemilderte Vorschläge mitgab, die Hauptstadt vom Untergange zu retten. Ueber die Annehmlichkeit dieser neuen Vorschläge waren des Honorius Höflinge einig; nur bedauerten sie, sich außer Stand gesetzt zu haben, denselben sich zu fügen. Unmittelbar nemlich nach Jovius Zurückkunft hätten die sämmtlichen Reichsbeamten, und Jovius mit ihnen durch einen feierlichen Eid bei dem Leben des Kaisers sich verbunden, zu keiner Zeit und unter keinerlei Umständen mit dem Feinde des Reichs in Unterhandlungen zu treten.

Es blieb also dem Alarich nichts übrig, als seine Drohungen zu bethätigen, und den Marsch nach Rom fortzusetzen. Schon jetzt würde es mit dieser Stadt sehr mißlich ausgesehen haben, wenn der Gothenfürst nicht klüger und menschlicher, als der Hof zu Ravenna gedacht hätte. Anstatt Rom anzugreifen, bemächtigte er sich des Hafens von Ostia, eines der kühnsten und erstaunlichsten Werke römischer Herrlichkeit, wo alles Getreide von Afrika in geräumigen Vorrathshäusern zum Gebrauch der Hauptstadt aufbewahrt wurde. Sobald Alarich im Besitz dieses wichtigen

Platzes

Platzes war, ließ er die Stadt zur Uebergabe auffodern, versicherte aber zugleich, daß er bloß gegen Honorius, und nicht gegen seine Unterthanen Krieg führe, und fügte die schröckliche Drohung hinzu, daß er im Fall einer Weigerung sogleich alle die Vorräthe würde zerstören lassen, von denen das Leben des römischen Volks abhienge. Das Schreien dieses Volks, und die Schrecknisse einer neuen Hungersnoth überwältigten den Stolz des Staats, und die Römer, welche von allem, was sie noch zu verlieren hatten, am liebsten noch ihren elenden Kaiser vermissen wollten, überließen gerne den kaiserlichen Thron der Willkühr Alarichs, der den allgemein beliebten Stadtpräfekt Attalus auf denselben erhob.

Roms Schicksal schien nun etwas erleichtert. Attalus erklärte sogleich beim Antritt seiner Regierung den Alarich zum obersten Feldherrn der Armee und seinen Schwager Adolph zum Befehlshaber der Reuterey und Obersten seiner Leibwache: die vornehmsten Civilstellen aber besetzte er mit Männern, die das Vertrauen des Volks besaßen. Man sprach jetzt mit aller Zuverläßigkeit von Wiederherstellung des ehemaligen Römischen Reichs, von Erneuerung des erloschenen Ruhmes und von der Herrschaft über die Welt. Allein diese Fieberhitze war bald vorüber, und Roms Geist schon längst entflohn.

Da sich Rom ohne den Besitz von Afrika unmöglich behaupten konnte, und folglich auch das neue Kaiserthum noch höchst unsicher war, so lange sich Attalus dieses Kornbodens von Rom nicht bemächtiget hatte, so rieth ihm Alarich, ohne Verzug ein tüchtiges Heer hinüber zu schicken, und versprach ihn mit seinen eigenen Truppen zu unterstützen. Allein Attalus wollte, im allzustarken Gefühl seiner Würde oder aus Mißtrauen gegen die Gothen, von Alarichs

An-

Anerbieten keinen Gebrauch machen, weil Afrika, wie er meinte, sich schon von selbst ergeben würde, und der Senat wollte es auch nicht leiden, daß bei der Einschiffung eines für die Unternehmung allzu unbeträchtlichen Heeres mehr als fünf hundert Gothen mitgenommen würden. Der Erfolg zeigte die Unzweckmäßigkeit der Maaßregeln nur zu sehr, denn der Statthalter von Afrika schlug mit leichter Mühe den gegen ihn abgeschickten Haufen, der sich des Gehorsams von Afrika versichern sollte, und von nun an lief kein einzigs mit Getreide beladenes Schiff aus den afrikanischen Häfen mehr zu Rom ein.

Alarich selbst setzte indessen seine Eroberungen in Italien für den Attalus fort, und der größte Theil des Landes unterwarf sich dem Schrecken der gothischen Waffen. Der siegreiche Feldherr rückte selbst gegen Ravenna, und Honorius, der einem so furchtbaren Gegner nicht zu widerstehen vermochte, schickte seine vornehmsten Hofbeamten in das Lager, und ließ seinem Nebenbuhler durch sie eine Theilung des westlichen Reichs antragen, welche dieser mit Uebermuth verwarf. Schon glaubte er es dem Honorius als eine kaum zu erwartende Begünstigung anrechnen zu müssen, wenn er ihm erlaubte, den Rest seiner Tage auf jrgend einer entlegenen Insel in Dunkelheit und Ruhe zuzubringen. In der That schien des Honorius Lage so verzweifelt, daß selbst seine Vertrautesten ihrer eigenen Sicherheit die Treue gegen ihren rechtmäßigen und hülfsbedürftigen Herrn aufopferten, und zu Attalus übergiengen. Verlassen von seinen Getreuesten, unfähig sich zu rathen und zu helfen, ließ der unglückliche Honorius eiligst einige Schiffe ausrüsten, und war im Begriff an den Hof seines unmündigen Neffen nach Konstantinopel sich zu retten, als plötzlich und unvermuthet die Lage der Dinge sich änderte.

Aus

Aus dem Orient, woher Honorius schon längst eine Verstärkung verschrieben hatte, landeten unversehens vier tausend brave Veteranen; und der Kaiser, der seinen gebohrnen Unterthanen nicht trauen durfte, übergab ihnen zuversichtlich die Mauren und die Thore der Stadt. Auch aus Afrika liefen die günstigsten Nachrichten ein. Der Statthalter daselbst, welcher das Korps des Gegenkaisers geschlagen hatte, übersandte eine beträchtliche Geldsumme, welche verwandt wurde, um die schwierigen Gemüther der Haustruppen zu versöhnen. Die afrikanische Kornfuhr gieng nicht nach dem rebellischen Rom, sondern nach Ravenna, wo Ueberfluß herrschte, während in der Hauptstadt und selbst im Lager des Alarich Mangel und Unzufriedenheit einrieß.

Der gothische Feldherr sah nun auch bereits ein, daß Attalus die Kaiserrolle nicht mit der erwarteten Energie und Würde spielte. Besonders erfüllte ihn die Nachricht von der verunglückten afrikanischen Unternehmung mit Unwillen gegen denselben; eine Gemüthsstimmung, die besonders dem Jovius nicht entgieng, der zum Schein die Sache seines Kaisers verlassen, und sich zu seinem glücklichern Gegner geschlagen hatte. Der geschmeidige, doppelsinnige Hofmann hatte kaum eine Aenderung in der Lage der Sachen bemerkt, als er auf einmal wieder die Parthey seines ersten Herrn bei Alarich auf das lebhafteste nahm, und dieser im Namen des Honorius die vortheilhaftesten Bedingungen sowohl für seine eigene Person als für seine Mannschaft machte, wenn er sich auf des Honorius Seite wenden wollte. Er wußte ihm insbesondere sehr beweglich vorzustellen, wie großmüthig der große Theodosius gehandelt habe, da er die von den Hunnen vertriebenen Gothen aufgenommen, die Gesetze der Ehre und Dankbarkeit es also erfoderten, daß Alarich vielmehr

den Sohn des Wohlthäters seiner Landsleute unterstütze, als zu seiner Unterdrückung helfe, und es überhaupt rühmlicher sey, sich eines rechtmäßigen Fürsten, als eines Rebellen anzunehmen.

Diese Vorstellungen thaten bei dem arglosen Alarich um so mehr die gewünschte Wirkung, da er wohl einsah, daß er in Attalus Augen nur das Werkzeug seiner Vergrößerung sey, und mit Undank würde weggeworfen werden, sobald man seiner nicht mehr bedürfte. Er gab also den Gründen des Jovius Gehör, nahm dem Attalus in einer großen Ebene bei Rimini öffentlich das Diadem und den Purpur ab, und übersandte diese Zeichen dem Honorius zum Unterpfande des Friedens und der Freundschaft, indessen der abgesetzte Attalus sich glücklich genug schätzte, daß er, ohne ausgeliefert zu werden, dem gothischen Lager folgen durfte.

9.

Die Eroberung Roms. Plünderung der Sadt. Alarichs Tod.

Alarich hatte das Misvergnügen, sich abermals vom Hofe zu Ravenna getäuscht zu sehen. Der gothische Feldherr Sarus, welcher bei der mißlichen Lage, in welche der Hof kürzlich gerathen war, Gelegenheit bekommen hatte, sich in die besondere Gunst des Kaisers zu setzen, wandte aus Privatfeindschaft gegen den gothischen Heerführer sein ganzes Ansehen an, um den angefangenen Vergleich rückgängig zu machen, und überfiel sogar die sichere Gothen unversehens in ihrem Lager. Triumphirend zog er nun nach Ravenna zurück, und ließ, um allen Unterhandlungen fürs künftige

tige den Weg abzuschneiden durch einen Herold öffentlich ausrufen, daß sich Alarich durch seine Vergehungen auf immer von des Kaisers Freundschaft und Bündniß ausgeschlossen habe.

Eine solche Treulosigkeit reitzte den Unwillen Alarichs auf's äußerste, und er beschloß, sich dafür aufs empfindlichste zu rächen. Gewohnt, alles Widrige, das ihm begegnete, Rom entgelten zu lassen, gieng er zum drittenmal dahin, und nun wurde die erste Stadt auf der Erde eilfhundert und drei und sechzig Jahre nach ihrer ersten Erbauung, am vier und zwanzigsten August des Jahres vier hundert und zehen der christlichen Zeitrechnung, erobert. Die Belagerung war langwierig und hartnäckig, und Alarich scheint eine gütliche Uebergabe weder begehrt noch angenommen zu haben. Es blieb daher den bedrängten Einwohnern nichs übrig, als sich so lange zu halten, als der Hunger es ihnen nur immer erlauben würde. Schon vor Alarichs Anzuge war Mangel in der Stadt gewesen; die Einschließung durfte daher nur wenige Wochen dauern, und alle Greuel und Schrecken der ersten Belagerung wurden erneuert. Schon wieder fanden sich auf den Gassen unbegrabene Leichname; schon wieder war keine Wohnung übrig, die nicht mehrere, oder wenigstens Einen Todten betrauerte. Rom, durch Hunger und Pest entvölkert, sah seinem völligen Ruin entgegen, als einige mitleidige oder verzweifelte Gemüther sich entschlossen, dem Feinde die Stadt zu verrathen.

Es war in der Stunde einer gewitterschwangern Mitternacht, als von unbekannter Hand den Gothen das salarische Thor geöffnet wurde. Roms schlafende Bürger wurden durch das Feldgeschrey des Feindes und den furchtbaren Ton seiner Harsthörner zum schauderhaftesten Bewußtseyn aufgerüttelt. Schon hatten

die

die hereindrängenden Barbaren, um den dunkeln Pfad zu erleuchten, die nächsten Gassen in Brand gesteckt, und der schwarze Himmel, vom Schein der prasselnden Flammen furchtbar geröthet, schien der ewigen Stadt den jüngsten Tag zu weissagen. Allein Alarich, der, so wie die meisten seiner Gothen, damals schon zum Christenthume übergegangen war, brauchte sein ganzes Ansehen, um wenigstens die ärgsten Gräuel zu verhüten. Er gab daher den strengsten Befehl, so wenig Menschenblut zu vergießen als möglich, und besonders gegen das weibliche Geschlecht die äusserste Schonung zu zeigen; auch hielt er so strenge auf die Unverletzlichkeit der Kirchen, daß es keiner wagen durfte, einen der dahin geflüchteten Unglücklichen zu beleidigen. Daß dessen ungeachtet Unordnungen und Ausschweifungen ohne Zahl vorfielen, ist Alarichs Schuld nicht. Denn da die Krieger in jenen Zeiten, noch nicht für Sold dienten, sondern allein von dem auf sie fallenden Antheil an der Beute lebten, so war Alarich im Grunde nichts, als der Anführer einer wandernden Horde, die blos um der Beute willen das Leben wagt, und daher auch nicht im Zaum zu halten ist, wenn sich eine Gelegenheit zum Plündern zeigt. Folglich verdient Alarich, trotz der Gräuelthaten, die bei dieser Eroberung Roms vorfielen, dennoch den ehrenvollen Namen eines Helden, der im Taumel seines Kriegsglückes nicht vergaß, ein Mensch zu seyn, und die Gesetze der Menschheit zu ehren.

Schauerhaft ist allerdings das Gemählde der Verwüstungen, das die Barbaren in der eroberten Hauptstadt gaben. Regellos verbreiteten sie sich durch alle Quartiere derselben, und bald erscholl aus allen Ecken und Richtungen das Angstgeschrey der Geplünderten, der Geschändeten, der Gefolterten; was we-

der

der das Krachen einstürzender Palläste übertäuben konnte, noch das furchtbare Grollen des Gewitters, dessen zuckende Leuchtungen die ganze gräßliche Scene erhellten. Die Sklaven benutzten die gewünschte Gelegenheit, ihren Drängern die erlittenen Mißhandlungen zehenfach zu vergelten. Knospende Mädchen, verschämte Jungfrauen, die züchtigsten Gattinnen, die ehrwürdigsten Matronen mußten sich mißbrauchen lassen, die Brunst der Ueberwinder zu stillen, deren viehischer Instinkt nur gesättiget wurde, um einer gräßlichen Raubsucht Platz zu machen. Gold und Kleinodien erregten zuerst die Gierigkeit der Räuber, dann traf die Reihe die Silbergeschirre, den kostbarern Hausrath, die purpurnen und seidenen Gewänder der Reichen. Manches auserlesene Kunstwerk, von so rohen Händen angetastet, gieng verloren. Die prächtigsten Statuen wurden muthwillig zerbrochen und zerschlagen, Vasen mit der Axt zerhauen und vertheilt. Durch Martern aller Art wurde den geängsteten Einwohnern die Angabe und Auslieferung ihrer etwa verborgenen Schätze abgezwungen, und die Hartnäckigkeit einiger Geitzigen, welche kaum noch durch die ausgesuchtesten Quaalen besiegt werden konnte, kostete tausend Unglücklichen, welche herausgeben sollten, was sie nicht besaßen, das Leben.

So schröcklich indessen die Barbaren in der unglücklichen Stadt hauseten, so waren sie doch den Schrecken der Religion nicht unzugänglich. Die heiligen Gräber wurden von ihnen mit so ängstlicher Scheu verehrt, daß sie selber dahin flüchteten, was sie dem allgemeinen Untergange zu entreissen wünschten. Ein angesehener Gothe erbrach die Wohnung einer betagten, dem Altardienst gewidmeten, Jungfrau, und verlangte von ihr alles Gold und Silber, das sie besäße. Bereitwillig legte sie einen großen Vorrath goldener

und

und silberner Gefäße zu seinen Füssen, uud sagte dabei dem über diese Kostbarkeiten erstaunten Befehlshaber: „Diese Gefäße sind dem heiligen Petrus geweiht. Bist du vermessen genug sie anzurühren, so wird diese kirchenräuberische That auf deinem Gewissen haften; ich meiner Seits wage nicht zu bewahren, was ich zu beschützen unfähig bin.“ Betäubt stund der Gothe still und wagte es nicht, sich an den heiligen Gefäßen zu vergreifen: vielmehr unterrichtete er durch einen Eilboten den König von seinem Funde, und erbat sich dessen Verhaltungsbefehle. Alarich befahl, die Kleinodien sollten sammt ihrer Bewahrerinn in einem feierlichen Aufzuge und unter hinlänglicher Bedeckung zur Kirche des Apostels gebracht, und deren Priestern übergeben werden. Jetzt ereignete sich einer der sonderbarsten Auftritte. Die trotzigen Barbaren giengen von Raub und Mord plötzlich zu den Empfindungen der Andacht über. In Schlachtordnung gereiht begleiteten sie die Träger der heil. Gefäße, welche dieselben hoch über den Häuptern empor hielten, während die Vor- und Nachtretenden heilige Hymnen anstimmten. Während des ganzen langen Weges gesellten sich aus allen Gassen die Einwohner zu dem Umgange, und viele Tausende benutzten die gute Gelegenheit, um an dem Grabmahle des Apostels sich vor der Wildheit der Barbaren zu schützen.

Sechs Tage lang dauerte die Verheerung. Ein Theil der Stadt lag in Asche, und die Gassen waren mit unbegrabenen Leichen bedeckt. Von senatorischer Abkunft sollen wenige umgekommen seyn: desto größer aber war die Zahl derer, welche aus dem Ueberfluß sich mit einem male in die Dürftigkeit, aus der Unabhängigkeit in Gefangenschaft und Sklaverey versetzt sahen. Die Gothen, die mit baarem Gelde sich freilich weniger belästigt fühlten, als mit der Menge ih-

rer,

rer unnützer Sklaven, entließen ihre dürftigen Gefangenen für ein geringes Lösegeld. Größer als die Zahl der Gefangenen, war die Menge derer, welche sich durch die Flucht gerettet hatten. Schaaren der Einwohner waren schon vor der Berennung Roms, durch den zunehmenden Mangel sowohl, als durch die Besorgniß des kommenden, aus der bedrängten Hauptstadt getrieben worden. Andere Schaaren folgten während und nach der Plünderung. Rom blieb verödet, und die entlegensten Provinzen des Reichs wimmelten von Ausgewanderten jedes Standes, Geschlechts und Alters. Mehrere Geflüchtete fanden in den dichten Waldungen der kleinen Insel Igilium, die durch eine Enge von kaum zwei Meilen vom Vorgebürge Argentaria getrennt ist, eine Freistätte, worinn sie zu stören, die Barbaren beständig durch widrige Winde gehindert wurden. Prisca, die edelste, reichste und frömmste aller römischen Damen, entrann mit Noth den Trümmern ihres rauchenden Pallastes, um mit ihrer Tochter und Enkelinn auf ihre afrikanischen Güter zu flüchten, aus deren Ertrage sie unzählige Flüchtlinge erhielt. Aegypten, Asien, Palästina, der ferne Orient ward bedeckt mit den Ruinen des großen Schiffbruchs. Bis an die fernsten Enden der bekannten Welt erscholl die Zeitung von dem Fall der grossen Kaiserstadt, deren Schicksale um so schauerlicher und größer erschienen, aus je größerer Ferne sie sich den Zuschauern darstellten. Man glaubte, es wäre nicht nur von Menschen nichts mehr übrig, sondern auch kein Stein mehr auf dem andern geblieben.

Ruhig sah dem allen der indolente Kaiser Honorius aus der Ferne zu, geborgen hinter den festen Mauren von Ravenna. Einst kam der Verschnittene, der die Aufsicht über sein Vogelhaus führte, erschrocken in das Zimmer und rief: „Rom ist verloren!“

„Wie

„Wie ist das möglich, erwiederte der Kaiser, da ich vor wenigen Augenblicken mit diesen meinen Augen sie noch gesehen, mit diesen meinen Händen sie noch gefüttert habe?“ — Als er verständiget wurde, daß dießmal nicht von seiner Lieblingshenne die Rede sey, sondern von deren Namensgenossinn, der Hauptstadt seines Reichs und des Erdkreises, dankte er dem Himmel, daß für jetzt nur das kleinere Unglück eingetreten sey.

Alarich fand nunmehr, wie man denken sollte, kein Hinderniß mehr, wenn er, wie er zu wünschen schien, in Italien ein eigenes Reich errichten, und im Schooße des Friedens von den Mühseligkeiten einer kriegerischen Laufbahn ausruhen wollte; es scheint aber, daß der kluge Fürst der Gothen weiter dachte, und sich erst seiner gemachten Eroberungen versichern wollte, zumal das von Lebensmitteln entblößte, und in Rücksicht der Zufuhr ganz von Afrika abhängende Rom und Italien seinem Heere den erforderlichen Unterhalt nicht würde haben reichen können. Es mußten also noch andere Eroberungen vorhergehen, ehe er sich einen dauerhaften Sitz in Italien versprechen konnte. Er faßte daher den Vorsatz, nach Afrika über zu gehen, und sich dieser Kornkammer Italiens zu bemächtigen. Ehe aber dieser Plan noch zu seiner Reife gedieh, mußten Kampanien, Apulien, Lukanien, und alle die Länder, welche heut zu Tage das Königreich Neapel ausmachen, alle die Drangsale ausstehen, welche ein erzürntes feindliches Heer zu verursachen pflegt. Die Gothen streiften aller Orten, und plünderten Italien der Länge und Breite nach aus, bis ihnen die Meerenge von Sizilien Grenzen setzte. Der nahe Anblick dieser fruchtbaren und friedlichen Insel reitzte Alarichs Begehrlichkeit, und die Besitznehmung derselben war in seinen Augen ein bloßes Intermezzo

zu

zu dem wichtigen Zuge nach Afrika, den er schon festgesetzt hatte. Schnell wurden Schiffe ausgerüstet, um seine Mannschaft von Rhegium nach Messina überzusetzen; allein kaum hatte sich die erste Abtheilung von Gothen eingeschifft, so erhob sich plötzlich ein Sturm, der die Schiffe theils versenkte, theils zerstreute. Der dadurch erlittene Verlust schmerzte den Alarich nicht so sehr als die Vereitelung seiner Plane durch die Muthlosigkeit, welche seine Leute bei den Schrecknissen eines ihnen bisher unbekannt gebliebenen Elements befiel. Der Verdruß darüber zog ihm eine Krankheit zu, an welcher er in wenigen Tagen bei Kosenza in seinem besten Alter starb. Man begrub ihn mitten im Bette des Flusses Busento, dessen Lauf man so lange ableitete, als zu dem Begräbniß erforderlich war, gab ihm einen Theil der zu Rom gemachten Beute mit ins Grab, und verstattete sodann dem Flusse seinen Lauf wieder.

Adolph, des Alarichs Schwager, wurde zu seinem Nachfolger ernannt, und dieser verglich sich nach zwei Jahren mit Honorius. Dieser hatte für seine Person am Ende doch unendlich mehr Glück als Verstand. Er, der vollendetste Schwächling unter der Sonne, überlebte alle seine Gegenkaiser, ohne des Reichs gänzliche Auflösung zu sehen. Er starb an der Wassersucht, im Jahr Christi vierhundert und drei und zwanzig.

IV. Revolution in der Schweiz.

Im Jahr Christi ein tausend drei hundert und sieben.

1.

Blick auf die älteste Verfassung und die früheren Schicksale der Schweiz bis auf Rudolph von Habsburg.

Keine Revolution war jemals gemäsigter, fester und männlicher, als diejenige, welche von den Schweizern gegen die große Macht des Hauses Oesterreich durchgeführt wurde. Vom edelsten Gefühle der Freiheit durchdrungen, widerstanden sie kühn den Anmaßungen des Despotismus, und vereitelten alle Bemühungen, sie unter das Sklavenjoch zu beugen.

Seit den ältesten Zeiten waren die Schweizer (damals Helvetier genannt), wie gewöhnlich die Bergvölker, von Muth und Freiheitssinne beseelt. Solche Völker genießen reiner Luft, gesunden Quellwassers und einer kräftigen Nahrung; wegen der Rauheit des Bodens sind sie zur Abhärtung gewöhnt, und unbezwingbar wegen der Felswände und des engen beschwerlichen Zuganges. Von Gebirgen, reissenden Gewässern, Abgründen und großen Wäldern umgeben hatten daher die Schweizer nie von Ausländern etwas zu fürchten gehabt. Sie lebten glücklich auf ihrem felsigten Boden, weil sie genügsam waren, und wenig Bedürfnisse kannten. Gleichheit des Standes,

dieß

dieß natürliche Erbtheil der Menschen, die ihre Rechte kennen, machte stets den Grundpfeiler der Staatsverfassung der alten Schweizer aus. Sie waren in Stämme und Horden getheilt. Die Regierung überliessen sie einigen Häuptern; aber als erklärte Feinde jeder Art von Tyranney bestraften sie unbedenklich ihre undankbaren oder ehrgeizigen Großen, sobald sie Versuche machten, despotisch zu herrschen. Die höchsten Angelegenheiten, Gesetzgebung und Religion, befanden sich in den Händen der Druiden. Je wilder nemlich ein Volk ist, desto weniger läßt es sich von andern Menschen oder von seines Gleichen beherrschen; daher gehorchten sie lieber den Priestern. Ihr Ausspruch ward als Ausspruch einer Gottheit verehrt, in ihrer Gewalt waren das Todesbeil und der Bannstrahl; auch Menschen opferten sie; sie verbrannten die Todten und lehrten eine Wanderung der Seelen. Das Dunkel der Haine, in welchem sie den Gottesdienst feierten, war sehr geschickt, sowohl zur Erweckung eines ehrfurchtsvollen Schauers beim Volk, als auch zur Täuschung desselben durch heiliges Spielwerk. Nebst dem Studium der Gesetze und der Religion waren Sternkunst und Arzneikunst die vornehmste Beschäftigung der Druiden. Man betrachtete sie überhaupt als lebendige Archive; Gesetze und Geschichten wurden in Liedern verfaßt, weil Reimen und Verse leichter als Prosa dem Gedächtniß eingeprägt werden. Die Heldenthaten der Vorwelt besangen die Barden.

Die Sitten des Volkes waren überhaupt die Sitten eines kriegerischen oder Jagdvolkes. Anfangs hatten sie noch keinen Feldbau, also wenig bleibende Stätte. Tapferkeit war das größte Verdienst. Das Recht des Stärkern erniedrigte das schwächere Geschlecht zur Dienstbarkeit, und beraubte die Ueberwundenen der Freiheit. Wenn sich hie und da ein Weib

aus der Sklaverey losries, so war es, weil sie zum Manne ward; an des Gatten Seite focht sie im Krieg als Heldinn; im Frieden gab sie sich Ansehen als Naturforscherinn und Prophetinn. Mangel und Ungeduld trieben die Einwohner zum Raub an.

Bei aller Tapferkeit und Freiheitsliebe, welche die alten Helvetier auszeichneten, vermochten sie es doch nicht, sich der Herrschaft der Römer zu entziehen. Dem großen Cäsar gelang es, sie zu überwältigen. Eben so klug als großmüthig, erleichterte ihnen jedoch dieser Weltbezwinger ihr Schicksal. Damit sie auf der einen Seite sich desto weniger mit den Galliern zum Nachtheil der Römer verschwören, und auf der andern Seite dem Ueberfall der Deutschen desto lieber begegnen möchten, wurden sie aus Sklaven zu Bundesgenossen der Römer erklärt. Sie lebten nun als solche nach eigenen Gesetzen.

Als das abendländische Reich der Römer im fünften christlichen Jahrhundert zerstört wurde, kam auch die Schweiz in die Gewalt der Deutschen. Oefters wechselte sie ihre Gebieter, und lange Zeit wurde sie mit zu Schwaben gerechnet. Seit der Zerstückelung des Herzogthums Schwaben trennten sich aber die Bewohner der bergigen Gegenden von andern Schwaben so merklich, daß sie bloß dem Namen nach zu Schwaben gehörten. Allmählich gieng fast alle Verbindung mit dem romantischen Hirtenlande verloren, das ohnehin wegen seiner Armuth keinen länderbegierigen Eroberer reitzen konnte. Städte gab es, außer Zürich, Bern und Lucern gar nicht darinn; mehrere Klöster und Abteien besaßen kleine Gebiete; andere waren an weltliche Herren vertheilt, unter denen die Grafen von Savoyen und Habsburg die angesehensten waren. Das Volk lebte, meistens mit Viehzucht beschäftigt, in zerstreuten Hütten, die nur

zu-

zufällig hin und wieder ein Dörfchen bildeten. Es war einfach in seinen Sitten, genügsam, ehrlich, guten Herren aufrichtig ergeben, aber freiheitliebend und kühn gegen jeden Unterdrücker. Die Kantons Uri, Schweiz und Unterwalden nebst einigen Städten behaupteten sich in einer völligen Unabhängigkeit. Indessen blieben sie den deutschen Kaisern treu, welche von Zeit zu Zeit Gouverneurs hinschickten, die aber weiter nichts zu thun hatten, als todeswürdige Verbrechen zu untersuchen, und die hergebrachten Abgaben zu erheben. Alle übrigen Rechte der Obrigkeit waren in den Händen der Ammanns und einiger Beisitzer, die man von Zeit zu Zeit wählte. Nicht allein die kaiserlichen Gouverneurs, sondern auch die Kaiser selbst, Heinrich der Dritte, Friedrich der Zweite, Rudolph von Habsburg und Adolph von Nassau, hatten ihre Privilegien bestätigt; und in dem Privilegium Friedrichs des Zweiten erkennt er sie ausdrücklich für „freie Männer", und erklärt, er werde nie zugeben, daß sie in andere Hände fielen.

Als Graf Rudolph von Habsburg seit vielen Jahren in der Schweiz das Amt eines kaiserlichen Gouverneurs oder Schutzvogts zur Zufriedenheit des Landes bekleidet hatte, wurde er im Jahr ein tausend zwei hundert und drey und siebenzig unerwartet auf den kaiserlichen Thron gesetzt. Er vertheidigte als Kaiser großmüthig die Rechte und Freiheiten der Schweizer gegen den Adel und die vornehme Geistlichkeit, welche sie unter Begünstigung der verwirrten Zeitumstände zu unterdrücken und zu unterjochen suchten. Einige vom Adel verklagten die Kantone Uri, Schweiz und Unterwalden, daß sie sich ihrer Lehnsherrlichkeit entzogen hätten: allein Rudolph, der vor seiner Thronbesteigung selbst gegen diese kleinen Tyrannen zu kämpfen gehabt hatte, that den Ausspruch zum Besten der Bürger,

 und

und von dieser Zeit an erkannten diese drei Kantone den Schutz des deutschen Reichs als Verbündete, nicht als Unterthanen des österreichischen Hauses an.

Rudolph behandelte überhaupt seine biedern Landsleute, die Schweizer, mit besonderm Wohlwollen und ausgezeichneter Güte: aber mit dem Anwachse seines Glücks änderte er doch allmählich seine Gesinnung. Indem er den Reichsstädten und Ländern mit der einen Hand liebkosete, bemerkten sie nicht immer die Fesseln, die er ihnen mit der andern Hand schmiedete. Er nahm dem Abt zu St. Gallen das Grüningeramt durch List, und Ittingen mit Gewalt weg. Um drei tausend Gulden kaufte er von dem Grafen von Kyburg seinen Anspruch auf Freiburg. Bey seinem burgundischen Kriegszuge im Jahr ein tausend zwei hundert und ein und achtzig foderte er die Huldigung von den Städten Hagenau, Colmar und Bern; er eroberte die Städte Peterlingen und Murten; er mischte sich schlauer Weise in die Streitigkeiten der St. Gallischen Abtey, und erbaute im Toggenburg die Stadt Schwarzenbach. Unter dem Vorwande, die Vertreibung der Juden aus Bern, als oberster Richter im Reiche zu rächen, belagerte er diese Stadt, mußte aber fruchtlos abziehen. Im Jahr ein tausend zwei hundert und ein und neunzig machte der Tod seinen weitaussehenden Entwürfen ein Ende.

2.

Bedrückungen der Schweizer unter Kaiser Albrecht von Oesterreich.

Die Schweizer genossen nach Rudolphs Tode nur wenige Jahre der Ruhe, solange nemlich Adolph von Nassau auf dem Kaiserthrone saß, der aber schon im

Jahr

Jahr ein tausend zwei hundert und acht und neunzig in einer Feldschlacht das Leben verlor. Jetzt erkämpfte sich Rudolphs Sohn, Albrecht von Oesterreich, den Thron, ein rachgieriger und ländersüchtiger Fürst, der mit Gewalt durchsetzen wollte, was sein Vater mit List angefangen hatte. Alle gesetzlichen Schranken seiner Gewalt waren ihm unerträglich, überall sollte sein Wille Gesetz seyn, und alles sollte sich vor ihm beugen. Die Schweizer hatten ihn beleidigt, da sie ihn vor Adolphs Tode nicht als Kaiser erkennen wollten. Er kannte keine andere Art zu regieren, als durch Strenge und Gewalt; jede andere mußte ihm auch fremd seyn, weil er allgemein verhaßt war, und so ließ sich freilich nicht viel Gutes von ihm erwarten. Auch war die Erwartung der Schweizer eben nicht groß; denn in der siebenten Woche nach Rudolphs Tode vereinigten sich die Kantone Uri, Schweiz und Unterwalden, daß zwar Jeder seinem Herrn pflichtgemäß gehorchen, aber daß sie sich mit Gut und Leuten und auf eigene Kosten wider alle diejenigen beistehen wollten, die ihnen, oder Einem von ihnen Gewalt anthun möchten.

Nicht ohne Grund war dieß Bündniß; denn Albrecht hatte nichts Geringeres vor, als sich diese drei Kantone, wie den übrigen Theil der Schweiz, unterwürfig zu machen, und das Ganze sollte ein besonderes und erbliches Herzogthum werden, womit er einen Prinzen seines Hauses dereinst versorgen könnte. Er besaß bereits viele Herrschaften im Aargau, Zürichgau, Thurgau und in andern Gegenden, legte die Kastvogteyen der Klöster in die Hand seiner Söhne, und wußte listig mehreren Aebten einige ihrer Gerechtsame zu entziehen. Von verschiedenen Grafen und Edeln foderte er, daß sie ihm ihre Ländereyen entweder verkaufen, oder dieselben von Oesterreich zum Lehen empfangen sollten. Die einen ließen sich von dem Fuchs-

balge

balge hintergehen, die andern von der Löwenklaue erschrecken. Der Abt von St. Gallen, der Graf von Homburg, die beiden Klosterstifte in Zürich und andere widersetzten sich seinem Begehren. Voll Rache belagerte er sogleich im ersten Jahre seiner Regierung die Stadt Zürich. Den Mangel an Mannschaft, welchen die Pest innerhalb den Mauren hinweg raffte, ersetzten die Frauen und Töchter. In glänzender Rüstung zogen sie über die Brücken auf die Anhöhe, und die vermeinte Verstärkung an Hülfsvölkern bewog den Kaiser, daß er fruchtlos die Belagerung aufhob.

Aufgebracht über die freiheitsliebenden Schweizer, die sich hie und da mit Kühnheit und Kraft den kaiserlichen Anmaßungen widersetzten, versuchte Albrecht mit List und Heucheley der Erreichung seiner Absicht näher zu kommen. Er schickte die Herren von Achsenstein und von Lichtenberg mit dem, in sehr süße Worte gehüllten Antrage an sie: „Sie möchten sich ihm doch unterwerfen; er liebe sie, als tapfere Leute, so sehr, daß er sie gerne zu seines Hauses lieben Kinder haben wolle, er möchte auch sie anführen zum Sieg, und reich machen durch Beute und Ritterschaft, und Lehen unter sie bringen.“ Nebenher war auch darauf gewirkt, daß sie seiner großen Macht doch nicht widerstehen würden. Aber die Kantone antworteten ganz bestimmt und einfach: „sie wollten in dem Zustande ihrer Vorfahren bleiben.“

Die gegenseitige Spannung und das Mistrauen nahm nun immer mehr zu. Als die Kantone des Kaisers Absicht erriethen, und dieser sich wiederholt weigerte, ihnen ihre alten Freiheiten zu bestätigen, so schlossen sie einen geheimen Bund mit einander, um ihre wohl hergebrachten Rechte und ihre Reichsunmittelbarkeit wider jeden Eingriff zu vertheidigen. Sie wiederholten indessen ihr Gesuch bei dem Kaiser,

aber

aber vergebens. Er versuchte vielmehr jetzt, sie durch Zureden und Drohungen zu bewegen, sich seinen Söhnen zu unterwerfen. Die Kantone blieben indessen standhaft bei der Behauptung ihrer Gerechtsame und drangen auf die Anordnung eines Reichsvogts zur Handhabung des Blutbanns. Der Kaiser, statt ihnen ihr Gesuch zu gestatten, übertrug dieß Geschäft seinen eigenen Vögten, die er zu Lucern und Rothenburg hatte. Die drei Kantone machten Vorstellungen dagegen und verlangten nochmals einen Reichsvogt, wie sie ehedem gehabt hatten. Hierauf schickte ihnen Albrecht von Reichs wegen zwei Vögte, Namens Geßler von Bruneck und Beringer von Landenberg, Männer nach seinem Herzen, die den von ihm angefangenen Plan ausführen sollten. Durch eine geheime Instruction, die sie vom Kaiser erhielten, ward ihnen befohlen, das Volk durch Härte zum Aufruhr zu reitzen, und Aufruhr sollte sie zur Sklaverey führen.

Die Landvögte kamen der geheimen Instruction, die ihnen gegeben worden war, getreulich nach, und hielten auch ihre Unterbeamten dazu an. Alle Arten von Ungerechtigkeiten wurden von diesen kleinen Despoten mit unbarmherziger Härte und mit tiefer Verachtung der Gedrückten ausgeübt. Sie erhöheten die Zölle, legten neue Abgaben auf, äußerten gegen jeden Stolz und Verachtung, waren äußerst streng in Bestrafung auch des geringsten Vergehens, verwiesen die edelsten und bravsten Einwohner aus dem Lande oder ließen sie im Kerker umkommen. Das gutmüthige Volk, solcher Herrschaft nicht gewohnt, gerieth anfangs in Betrübniß, und suchte auf dem Wege Rechtens sich gegen Unrecht und Unterdrückung zu sichern; aber die Beschwerden, welche die Kantone beim Kaiser führten, wurden nicht angehört, und so stieg der

Despo-

Despotismus der unbarmherzigen Vögte aufs höchste. Selbst die alten Familien, durch eine lange Reihe von Verdiensten ehrwürdig, der wahre Adel des Landes, wurde auf jede Art gedrückt. Gerade so mußten die Vögte es machen, wenn sie, ihrem Plane treu, das Volk zum Aufruhr reitzen wollten.

Der Landvogt Geßler wohnte in einem wohlbefestigten Schlosse zu Altorf im Kanton Uri, und Landenberg in einem habsburgischen Schlosse bei Sarnen in Unterwalden. Geßler nannte sein Schloß trotzig Zwinghof, ein Name, der Eigenthum voraussetzte, also dem Volke mit Recht verhaßt war. Die übermüthigen Vögte und ihre Genossen hießen die lange verehrten schweizerischen Geschlechter nicht anders als Baurenadel. Als einst Geßler bei dem reinlichen, wohlgebauten Häußchen eines ehrwürdigen freien Schweizers, Namens Stauffacher, vorbeiritt, rief er überlaut: „Ist es wohl erlaubt, daß das Baurenvolk so schön wohnt? Ohne mein Vorwissen sollten die Leute keinen solchen Uebermuth treiben, und sich überhaupt nicht so betragen, als wenn sie selbst Herren wären.“ Um eines unbedeutenden Vergehens willen ließ der Landvogt Landenberg in Unterwalden den Heinrich von Melchthal um ein paar Ochsen strafen, und als er darüber Klage erhob, bekam er die Antwort: „Die Bauren können sich selbst in Pflug spannen, wenn sie das Feld anbauen wollen.“ Empört über diese Rede und Handlung konnte sich des alten Melchthals Sohn, Arnold, nicht enthalten, über den Gerichtsdiener herzufallen und ihn derb durchzuprügeln. Weil ihm aber bald vor den Folgen bange ward, so machte er sich unsichtbar und entfloh zu seinen Freunden nach Uri. Da der Vater seinen Sohn nicht herzuschaffen wußte, so ließ ihn der Landvogt nicht nur seines meisten Vermögens, sondern selbst seiner Augen berauben.

Im

Im Kanton Schweiz schändete ein Burgvogt die Tochter eines ansehnlichen Mannes. Wolfenschieß, Landenbergs Lieutenant, wollte Conrads von Baumgarten schönes und züchtiges Weib mißbrauchen; sie stahl sich von ihm weg, und sagte es ihrem Manne.

3.

Der Bund für Freiheit. Wilhelm Tell und der Landvogt Geßler. Befreiung von dem Sklavenjoche.

Jemehr sich Despoten bemühen, die Menschheit niederzudrücken und in Fesseln zu legen, desto lebhafter wachet gewönlich das Gefühl eigener Würde, und der Freiheitssinn in ihr auf. Die Schweizer, redlich, ihre eigenen Rechte liebend, tapfer und kühn, konnten eine solche Tyranney in die Länge nicht mehr ertragen. Die Landvögte und ihre Trabanten fanden eine rechte Freude darinn, den Leuten das Leben sauer zu machen, und ihnen immer neue, drückendere Lasten aufzulegen. Der Handel mit den Nachbarn wurde durch unmäßige Zölle erschwert, und jedes kleine Vergehen mit einer Härte bestraft, wovon man im Lande niemals ein Beispiel gesehen hatte. Man unterließ nicht, wiederholt Abgeordnete an den Kaiser zu senden, die sich über die grausamen Bedrückungen der Landvögte beklagen sollten; aber sie wurden entweder nicht vorgelassen, oder von des Kaisers Ministern mit leeren Worten abgespeist. Sehr natürlich mußte die unverschämte Gewalt der österreichischen Beamten täglich wachsen. Die Schweizer aber fühlten es tief, daß ein solches Unwesen in die Länge unerträglich sey. Zwar sahen sie alle die Gefahr des Widerstandes sehr wohl

ein

ein, aber ihrer aller Meinung war doch, der Tod sey besser als ein so ungerechtes Sklaven Joch.

Werner von Stauffach, dem des Landvogts Aeusserung über sein schönes Häuschen allerlei Besorgnisse erregte, dachte im Stillen auf allerlei Mittel, wie dem Unglück des Vaterlandes begegnet werden könnte. Sein Weib Mechthilde, freiheitsliebend wie er, theilte seinen Kummer, und foderte ihn zur Rache gegen den Landvogt auf. Um sich sein beklommenes Herz zu erleichtern, begab er sich zu seinem alten Freunde Walther Fürst von Allinghausen, im Kanton Uri, wo er den jungen Arnold von Melchthal aus Unterwalden antraf, dessen Vater Heinrich der unbarmherzige Landvogt Landenberg ausgeplündert und der Augen beraubt hatte. Der feurige Jüngling seufzte im Stillen über das Unglück seines Vaterlandes, und brannte vor Begierde, Rache zu üben an dem grausamen Landenberg. Diese drei Männer besprachen sich hier über die Bedrückungen der Landvögte und über die Gefahr, die ihre Mitbürger bedrohte. Sie fanden, nachdem sie alles reiflich überlegt hatten, es sey besser, rühmlich zu sterben, als ferner unter einem so schimpflichen Joch zu leben. Es ward dem gemäß Widerstand gegen die Unterdrückung beschlossen. Sie wurden einig, daß jeder von ihnen in seinem Districte seine Blutsfreunde und Vertrauten anwerben sollte, um in den Stand zu kommen, die Landvögte aus dem Lande jagen zu können. Um sich von Zeit zu Zeit ungestört sprechen, und von dem Erfolg ihrer Bemühungen Nachricht geben zu können, bestimmten sie das Rütli, eine Wiese in einer ganz einsamen Gegend, zwischen Uri und Unterwalden, zu ihrem nächtlichen Versammlungsorte. Jeder von ihnen hatte ohngefähr gleichweit dahin, und sie durften in dieser Abgeschiedenheit nicht leicht Verrath befürchten. Dahin

hin schlichen denn die drei getreuen Freunde oft in nächtlicher Stille auf wenig bekannten Pfaden. Bald zog jeder verabredeter maßen einige Freunde in das Geheimniß, die kamen mit, und rathschlagten mit ihnen wegen des Vaterlandes. Sie vertrauten sich einander ohne Furcht, und je gefährlicher das Unternehmen schien, desto enger verbanden sich ihre Herzen. Unter andern in der Nacht Mitwochs vor Martini des Jahres ein tausend drei hundert und sieben brachte jeder, Arnold, Werner und Walther, zehen rechtschaffene Männer seines Thals mit. Da standen also in stiller Nacht unter dem Sternenzelte auf feuchter Wiese drei und dreissig tapfere Männer, und nahmen es auf sich, des Kaisers Tyranney von sich zu wälzen. Sie gaben sich die Hände darauf, sich nicht zu trennen, und für die Freiheit zu leben und sterben. Kein Tropfen Bluts solle muthwillig vergossen werden, dem alten ehrwürdigen Hause Habsburg wolle man keines seiner Rechte schmälern, nur eine gleiche Freiheit für jeden Schweitzer, wie man sie von den Vätern empfangen, wolle man auch den Enkeln bewahren und überliefern. Als nun alle fest entschlossen waren, und mit getrostem Angesicht und getreuer Hand jeder seinen Freund ansah und festhielt, und in diesem Augenblick das Schicksal aller Nachkommen in Erwägung zog, hoben Werner Stauffacher, Walther Fürst und Arnold von Melchthal ihre Hände zum Himmel, und schwuren im Namen Gottes, also mannhaftig die Freiheit mit einander zu behaupten. Die Dreissig sprachen mit Andacht den Schwur nach, und nun giengen sie still nach Hause, ruhten zwei Monate, und winterten ihr Vieh.

Der Tag, welcher zur Ausführung des großen und kühnen Unternehmens bestimmt wurde, war der erste Januar des folgenden Jahrs. Ehe aber dieser

Tag

Tag erschien, verübte der eine Landvogt eine neue Grausamkeit, welche recht eigentlich dazu gemacht war, die Verbündeten in ihrem Vorsatze zu bestärken. Der unsinnige Geßler ließ auf dem Markte zu Altorf eine Stange aufrichten, seinen Hut darauf stecken und allen Einwohnern des Fleckens bei Todesstrafe anbefehlen, wenn sie vor dem Hute vorüber giengen, demselben eben die Ehrenbezeugungen, wie ihm selbst oder dem Kaiser zu beweisen. Zu diesem Einfalle verleiteten Geßlern nicht nur Stolz und Uebermuth, sondern auch Argwohn; er hofte nemlich auf diese Weise die sklavischen Seelen von den Mißvergnügten unterscheiden zu können. Das Ansinnen des Landvogts empörte zwar viele, doch wagte es niemand dem Befehle ungehorsam zu seyn. Alles beugte sich vor dem seyn sollenden Zeichen der obrigkeitlichen Würde; nur Wilhelm Tell, ein unerschrockener Jüngling, der mit zu dem Bunde gehörte, trotzte im Gefühl seiner Würde dem Befehle des Landvogts und beugte nie sein Knie vor dem lächerlichen Idole. Desto schwerer fiel aber auch der Zorn des hierdurch beleidigten Geßlers auf ihn. Er ließ den kühnen Jüngling greifen, und verurtheilte ihn, mit Verleugnung aller Gefühle der Natur, in einer beträchtlichen Entfernung vom Kopfe seines sechsjährigen geliebten Sohnes einen Apfel mit dem Pfeile herunter zu schießen, und, wenn er fehlte, sogleich am Galgen zu sterben.

Tell war als einer der geschicktesten Bogenschützen bekannt. Dennoch bebte er vor diesem unmenschlichen Befehle zurück. Vergebens bot er gleich sein Leben an, um das seines Geliebten nicht der Gefahr auszusetzen. Aber der Wüterich war unerbittlich. Der unglückliche Vater spannt also seinen Bogen, drückt den Pfeil ab, und der Apfel fällt unter dem höchsten Jubel des anwesenden Volks vom Haupte

des unverletzten Knaben. Ganz außer sich hierüber geht Geßler auf den triumphirenden Schützen los und erblickt unter dem Koller desselben noch einen andern Pfeil. Voll Verwunderung und Zorn fragt er ihn: „Wozu dieser Zweite?“ — „Der war für dich bestimmt, Wütherich, versetzte Tell, wenn mein Sohn durch den ersten gefallen wäre.“

Eine solche Antwort konnte ein Geßler nicht vertragen. Er ließ den Helden in Fesseln legen und wollte ihn in einem Fahrzeuge in ein festes Schloß am Ufer des Lucerner Sees bringen lassen. Um der genauen Vollziehung seiner Befehle gewiß zu seyn, schiffte er sich selbst mit ein. Während der Ueberfahrt erhob sich ein starker Sturm, und drohte das Fahrzeug gegen die Felsen zu zerschmettern. Tell war als ein sehr geschickter Schiffer bekannt, und die Ruderer meinten, wenn er seiner Fesseln entledigt würde, um mit ihnen zu rudern, so möchte wohl noch zu helfen seyn. In der Angst lösete der Landvogt Tells Bande, und dieser brachte wirklich durch seine Geschicklichkeit das Schiff dem Ufer nahe. Er sah seine Zeit ab, sprang auf einen hervorragenden Felsen ans Land und stieß das Fahrzeug mit dem Fuß in die Wellen zurück. Er floh in die Gebürge und verbarg sich in einem hohlen Wege, durch welchen der Landvogt, wenn er das Land erreichte, gehen mußte, um nach Hause zu gelangen. Es währte nicht lange, so erschien Geßler, schäumend vor Wuth, seine Beute sich aus den Händen gerissen zu sehen. Kaum erblickt ihn Tell, so streckt auch schon ein Pfeil, von seinem nervigten Arm abgedrückt, den Tyrannen zu Boden. Noch heut steht an diesem Orte eine Kapelle, dem Andenken des Befreiers des Vaterlandes geweiht *).

Tells

*) Tschudy in seinem Chron. helv. S. 238 not. a, sq.

Tells kühne That flößte den gedrückten Helvetiern höheren Muth ein. Alles ward nun noch näher vorbereitet. Endlich erschien er, der große, ewig denkwürdige Tag in den Jahrbüchern Helvetiens, bestimmt, das Panier der Freiheit auf den Trümmern des Despotismus aufzustecken, der erste Tag des Jahrs eintausend dreihundert und acht. Nachts vorher ward einer von den Verschwornen von seiner Geliebten heimlich an einem Stricke auf die Burg Roßberg gezogen; auf gleiche Weise half dieser seinen Brüdern auch nach. Zwanzig an der Zahl fielen sie über den unbewehrten Schloßvogt her, und nahmen ihn mit seinem Gesinde gefangen.

Am Neujahrstage, da es üblich war, daß die Bauern den Edelleuten Geschenke brachten, zogen etwa zwanzig der verschwornen Schweizer zum Schlosse des Landvogts Landenberg, eben da er nach Sarnen in die Kirche gehen wollte, und brachten ihm viele Schaafe, Kälber, Ziegen, Hasen und Hühner. Er befahl, die Geschenke hinein zu tragen. Da giengen sie still, und als sie eingelassen waren, zog ein jeder ein spitziges Eisen aus dem Busen, und steckte es an seinen Stock, und mit dieser Wehr machten sie alle Burg-

---

wie der jüngere Herr von Haller in seiner 1760 zu Bern erschienenen Schrift: Guillaume Tell, Fable danoise; und verschiedene andere neuere Schrifftsteller ziehen die Wahrheit der Geschichte des Wilhelm Tell in Zweifel, und erklären sie sogar geradezu für eine Fabel, die sich aus der dänischen in die Geschichte Helvetiens eingeschlichen habe, weil Saxo Grammaticus lib. X p. 184 eine ähnliche Begebenheit erzählt. Dieß ist indessen noch gar kein triftiger Grund, eine Geschichte für falsch zu erklären, welche gleichzeitige Geschichtschreiber erzählen, und die sich durch Tradition so allgemein im Lande erhalten hat.

Burgleute des Vogts zu Gefangenen. Einer gab ein Zeichen mit dem Horne, und nun kamen nach genommener Abrede alle Einwohner von Unterwalden plötzlich in derselben Bewafnung zusammen. Von Thal zu Thal, von Alpe zu Alpe ergiengen die bestimmten Zeichen der Verschwornen, und eilende Boten trugen die freudige Nachricht durchs ganze Land. Alles stand auf, sich zu verbrüdern; der Gedanke an die Freiheit begeisterte sie alle. Sie zogen zu den Schlössern hin, in denen kaiserliche Unterbeamte wohnten; alle mußten sich ergeben, wie auch Landenberg, der hinter Sarnen auf der Flucht eingeholt wurde.

Alles war das Geschäft weniger Stunden. Aber auch jetzt, im ersten Wonnetaumel der Freiheit, im lebendigsten Ausbruche des Despotenhasses, als die Burgen erbrochen wurden, und die Stauffacherinn Allen gastfrei das Haus öffnete, waren sie ihres heiligen Eides eingedenk. Kein Tropfen Bluts wurde vergossen, und keinem Herrn ein Recht genommen. Die österreichischen Vögte wurden blos an die Grenze begleitet, und mußten hier die Urfehde schwören, daß sie nie wieder die schweizerischen Kantone betreten wollten. Das war die ganze Rache gegen sie.

Am folgenden Sonntage schlossen die drei Kantone Schweitz, Uri und Unterwalden einen engen Bund mit einander, künftig von keinem Fürsten sich mehr beherrschen zu lassen, sondern zur Abwendung aller Bedrückungen, und zur Erhaltung ihrer Freiheit all ihr Hab und Gut zu verwenden, und den letzten Blutstropfen hinzugeben. So entstand der Bund der helvetischen oder schweizerischen Eidgenossen, der dem Muthe und der Unerschrockenheit seiner Mitglieder so viele Ehre macht!

4.

Verschwörung gegen den Kaiser Albrecht, und gewaltsamer Tod desselben.

Kaum hatte Kaiser Albrecht von dem kühnen Schritte der tapfern Helvetier, und von dem Schicksal seiner Vögte Nachricht erhalten, so beschloß er an den Rebellen, wie er sie nannte, blutige Rache zu nehmen. Mit Freuden ergrief er die lange gewünschte Gelegenheit, unter dem Vorwande, das kaiserliche Ansehen zu rächen, die Freiheit der drei verbündeten Kantone zu kränken, und sie wo möglich ganz von dem deutschen Reiche loszureissen, und sich selbst zuzueignen. Nicht als Kaiser also, sondern vielmehr als Herzog von Oesterreich, wollte er den Krieg mit eigenen Kräften versuchen, um alsdann allen Vortheil davon für sich allein zu behalten. Er eilte nach Thurgau und Aargau, verbot seinen Untergebenen in Zug und Lucern allen Verkehr mit den drei Kantonen, und machte grosse Zurüstungen gegen dieselben, fest entschlossen, mit dem angehenden Frühling die Verächter seines kaiserl. Ansehens aufs empfindlichste zu strafen. Aber auch dieser Entwurf blieb, wie so mancher andere von seinen Entschlüssen, unausgeführt.

Schon einmal war Albrecht in Gefahr gewesen, ermordet zu werden. Der Urheber dieses ersten mörderischen Anschlags gegen ihn war der Bischof Otto von Basel, dem er die Belehnung mit den Regalien versagte. Der rachgierige Bischof begab sich hierauf zum Kaiser in der Absicht, ihm, bei fernerer Verweigerung der Regalien, auf der Stelle das Leben zu nehmen. Zum Glück für den Kaiser verstand er aber die deutsche Sprache zu wenig, um des Kaisers verächtliche Frage: was dieser Schüler wolle? zu verstehen,

stehen, und sein Dolmetscher, der die Uebersetzung derselben nicht für rathsam fand, sagte ihm, der Kaiser hätte ihn auf den folgenden Tag zur Lehensempfängniß bestellt. Doch Albrecht, der indessen gewarnt wurde, that, was wohl wenige unter seinen Umständen gethan haben würden; er wich der Zusammenkunft mit dem Bischofe durch seine Entfernung von Basel aus. Einmal aber hatte ihm sein Schicksal den Tod durch Mördershand bestimmt.

An Albrechts Hoflager ward Johann, der Sohn seines verstorbenen Bruders Rudolph von Schwaben, erzogen. Der Vater war schon einige Tage todt, als der Knabe gebohren ward; Albrecht hatte die Vormundschaft über ihn übernommen, und unter seinen Augen reifte er zum Jüngling heran. Johann wußte, daß er zum Herrscher gebohren sey, und mit Unwillen trug sein feuriger Geist das Joch der Abhängigkeit. Als er endlich zu seiner Freude die Volljährigkeit erreicht hatte, lag er oft seinem Oheim an: er möchte ihm doch sein Antheil an der habsburgischen Erbschaft und an den Lehen ihres Hauses herausgeben. Aber Albrecht verzögerte von einer Zeit zur andern die Erfüllung seiner gerechten Wünsche, denn ihn selbst gelüstete nach dem Besitz des schönen Schwabens, und er hatte beschlossen, Johanns Erbtheil für sich zu behalten, und diesen zur Entschädigung mit der Markgrafschaft Meissen zu belehnen, welche jedoch erst erobert und ihren damaligen rechtmäsigen Besitzern entzogen werden mußte. Einst, als Johann sein Anliegen dringender als je wiederholte, setzte ihm Albert einen Kranz von Laub auf, und sagte mit höhnischem Lächeln: „Siehe, Neffe, das Kränzlein steht dir besser an, als Länderbeherrschen!“

Tief kränkte dieser bittere Spott den Ehrgeiz des Jünglings. Er zerrieß den Kranz und gieng mit

brennendem Zorne im Herzen hinaus. Es war ihm unerträglich zu sehen, wie des Kaisers eigene Kinder zu Macht und Besitzthum gelangten, während ihm sein rechtmäßiges Erbe vorenthalten wurde. Einige mis-vergnügte schweizerische Edelleute aus dem kaiserlichen Gefolge, gegen die er sein Herz ausschüttete, nährten seinen Zorn, und fachten ihn zur verzehrenden Flamme an. Sie sahen wohl, daß es fruchtlos wäre, wenn der machtloße Jüngling mit dem Despoten rechten wollte, der, seiner Gewalt vertrauend, nicht auf die Stimme des Rechts und der Billigkeit hörte. Nur durch sein Schwerdt, meinten sie, wenn er es in die Brust des kaiserl. Räubers stieße, könnte er sich Recht und Rache schaffen. Sie selbst versprachen ihm dabei ihre Unterstützung, und der Todesbund der Rache ward geschlossen.

Der Kaiser zeigte den Verschwornen selbst die Gelegenheit zur Vollführung der That, durch welche das Verhängniß die gemißhandelte Menschheit an ihrem Beleidiger rächte. Noch den Tag vor Vollziehung der That ersuchte der Prinz seinen Onkel um die Auslieferung der väterlichen Erbländer, wurde aber auch dießmal auf eine andere Zeit vertröstet. Des Prinzen Unwille stieg daher so hoch, daß die Ausführung des Mordes bei der ersten schicklichen Gelegenheit verabredet wurde, und diese zeigte sich gleich am folgenden Tage.

Albrecht wollte am ersten May des Jahres ein tausend dreihundert und acht nach aufgehobener Tafel von Baaden im Aargau zu seiner Gemahlinn nach Rheinfelden reuten. Eine große Anzahl seiner vornehmen Ritter und Räthe, auch die Verschwornen befanden sich in seinem Gefolge. Der Zug kam in die Thalgründe hinab, welche die ungestümme Reuß durchströmt, an die Ueberfahrt bei Windisch. Die Ver-

schwornen glaubten, jetzt sey es Zeit, ihren blutigen Vorsatz auszuführen, und schnell war ihr Plan gemacht. Unter dem Vorwande, das Fahrzeug, welches den Kaiser und sein Gefolge über den Fluß setzen sollte, so wenig als möglich zu belasten, wußten sie es zu veranstalten, daß Albrecht, sie und noch ein Ritter zuerst übergeführt wurden. So war der Unglückliche von seinem übrigen Gefolge getrennet, und in ihre Gewalt gegeben. Als er unbesorgt am jenseitigen Ufer ritt, fiel ihm plötzlich einer der Verschwornen, Rudolph von Wart in den Zaum, und Johann mit gebäumtem Speere rief mit gräßlicher Stimme: „Da, empfange den Lohn des Unrechts!“ und durchbohrte ihm die Gurgel. Die übrigen Verschwornen, nemlich Ulrich von Palm und Walther von Eschenbach spalteten ihm das Haupt und versetzten ihm mehrere Stiche in den Leib, so daß er halb todt zur Erde sank. An der Strasse saß ein gemeines Weib; die fühlte, daß er ein Mensch sey, und fieng ihn mitleidig auf. In ihren Armen gab er seinen Geist auf. Die Mörder aber flohen, mehr von dem schröcklichen Gericht ihres Gewissens, als von dem Gerichte der Menschen verfolgt.

So ward Albrecht ein Opfer seiner tadelnswürdigen Ländersucht, die aus seinen meisten Handlungen hervorleuchtete. Sein unnatürliches Ende machte zwar in Deutschland, so wie in der Welt überhaupt, viel Aufsehen, jedoch ohne sonderliches Mitleiden zu erregen. Man hatte den Ermordeten immer mehr gehaßt als geliebt, und wirklich hatten die Deutschen zu ersterem ungleich mehr Ursache als zu letzterem. Zwar zeigte er in allen seinen Entwürfen, so wie in deren Ausführung viel Verstand, Entschlossenheit und Tapferkeit; da er aber diese guten Eigenschaften eines Regenten nie zur Beförderung des Wohls seiner Un-

 ters

terthanen anwendete, sondern sie seinem Stolz uud seiner Habsucht unterordnete, so waren die Deutschen noch schlimmer daran, als wenn ihr Oberhaupt aller Tugenden ermangelt hätte. Sie sahen ein, daß ihnen Albrechts Klugheit und Tapferkeit blos zum Verderben gereichten, und waren mit Johanns blutiger That eben nicht unzufrieden, ob sie dieselbe gleich nicht billigen konnten.

5.

Strafe der Verschwornen. Verfolgung der Unschuld.

Als die Nachricht von dem gewaltsamen Tode des Kaisers ruchtbar wurde, geriethen seine Gattinn, Sohn und Geschwister um so mehr in Schrecken, weil sie einen allgemeinen Aufstand fürchteten. Besonders waren sie der Schweizer wegen in großen Sorgen, deren Rechte Albrecht so grausam gekränkt hatte. Als diese aber erklärten, sie würden zwar Albrechts Tod nicht rächen, weil er ihnen nie Gutes erzeigt habe, aber sie würden sich dadurch auch nicht zum Kriege wider seine Nachfolger reitzen lassen, sondern die Folgen ruhig erwarten; da erholten sich jene wieder von ihrer Furcht, und rüsteten sich zur Blutrache des Ermordeten.

Herzog Leopold von Oesterreich, Albrechts Sohn, machte sich mit einem zahlreichen Kriegsheer auf, um den erschlagenen Vater zu rächen; aber die Thäter waren entflohen, und Unschuldige mußten büßen, was sie nicht verschuldet hatten. Zuerst drang er vor die Burg Wart; sie ward erstiegen und zerstört, und alle Diener Rudolphs von Wart wurden umgebracht.

Johann von Wart, Rudolphs Bruder, obgleich frei von aller Theilnahme an dem Unternehmen des letztern, verlohr alles sein Eigenthum, und gerieth in so bittere Armuth, daß er sein Alter in der schlechten Hütte eines Dorfes, welches seinen Voreltern gehörte, dürftig verleben mußte. Von den Ruinen der zertrümmerten Wart wandte sich Leopold wider Fahrwangen, der vornehmsten Burg des Ritters Palm. Sie flehte um Erbarmen und ergab sich ohne Widerstand; aber Albrechts Rächer kannten weder Erbarmen noch Gerechtigkeit, und der Herzog und seine Schwester, die Königinn Agnes, schändeten ihr Andenken auf immer durch eine die Menschheit entehrende That. Sie ließen drei und sechzig Kriegsmänner und andere Edle von Fahrwangen in den benachbarten Wald führen, und vor ihren Augen enthaupten, wiewohl jene ihre Unschuld bis zum Augenblicke des Todes behaupteten. Bei dieser und allen folgenden Würgscenen zeigte niemand mehr Eifer als Agnes. Diese harte grausame Fürstinn, Witwe des Königs Andreas von Ungarn, und jetzt erst sechs und zwanzig Jahre alt, verläugnete alle sanften Empfindungen ihres Geschlechts, und kannte selbst die süßen Empfindungen der Liebe nicht. Blutvergießen schien ihr eine Art wollüstigen Genusses zu gewähren. „Heute bade ich mich in Maienthau!“ rief die Furie aus, als die drei und sechzig Burgmänner von Fahrwangen gemordet wurden.

Mit gleicher Barbarey wie dort verfuhren Leopold und seine Genossen bei der Zerstörung der Burg Altbüren, welche dem Ritter Palm gehörte, und eine Besatzung von sechs und vierzig Mann hatte. Auch zu Maschlanden, einer Burg des Hauses Eschenbach, wurden alle Diener Walthers von Eschenbach gemordet. Während dieses Mordfestes auf Maschlanden wimmerte Walthers Kind in der Wiege. Agnes hörte

es

es und läuft hinzu, und schon ist die Wüthende, von unersättlicher Rachlust in eine Tigerinn verwandelt, im Begriff, das hülflose kleine Geschöpf mit eigenen Händen zu erwürgen, als noch glücklicherweise einige Hauptleute des Kriegsvolkes hinzu kamen, und gerührt durch die Holdseeligkeit des Knaben, ihn seiner Mörderinn entrissen. So erzählt die Sage und fügt hinzu: Agnes selbst habe in der Folge den Knaben an Kindesstatt angenommen, ohne seinen Vater zu wissen, und als sie den letztern endlich erfuhr, gab sie ihrem Pfleglinge den Namen Schwarzenberg.

Herzog Johann war indessen in Mönchsgestalt nach Italien entkommen. Albrechts Nachfolger auf dem deutschen Throne, Kaiser Heinrich von Luxemburg sah ihn, fünf Jahre nach der verübten Mordthat, zu Pisa. Dunkel und zweifelhaft sind die Nachrichten von seinen fernern Schicksalen. Bald soll er zu Pisa als Augustinermönch, bald ohnweit der Mordstelle als ein Waldbruder in hohem Alter, da alle seine Verfolger schon todt waren, gestorben seyn. Ein Zeitgenosse versichert, er habe oft in Wien einen armen Blinden betteln gesehen, der sich für einen Sohn Johann's und Enkel Rudolphs von Schwaben ausgegeben habe, und von ersterem, während seines Aufenthalts im Walde, mit einem gemeinen Mädchen erzeugt worden sey. Eschenbach lebte noch fünf und dreissig Jahre im Würtembergischen als ein unbekannter Schäfer. Erst als er den nahen Todt fühlte, gab er sich zu erkennen, und ward seinem Range gemäß begraben. Mit ihm erlosch sein uraltes Geschlecht.

Von allen Verschwornen traf das schröcklichste Schicksal den Freiherrn von Wart. Er hatte sich nach Hochburgund gewandt, und gieng von dort nach Avignon, wo er bei dem Pabste die Entsündigung nachsuchte; allein ehe er sie erhalten konnte, lie-

ferte

ferte einer seiner eigenen Verwandten ihn an Albrechts Kinder aus. Die Blutrichter verurtheilten ihn zum Tode, ob er gleich standhaft behaupte, daß er sich nicht an dem Kaiser vergriffen habe, sondern nur bei der That zugegen gewesen sey. Vergebens bat seine Gattinn die Königinn Agnes, bei der Gnade Gottes und dem jüngsten Gerichte, um sein Leben. Er ward verschiedenen Nachrichten zu Folge zu Winterthur gerädet, und noch lebend mit zerschmetterten Gebeinen aufs Rad gelegt. Aber weder die namenlosen Schmerzen, noch der Anblick des nahen Todes konnten seine Standhaftigkeit und Freimüthigkeit erschüttern. Noch vom Rade herab sagte der furchtlose Mann: „Ich bin zwar unschuldig an Albrechts Tode, aber auch die, welche ihn tödteten, haben wahrlich keinen König erschlagen, sondern einen Pflicht- und Ehrvergessenen, der die blutige Hand an seinen Herrn und König Adolph legte, wider Gott und Recht seinem Vetter, Herzog Hans, sein Erbe vorenthielt, und wohl verdient hätte, meine Quaal zu leiden. Mir vergebe Gott meine Sünden!“ — Drei Tage lebte der Unglückliche auf dem Rade, drei Tage und drei Nächte brachte sein treues Weib betend und ohne alle Nahrung unter dem Rade zu, bis er verschied. Nach seinem Tode gieng sie zu Fuße nach Basel, wo sie in einem Frauenkloster ihr Leben beschloß.

So wütheten Albrechts Rächer. Sie düngten mit dem Blute der Unschuld die Gruft eines Fürsten, von welchem die Geschichte nicht eine Großthat zu rühmen weiß. Mehr als tausend Menschen, Männer, Weiber und Kinder, wurden hingerichtet, und diese alle starben wahrscheinlich schuldlos, denn die Umstände bürgen dafür, daß die That nicht überlegt, sondern übereilt beschlossen war, und daß keiner

ner außer den wirklichen Thätern daran Theil nahm.

6.

Befestigung der Schweizer-Freiheit. Kriege mit Oesterreich bis zur Schlacht bei Sempach. Dauerhafter Bestand der Schweizer-Republik.

Die Katastrophe, welche Kaiser Albrecht erfahren hatte, war für die verbündeten Schweizer ungemein günstig. Ihr Hauptfeind war nun aus dem Wege geräumt, die allgemeine Aufmerksamkeit ward auf andere Gegenstände gerichtet, und es fehlte an Mitteln, die sogenannten Rebellen sogleich zu bestrafen. Diese günstigen Ereignisse ließen die entschlossenen, tapferen Schweizer nicht unbenutzt, sondern sie machten davon einen weisen Gebrauch zur Befestigung ihres Bundes. Arm und frei strebten sie nicht nach Macht und Ruhm; sie wollten nur ungekränkt und ruhig leben.

Die deutsche Krone kam, zur Freude der Schweizer, nicht an einen Erben aus Albrechts Familie, sondern durch einen romanhaften Zusammenfluß von Umständen erhielt sie der Graf Heinrich von Luxemburg. Dieser trug kein Bedenken, die Rechte der drei Kantone und ihre Verbindung zu bestätigen, auch nahm er sie wieder in den Schutz des Reichs auf. Nach seinem Tode erkannten sie den Herzog Ludwig von Baiern für den rechtmäßigen Kaiser, welcher ebenfalls, wie sein Vorfahr, sowohl ihre Rechte als ihren Bund gut hieß. Darob ergrimmte niemand mehr als der Herzog Friedrich von Oesterreich. Er haßte und verfolgte alle diejenigen mit dem bittersten Groll, welche nur auf die entfernteste Weise eine Anhänglich-

keit

keit an seinen Gegner Ludwig verriethen, und die Wahl desselben begünstiget hatten. Die Schweizer konnten demnach freilich keine Rechnung auf Friedrichs Wohlwollen machen, denn sie hatten gleich anfangs dem baierischen Ludwig unzweideutige Beweise ihrer Anhänglichkeit gegeben. Friedrich beschloß daher auch, sie es empfindlich fühlen zu lassen, daß sie nicht seine Parthey genommen hatten; er fand sie aber nicht unvorbereitet. Sie vertheidigten sich mit vielem Muthe, und wagten zuweilen sogar Einfälle in Länder und Orte, die unter österreichischer Oberherrschaft standen. Unter andern hatte auch das Kloster Einsiedeln das Unglück, von ihnen heimgesucht zu werden; allein dieser Frevel wäre ihnen bald übel bekommen. Der Bischof von Costnitz belegte sie deswegen mit dem Bann, so wie Friedrich mit der Reichsacht. Aber Ludwig, der sich ihrer immer annahm, sprach die drei Kantone von der letztern los, und brachte es durch seine Vermittlung bei dem Erzbischof von Maynz dahin, daß dieser sie auch von dem Banne loszählte.

Aeußerst hierüber entrüstet, beschloß Friedrich nun ihren gänzlichen Untergang. Sein Bruder, der trotzige Herzog Leopold von Oesterreich, sollte in seinem Namen die Schweizer züchtigen und völlig außer Stand setzen, sich je wieder zu rühren. Leopold war dazu sehr bereit, und er schwur, „die Bauren mit dem Fuße zu zertreten und mit Stricken zu binden.“ Mit einem gewaltigen Heereszuge brach er gegen das Ende des Jahrs ein tausend drei hundert und fünfzehn in die engen Gebirgspässe ein, und es kam bei dem Berge Morgarten im Kanton Schweiz zu einer blutigen Schlacht. Heinrich von Hünenberg aus Zug hatte die Zeit und den Ort des Angriffs auf einen Pfeil geschrieben, und diesen nach der Schweizerwache geschleudert. Auf die erhaltene Anweisung setzten sich

die

die Eidgenossen an der Anhöhe bei einem engen Passe hinter Morgarten zur Vertheidigung, und schwuren sich unter Fasten und Beten Sieg oder Tod zu. Am Abende vor der Schlacht wurde fünfzig Verbannten von den Schweizern ihre Bitte, an der Spitze ihres kleinen Heeres sich die Verzeihung erfechten zu dürfen, eben so edel als klug abgeschlagen. Nichts desto weniger beharrten sie bei dem Entschlusse, mitzustreiten. Am folgenden Morgen stürzten sie ungeheure Stücke Holz und Felsen auf die Feinde hinunter. Ein Hagel von Steinen brachte die österreichische Reuterey in Verwirrung, Herzog Leopold wurde erschlagen, das feindliche Heer ergrief die Flucht, und die Schweizer jauchzten auf dem Schlachtfelde Siegesgesänge. In diesem Augenblicke wurde berichtet, daß der Graf von Straßberg in Unterwalden alles verwüste. Von hundert Schweizern begleitet, eilten die Unterwaldner nach Hause. Aus der Rückkehr der Fahnen konnte der Graf vermuthen, was dem Herzog begegnet seyn müßte; er rettete sich nicht ohne großen Verlust.

Hoch erfreut über diesen herrlichen Sieg und durch denselben mit neuem Muthe beseelt, schlossen sich die Schweizer noch enger an einander, und ihr Bund, vorher auf zehen Jahre geschlossen, verwandelte sich nun in einen ewigen. Auch in diesem begnügten sie sich mit eigener Schutzwehr, weit entfernt, im geringsten Oesterreichs rechtmäßige Ansprüche zu kränken. Sie schwuren: „Auf ewig zur Behauptung der Freiheit einander zu helfen; bei streitigen Kaiserwahlen gemeinschaftlich und nur auf gewisse Zeit einen Schirmherrn zu wählen; niemanden an dem schuldigen Gehorsam gegen geistliche oder weltliche Herren zu hindern, insofern nemlich solche Herren sie selbst ungekränkt lassen; ohne Vorwissen der Uebrigen in keine Unterhandlung zu treten; Bundbrüchige

und

und Verräther am Leben zu strafen; überhaupt keinen gemietheten oder fremden Richter zu nehmen; innere Streitigkeiten durch Schiedsrichter aus ihrer Mitte beizulegen." Kaiser Ludwig machte keine Schwierigkeit, diesen Bund zu bestätigen.

Das Krigsglück des tapfern Bundes reitzte manche benachbarte Stadt zum Beitritt. Die Bürgerschaft der Stadt Lucern wußte sich dem Drucke des österreichischen Hauses und seiner Aristokraten nicht besser zu entziehen, als daß sie sich den Eidgenossen beigesellte. Vergebens suchten es die Aristokraten durch eine Verschwörung zu verhindern. Eben so ein Streit zwischen Aristokraten und Demokraten führte die Stadt Zürich dem Bunde zu. Rudolph Brunn, ein kühner Anführer der gemeinen Bürger, entzog den Vornehmen die großen Vorrechte, die sie sich bisher angemaßt hatten. Aus Rachsucht schwuren die Vornehmen ihm und andern den Tod; ihr Mordplan wurde jedoch verrathen, und Brunn fand jetzt seine einzige Zuflucht in einer Verbindung zwischen Zürich und den Eidgenossen.

Oesterreich blieb bei diesen Verbindungen, und bei der Befestigung des Schweizerbundes kein gleichgültiger Zuschauer. Es ward beschlossen, die verbündeten Kantone von Glarus aus zu bekriegen, allein die Schweizer eilten dem österreichischen Ueberfalle zuvor, und nahmen die Glarner, die ebenfalls über Oesterreichs Bedrückungen klagten, in ihren ewigen Bund auf. Wenige Wochen hernach belagerten sie die Stadt Zug. Während der Belagerung der Stadt belustigte sich der Herzog Albrecht von Oesterreich zu Königsfelden mit der Jagd. Die Bürger in Zug, die um seinetwillen von den Eidgenossen verfolgt wurden, liessen bei ihm um Hülfe und Rath flehen. Bei der Audienz unterhielt er sich mit Jägern und

Hun-

Hunden, und, um weitern Zudringlichkeiten auszuweichen, wies er die Gesandten mit dem höhnischen Ansinnen von sich, „sie sollten sich eben an die Eidgenossen ergeben.“ Sie giengen hin, und traten dem Bunde bei. Mit eben so viel Großmuth als Klugheit wurden sie nicht als überwundene Feinde, sondern als Freunde und Brüder behandelt.

Am glänzendsten ward der Schweizerbund im Jahr ein tausend drei hundert und drei und fünfzig durch den Beitritt der Stadt Bern verstärkt. Diese Stadt wurde von Aristokraten beherrscht. Sie hatte den Grafen von Savoi zum Schutzherrn und Bundesgenossen, den einzigen, der damals dem Hause Oesterreich in der Schweiz das Gegengewicht zu halten im Stande war. Die Freiburger entzündeten eine offene Fehde zwischen Bern und dem benachbarten Adel. Unter Anführung Ulrichs von Erlach wurde dieser im Jahr ein tausend zwei hundert und ein und neunzig nach hartem Widerstande von den Bernern am Donnerbühel besiegt. Jetzt wagten sie es von Zeit zu Zeit, sich die einen und andern von Oesterreichs Vasallen unterwürfig zu machen. Ihren Muth unterstützten sie durch verschiedene Bündnisse, und waren dabei gute Freunde und Nachbarn der drei Kantone.

Als der gute Kaiser Ludwig von Baiern in den Bann fiel, hatten die Berner die fromme Schwachheit, ihn nicht mehr als rechtmäßiges Oberhaupt anzuerkennen. Gegen sie begünstigte er jetzt eine Verschwörung des umliegenden Adels. Ganz betroffen, boten sie sich zu jedem Vergleich an, aber ihre Bemühungen waren fruchtlos. Das Heer, welches der benachbarte Adel gegen Bern anrücken ließ, bestand aus zwei tausend Herren und Rittern, aus drei tausend gemeinen Reutern, und aus fünfzehn tausend Mann Fußvolk. Bern hatte dieser furchtbaren Macht

nicht

nicht mehr als fünf tausend Streiter entgegen zu stellen; darunter war ein kleines, aber beherztes Korps von den verbündeten Kantonen und von Solothurn. Mit Thränen in den Augen wurden in Bern die verbündeten Hülfsvölker empfangen, und die vereinigte Macht zog eilends fort zum Entsatze, unter der Anführung des tapfern Rudolphs von Erlach, der zum Feldhauptmann ernannt ward. Sie faßten Posto auf einer Höhe vor einem Walde unweit Laupen, und beobachteten den Feind, der unter den Grafen von Valangin und Nidau anrückte. Auf Seite der Berner und ihrer Bundesgenossen entstund ein rühmlicher Wettstreit; jede Parthey begehrte die Ehre des ersten rühmlichsten Angriffs. Sofort drängte sich das kleine Heldenheer, nach Empfang des heiligen Abendmahls, in Schlachtordnung. Als nun das Zeichen gegeben wurde, rannten Schleuderer auf den Feind hinab, schleuderten Steine, brachen die Ordnung und traten dann zurück. Schwere, eiserne Streitwagen fuhren mit Gerassel hinab in die gebrochene Ordnung: die Streiter auf denselben stritten wüthend, mit ihren Wagen konnten sie nicht weichen. Allein die hintersten, unerfahrne Leute, hielten die Wendung der Schleuderer für einen Anfang der Flucht, und flohen bestürzt in einen nahen Forst. Das machte zu Anfang die Gemüther unruhig, bis Erlach davon Nachricht bekam, der sogleich mit heiterer Miene unter das Volk rief: „Freude, der Sieg ist unser! alle Furchtsamen sind aus dem Heer!“ Die Flüchtlinge blieben ihre Lebetag mit Schande gebrandmarkt und hiessen Förster. Bei dem Berichte, daß von hinten mehrere ausreissen, sagte Erlach: „Desto besser! die Memmen sollen nicht bei den Tapfern bleiben; die Spreuer sind aus dem Korne gestoben.“ Erlach selbst stürzte, das Panier in der Hand, mit seinen Jünglingen unwider-

stehlich in das feindliche Fußvolk ein, mancher brave Schweizer fiel; aber endlich ergriefen doch die Feinde die Flucht. Die Beute war sehr groß. Die Berner nebst ihren Verbündeten hatten nicht viel über dreissig Mann verloren. Von dem vereinigten Adel waren bei vier tausend fünf hundert Mann umgekommen. Auf dem Schlachtfelde warfen sich die Sieger auf die Knie, um voll Andacht für den erhaltenen Sieg dem Himmel zu danken.

Wenige Jahre darauf schlossen die Berner mit den drei Kantonen einen ewigen Bund, und nun waren die sogenannten acht alten Orte beisammen. Das Band, das sie mit einander vereinigte, hatte aber keinen andern Zweck, als Vertheidigung gegen einen gemeinschaftlichen Feind. Jede Stadt und jeder Bezirk behielt seine eigene Verfassung.

Bald nach dem Beitritte der Berner zum Schweizerbunde neckte der Herzog Albrecht von Oesterreich die Kantone von neuem. Kaiser Karl der Vierte bot sich zum Schiedsrichter an. Die Schweizer wollten sich zu allem verstehen, jedoch mit Vorbehalt ihrer ewigen Bünde, allein dieser Vorbehalt war dem Kaiser nicht recht. Da trat ein biederer Schweizer im Namen der gesammten Eidgenossenschaft auf und sagte: „Wir sind einfältige Leute und verstehen uns nicht auf die Rechte, aber was wir geschworen haben, wollen wir halten.“ Sogleich ergieng an alle Bundesgenossen von Oesterreich und die Erbländer des Kaisers eine kriegerische Auffoderung. Zürich ward von Oesterreichs Heeresmacht umschlossen, und die Ufer des Sees und alle Weingärten wurden mit Feuer und Schwerdt verwüstet. Allein bei dieser Gelegenheit zeigte sich's bald, was für ein Unterschied sey zwischen Männern, welche für sich selbst, für ihre Freiheit streiten, und zwischen Vasallen, welche bloße Werkzeuge der Laune

ihres

ihres Herrn abgeben müssen. Die ganze Unternehmung lief fruchtlos ab, und der Tod des Herzogs Albrecht führte den Frieden herbei.

Die Schweizer benutzten die Zeit der Ruhe, um ihr Gebiet von fremden Obrigkeiten und Herrschaften zu reinigen, und ihm durch manche kleine Erwerbung eine schönere Rundung zu geben. Allein der alte, tief eingewurzelte Haß des österreichischen Hauses über die freiheitliebenden Schweizer ließ sich nicht immer unterdrücken, und als Leopold der Fromme Herr der Grafschaft Tyrol wurde, da vereinigten sich unter ihm ein hundert und sieben und sechzig geistliche und weltliche Herren, welche Eifersucht und Besorgniß gegen die Schweizer zur Feindschaft reizten, ihre Vernichtung zu beschleunigen.

Leopold sprengte das Gerücht aus, als wenn er Zürich belagern wollte. Die Kantone Lucern, Uri, Schweiz, Unterwalden, Zug und Glarus schickten hierauf den Zürichern sechzehnhundert Mann zu Hülfe. Nach vierzehn Tagen erfuhren sie aber Leopolds Anzug gegen die Stadt Sempach, im Kanton Lucern. Jetzt eilten sie also dahin. Leopolds Heer war nicht über vier tausend Mann stark; aber ein Haufe edler und tapferer Ritter, welche sämmtlich die Eidgenossen haßten. Ihre Erbitterung bewieß manches blutige und rauchende Denkmal, das sie auf ihrem Zuge hinter sich ließen. Von einer andern Seite kam das Schweizerheer von Zürich her aus einem Walde hervor; nicht viel über dreizehn hundert Mann, nur wenige geharnischt, und nur mit Hellebarden, breiten Schwertern und knotigen Keulen bewafnet; aber ihre gleich einem Keile zugespitzte Schlachtordnung beseelte Muth und Vaterlandsliebe. Die Oesterreicher hoften von ihrer bessern Rüstung und größern Kriegskunst ganz gewiß den Sieg. Einem alten Ritter, Ulrich

von

von Hasenburg, der mehr bei dergleichen Händeln gewesen war, ahndete ein schlimmer Ausgang des Treffens, und er rieth dem Herzog, das übrige Fußvolk zu erwarten, welches im Anmarsche war. Dieser weise Rath wurde jedoch dem behutsamen Krieger von den jüngern und raschern Helden als Furchtsamkeit ausgelegt. „O Hasenburg, du Hasenherz, rief ihm einer zu, du führst deinen Namen mit Recht. Unser wären genug für diese Bauern, und wenn wir nur halb so stark wären. Seht hier, sagte er zum Herzog, dieses Häuflein Bauren wollen wir euch heute, wie ihr es begehrt, gesotten oder gebraten überliefern.“ Als man dem Herzog rieth, sich selbst nicht der Gefahr auszusetzen, da lächelte er, und sagte zuletzt: „meint ihr, Leopold werde zuschauen, wie ihr seinetwegen sterbet? Hier in meinem Erblande, an der Spitze meines Volks will ich siegen oder umkommen mit euch, meine Ritter.“

Die Schweizer erwarteten auf einer Anhöhe, zu der nur ein schmaler Weg führte, den Angriff der Feinde. Leopold ließ seine schwer bewafneten Reuter absitzen, um sich desto besser im Streite nach der Lage des Ortes zu richten. Sie schnitten, um nicht im Gefechte gehindert zu werden, die Spitzen und Schnäbel von ihren Schuhen ab, und rückten in einer viereckigten Schaar, ihre Lanzen fest vor sich hinhaltend, gegen die Schweizer an. Ein solcher großer Haufe von lauter geharnischten Männern, mit langen, vorwärts gehaltenen Spiesen, mußte in der That einen fürchterlichen Anblick machen. Wo sollten, wo konnten die so leicht gerüsteten Schweizer hineindringen? Und dennoch wagten sie es, nachdem sie, wie gewönlich, Gott auf den Knien um Hülfe angerufen hatten. Aber schon waren auf sechzig dieser braven Leute gefallen, und die Oesterreicher wankten noch immer nicht.

Es war einen Augenblick eine traurige Rast. Da fiel der Ritter Arnold von Winkelried, aus einem alten heldenmüthigen Unterwaldner Geschlechte, auf ein verzweifeltes Mittel. Er sprang plötzlich hervor, rief laut: „Sorgt für mein Weib und meine Kinder, Freunde; gedenket meines Geschlechtes!" war blitzschnell am Feind, faßte so viele Lanzen, als er fassen konnte, begrub sie in seine Brust, und wie er denn sehr groß und stark war, drückte er sie im Fallen zu Boden. Stracks seine Kriegsgesellen über seinen Leichnam hin durch die gemachte Oefnung; da drang die ganze Säule der eidgenossenschen Macht festgeschlossen in den durchbrochenen Feind. Die Reuter in ihren schweren Panzern konnten sich kaum bewegen: viele erstickten in dem Gedränge. Jeder verkaufte sein Leben so theuer er konnte, aber die Oesterreicher konnten sich nicht retten. Leopold selbst fiel auf eine für seinen Heldenmuth sehr rühmliche Art, indem er sich, das schon zwei andern entfallene Hauptpanier ergreifend, unter die Sieger stürzte. Im Gedränge niedergerannt, konnte er sich, seiner schweren Rüstung wegen, nicht wieder empor arbeiten, und ein Schweizer, dem er vergebens zurief: „ich bin der Fürst von Oesterreich!" tödtete ihn. Auf dem Schlachtfelde lagen sechs hundert und sechs und fünfzig Grafen, Ritter und Herren, und nur zwei hundert Schweizer, deren Andenken zu Ehren eine jährliche Todtenfeier gestiftet wurde.

Diese für die Freiheit der Schweizer entscheidente Schlacht ereignete sich am neunten Julius des Jahres ein tausend drei hundert und sechs und achtzig. Auch in der Folge sandte Oesterreich noch öfter gewaltige Heere gegen sie aus, und bis gegen den Anfang des sechzehenten Jahrhunderts mußten sie zum öftern ihre Freiheit mit den Waffen in der Hand

vertheidigen: aus jedem Kampfe aber giengen sie siegreich hervor. Es vereinigten sich mit ihnen Freiburg, Solothurn, Basel, Schafhausen, Appenzell und Graubündten, kurz alle die Landschaften, die man bis auf unsere Zeit unter dem Namen der Schweiz begreift, und im westphälischen Frieden (1648) wurden sie öffentlich als ein ganz freier Staat anerkannt.

V. Unruhen in Schottland

im sechzehenten Jahrhundert.

I.

Kampf zwischen Monarchie, Aristokratie und Geistlichkeit. Würkungen der Reformation.

Schottland war im sechzehenten Jahrhundert ein trauriger Schauplatz innerlicher Unruhen und Zerrüttungen. Die Partheywuth hausete hier blutiger und wilder, als irgendwo, und das Auge des Beobachters erblickt in einem langen Zeitraume fast nichts, als ein Gewebe der unmenschlichsten Grausamkeiten und der rohesten Barbareyen. Monarchie und Aristokratie waren beständig im heftigsten Kampfe gegen einander, und drohten durch mehr als eine erschütternde Explosion dem Staate mit einer gänzlichen Auflösung. Es gab damals kein Reich in Europa, Deutschland etwa ausgenommen, in welchem der hohe Adel seine aristokratischen Verjährungen mit so viel Muth und so

ent-

entschiedenem Vortheile vertheidigt hätte. Die kleine Zahl der Adelichen, die verhältnismäßige Größe ihrer Besitzungen, eine Reihe minderjähriger Könige und tumultuarischer Regentschaften, die Verminderung der königlichen Gewalt durch Veräußerung der Krongüter, und die schädliche Einwirkung auswärtiger Mächte: das alles unterhielt fast ununterbrochen einen innerlichen Krieg, welcher die Macht des Adels immer mehr verstärkte.

In diesem Gedränge suchte die Monarchie sich dadurch zu verstärken, daß sie die Geistlichkeit in ihr Interesse zog, in deren Händen sich ohngefähr zwei Drittheile aller Grundstücke befanden. Ein natürliches Interesse knüpfte die Geistlichkeit an den Thron, indem die Besetzung aller Bisthümer und Pfründen sich unangetastet in den Händen des Monarchen befand. Dadurch erhielt aber im Grunde nur die Parteywuth und die gegenseitige Erbitterung einen größeren Spielraum. Der Adel war reich, stolz und unwissend im höchsten Grade, zu nichts geschickt als das Schwerdt zu führen, und an stete Balgereyen und Fehden gewohnt; die Geistlichkeit fein, voll Ränke, im Vergleich mit dem Adel unterrichtet, in Geschäften geübt, eben so stolz als jener, aber wenn und wo es noth that, gehüllt in heuchlerische Demuth und unersättlich in der Befriedigung ihrer Herrschsucht und Habsucht. Stellt man beide Stände mit diesen Bestrebungen, Kräften und Eigenschaften gegen einander, so scheint es überflüssig zu werden, noch näher zu entwickeln, wie Mistrauen, Mishelligkeit, selbst Fehden und blutige Verfolgungen gegenseitig zum Ausbruch kommen, und eine bleibende Erbitterung sich dadurch festsetzen mußte.

Eine neue Nahrung erhielt die Partheywuth und die gegenseitige Erbitterung von dem Tage an, da

 der

der erste Hauch des Lutherthums von England aus herüberwehte. Nirgend grief die Reformation so schnell und mächtig um sich, als in Schottland. Gierig theilte sich der Adel in die Güter der Geistlichkeit, und rief den protestantischen Geistlichen lauten Beifall zu, die dieß Verfahren aus der Schrift als rechtmäßig bewiesen, und den Katholicismus als das Werk des Satans und für himmelschreienden Götzendienst erklärten. Nirgend war aber auch der Eifer dieser Reformatoren wüthender als hier, und sie übten an den Katholiken das Wiedervergeltungsrecht mit barbarischer Strenge.

Einige Häupter des schottischen Adels schlossen im Jahr ein tausend fünf hundert und acht und fünfzig einen Bund, dessen Zweck die Ausbreitung der Reformation war. Sie nannten sich die Gemeinde des Herrn, zum Unterschied von der herrschenden Kirche, die sie des Satans Gemeinde nannten. Gestützt auf das Ansehen, das ihnen als der Gemeinde des Herrn zukäme, verordneten sie: das Gebet sollte in allen Kirchen des Königreichs in der Landessprache verrichtet werden; das Predigen und die Erklärung der heiligen Schrift sollte in Privathäusern geschehen, bis Gott die Regentinn bewegen würde, die öffentliche Predigt durch glaubige und aufrichtige Kirchendiener zu gestatten. Bevor aber dieser Befehl noch ruchbar wurde, versuchte die katholische Geistlichkeit durch einen Gewaltstreich ihr wankendes Ansehen zu stützen. Der Primas von Schottland verurtheilte einen Priester von untadelhaftem Leben, weil er die neuen Lehren angenommen hatte, zum Feuertode. Es zeigte sich aber ein so allgemeiner Abscheu vor dieser Unmenschlichkeit, daß es einige Zeit währte, ehe die Bischöfe einen weltlichen Richter zwingen konnten, das Urtheil über ihn auszusprechen. Und als seine Hinrichtung festgesetzt war, wollte niemand einen

Strick

Strick verkaufen, den Unglücklichen an den Pfahl zu binden. Der Primas war also selbst genöthigt, dieses Geräth herzugeben. Der Mann ertrug die Marter mit einer Standhaftigkeit, die Bewunderung erregte. Um seinen Abscheu vor der Grausamkeit der Priester zu zeigen, errichtete das Volk ein Denkmal von Steinen auf der Stelle seiner Hinrichtung, und sobald auf Befehl der Geistlichkeit die Steine weggeräumt waren, wurden sie wieder durch den willigen Eifer des Pöbels ersetzt.

Einige Zeit nachher zeigte das Volk seine Gesinnung auf eine Art, die den Priestern genugsam weissagte, welches Schicksal sie zu erwarten hätten. Am Feste des heiligen Aegidius, des Schutzheiligen von Edinburg, war es gewönlich, das Bild desselben in Procession herum zu tragen. Die Protestanten, welche diesen Aufzug verhindern wollten, fanden Mittel, am Vorabend dieses Festes das Bild aus der Kirche wegzunehmen, und sie ergötzten sich an der Vorstellung des Erstaunens und der Verlegenheit seiner Verehrer. Indessen machte die Geistlichkeit geschwind ein neues Bild, das vom Volke zum Spott St. Aegidius der Jüngere genannt ward; und dieses trugen sie durch die Straßen, unter Begleitung aller Geistlichen der Stadt und der Nachbarschaft. Die Gegenwart der Regentinn hielt zwar die Menge während des Gottesdienstes im Zaum, allein sobald sie aus der Kirche gegangen war, warf es sich über das Bild her, schleppte es im Kothe herum und zertrümmerte es. Die Flucht und das Schrecken der Priester, die in der größten Angst den Gegenstand ihrer Andacht verließen, waren die Quelle eines allgemeinen Spottes und Gelächters.

Die Gemeinde des Herrn, durch neue Glieder verstärkt, that bald entscheidendere Schritte. Sie

verlangte von der Regentinn eine Verbesserung der Kirche, und besonders des gottlosen, abscheulichen und ärgerlichen Lebens der Geistlichen. Allein auf den Antrieb Frankreichs, das die Schritte der Regentinn lenkte, beschloß sie, das königliche Ansehen durch eine nachdrückliche Ausübung ihrer Macht wieder herzustellen. Sie ließ die angesehensten protestantischen Lehrer vor die Rathsversammlung zu Stirling fodern. Da aber die Anhänger derselben in großer Menge dahin zogen, um ihre Lehrer zu schützen und ihnen beizustehen, so besorgte sie einen Aufstand, und zerstreute das Volk durch das Versprechen, daß nichts zum Nachtheil der Geistlichen verfügt werden sollte. Dieses Versprechen ward aber nicht gehalten, denn alle Prediger wurden für Rebellen erklärt, weil sie nicht erschienen wären. Dieses übereilte Verfahren machte das Volk wüthend, und brachte es zu dem Entschlusse, die Waffen zu ergreifen, und wider die Geistlichkeit der herrschenden Kirche das Aeußerste zu wagen.

In dieser kritischen Zeit kam John Knox, ein protestantischer Geistlicher und fanatischer Eiferer für die neue Glaubenslehre, wieder nach Schottland, von wo er einige Jahre zuvor vertrieben worden war. Während alle Gemüther in der heftigsten Gährung waren, bestieg er zu Perth die Kanzel, predigte mit seiner gewönlichen Heftigkeit gegen die Abgötterey, und andere Greuel der römischen Kirche, und reitzte seine Zuhörer, für die Ausrottung derselben das äusserste zu wagen. Ein Priester war nach dieser Rede so unvorsichtig, seinen Schrank mit Bildern und Reliquien zu öffnen, und sich zum Messelesen anzuschicken Die Zuhörer, zu jeder rasenden Unternehmung angefeuert, wurden so wüthend, als ob dieser Anblick ihnen gar nicht gewönlich gewesen wäre. Sie fielen den Priester grimmig an, brachen die Bilder in Stücken,

cken, zerrissen die Gemälde, stürzten die Altäre nieder, warfen die heiligen Gefässe umher, und liessen kein Geräth des abgöttischen Dienstes, wie sie es nannten, ganz und unzerbrochen. Darauf rannten sie in vermehrter Anzahl, und mit verstärkter Wuth nach den Klöstern der grauen und schwarzen Brüder, die sie in einem Augenblicke plünderten. Die Kartheuser erfuhren dasselbe Schicksal, und der Pöbel begnügte sich nicht, die Mönche zu berauben und hinaus zu jagen, sondern er ließ auch seine Wuth an den Gebäuden aus, die solchen Greueln zum Aufenthalte gedient hatten, und in Kurzem blieb nichts stehen, als die Mauren dieser stattlichen Gebäude.

Aufgebracht über diese Gewaltthätigkeiten, brachte die Regentinn eine Armee zusammen, und rüstete sich, die Rebellen zu züchtigen. Sie hatte ungefehr zwei tausend Franzosen, nebst wenigen schottischen Völkern, und die Anhänger der katholischen Geistlichkeit. Allein da die Reformirten den Truppen der Regentinn eine größere Zahl entgegen setzten, so gerieth sie darüber so in Schrecken, daß sie auf der Stelle einen Vergleich antrug. Der Friede wurde auf Bedingungen geschlossen, welche die Reformatoren pünktlich erfüllten; sie zogen sich zurück, und enthielten sich aller Ausschweifungen. Die Regentinn aber kam, dem Vergleich zuwider, mit der französischen Besatzung in die Stadt Perth, und noch waren nicht drei Tage verflossen, als schon die Obersten von der Gemeinde des Herrn enthauptet, die vornehmsten Bürger verwiesen, andere zu starken Geldbußen verurtheilt, die obrigkeitlichen Personen ihrer Aemter entsetzt, neue Regeln eingeführt, und vier französische Kompagnien in der Stadt Perth zurückgelassen wurden mit dem Befehl, keinen andern als den römischen Gottesdienst daselbst zu dulden. So bald sich diese Nachrichten

verbreiteten, so begieng das aufgebrachte Volk neue Gewaltthätigkeiten. Es rieß die Altäre von Perth und von Cowper um, plünderte an mehreren Orten die Klöster, und machte sie dem Erdboden gleich. Nirgend fand sich ein vermögender Widerstand, und der empörte Haufe nahm seinen Weg nach Edinburg, dessen Einwohner ihm froh die Thore öffneten.

Die Regentinn, gedrängt von ihren rebellischen Unterthanen, suchte neue Unterstützung in Frankreich, und es landete ein französisches Heer an der schottischen Küste. Jetzt sahen sich auch die Reformirten nach fremden Schutze um, und fanden ihn bei der Königinn Elisabeth von England. Im Januar des Jahres ein tausend fünf hundert und sechzig erschien eine englische Flotte an den schottischen Küsten; die Truppen landeten, giengen auf die Franzosen los, und zwangen sie zu kapituliren. Die Regentinn war kurz zuvor gestorben, und es ward nun mit den schottischen Ständen ein Friede vermittelt.

2.

Schicksale der Maria Stuart in Frankreich.

Ihre Ankunft in Schottland.

In ganz Schottland waren die Gemüther noch in der heftigsten Gährung, und der Fanatismus und die gegenseitige Erbitterung warteten nur auf eine Gelegenheit, um wieder zu den Waffen zu greifen, als ein neues Ereigniß die allgemeine Aufmerksamkeit fesselte. Ein liebes, jovialisches, für Freude und Lebensgenuß empfängliches, nur von Wohlwollen, Anbetung und Bewunderung genährtes Weib, wurde von den Wellen des Schicksals von Frankreich nach Schottland her-

herüber geworfen, um das Staatsruder zu ergreifen, und mit eben so viel Kraft als Weisheit zu regieren. Sie sollte rasch und kühn durch alle Klippen und Strudel der Herrschsucht, des Stolzes, der Roheit, Heucheley, des Religionseifers und wilden Fanatismus hinsegeln, welche sie überall umgaben.

Dieses Weib war Maria Stuart, eine Tochter König Jakobs des Fünften von Schottland, der schon fünf Tage nach ihrer Geburt gestorben war. Sein Tod rief die neugebohrne Prinzessinn, nach dem alten Herkommen Schottlands, auf den Thron, und schon in der Wiege bekam sie zwei zur Regierung bestimmte Prinzen zu Freyern, Eduard den Sechsten aus England und Franz den Zweiten aus Frankreich. Der Engländer mußte diesesmal dem Franzosen, dessen Verwandtinn die Mutter war, nachstehen. Die Prinzessinn Maria wurde schon in ihrem sechsten Jahre nach Frankreich gebracht, und daselbst am Hofe Könnig Heinrichs des Zweiten erzogen. Mit den seltensten körperlichen Reitzen entwickelten sich auch in ihrem Geiste ausgezeichnete Talente. In ihrem vierzehenten Jahre hielt sie vor dem ganzen Hofe eine lateinische Rede, in welcher sie die Anlagen der Weiber für Künste und Wissenschaften zu beweisen suchte, und in jeder Lebenslage bewies sie sich als Freundinn der Wissenschaften. Kaum hatte sie das sechzehente Jahr erreicht (1658), so wurde ihre Vermählung mit Franz dem Zweiten vollzogen, und da um eben diese Zeit die Königinn Maria von England gestorben war, so schien der Fall eintreten zu können, daß die schottische Maria ihr Scepter nicht nur über Schottland und Frankreich, sondern auch über England und Irland würde verbreiten können. Zwar war hier mit allgemeinem Jubel die berühmte Elisabeth zur Königinn erhoben worden. Allein Maria hielt dieselbe für keine rechtmäßige

Toch-

Tochter ihres Vaters, und nie konnte sie dahin gebracht werden, ihren vermeintlichen Ansprüchen auf den englischen Thron bestimmt zu entsagen. Sie führte zugleich den Titel und das Wappen von England — Ursache genug für Elisabeth, mit ihrer Baase zu zürnen, der sie schon darum nicht gut war, weil von der Schönheit derselben so viel Rühmens gemacht wurde. Darum hatte sie auch so bereitwillig die schottischen Reformatoren gegen die Regentinn, Mariens Mutter, in Schutz genommen.

Alle Liebkosungen, welche das Glück bisher an die schöne Maria verschwendet hatte, verwandelten sich plötzlich in die bittersten Kränkungen. Sie genoß nur ein Jahr und fünf Monate das Glück, Königinn von Frankreich zu seyn. Ihr Gemahl Franz starb schon in seinem achtzehenten Jahre, und Maria sah sich bald durch eine Reihe bitterer Kränkungen, die ihr am französischen Hofe widerfuhren, genöthiget, ihr geliebtes Frankreich mit dem rauhen Schottland zu vertauschen, wo seither das Feuer der Zwietracht so viel Verheerungen angerichtet hatte, und wo die Verschiedenheit in Religionsmeinungen von neuem in die heftigsten Explosionen auszubrechen drohte.

Obgleich Maria fest an den Grundsätzen der katholischen Religion hielt, so hatte sie doch keineswegs die Absicht, sich dem Fortgange der neuen Religion in ihren Staaten zu widersetzen. Sie sah wohl ein, daß die katholische Parthey die schwächste war; Schottlands Unglück unter der Regentschaft ihrer Mutter, und der Unterricht, den sie kurz vor ihrem Tode für ihre Tochter aufgesetzt hatte, befestigten sie in den Grundsätzen der Toleranz. Indeß sie sich mit den Zurüstungen zu ihrer Abreise, und mit den Sachen, die sie noch in Frankreich zu beendigen hatte, beschäf-

tigte,

tigte, ließ sie bei Elisabeth um die Erlaubniß ansuchen, durch England gehen zu dürfen. Diese würde keine Schwierigkeit gemacht haben, dieß zu erlauben, wenn Maria sich hätte entschließen wollen, ihre Ansprüche auf den Titel und die Wappen einer Königinn von England aufzugeben. Allein die schottische Königinn wollte nicht auf Ansprüche Verzicht thun, die sie geltend zu machen gedachte, im Fall Elisabeth einmal ohne Kinder sterben würde. Die Reise durch England ward also verweigert.

Je näher für Marien der Tag ihrer Abreise kam, um so schwerer ward ihr die Trennung. Es war der zehente August des Jahres ein tausend fünf hundert und ein und sechzig, als sie zu Calais an Bord des Schiffes gieng, das sie nach Schottland bringen sollte. Sie war neunzehn Jahr alt, und seit nicht gar einem Jahre Witwe. Indem sie in ihr Schiff stieg, vergoß sie häufige Thränen. Frankreich war durch Erziehung und Sitten ihr Vaterland geworden. Sie konnte ihr bevorstehendes Unglück nicht vorhersehen; aber sie verließ ungern Oheime, die für ihre Kindheit Sorge getragen hatten, eine verfeinerte und geistvolle Nation, ein glückliches Klima, um ein unfruchtbares Land zu bewohnen, und über grobe Menschen zu regieren, die eben so unausgebildet waren als ihre Felsen. Die Thränen derer, von welchen sie bisher bedient worden war, und denen sie ein so angenehmes Schicksal bei sich verschafft hatte, vermehrten ihren Schmerz. So lange ihr das Licht die Aussicht auf den französischen Boden verstattete, waren ihre Blicke ununterbrochen auf diesen geliebten Gegenstand gerichtet. Als die in das Meer hinabgesunkene Sonne dem Dunkel der Nacht Platz gemacht hatte, befahl sie, ihr ein Lager unter freiem Himmel zu machen; zugleich sagte sie dem Steuermann, wenn am

Mor-

Morgen das Land ihnen noch sichtbar wäre, so sollt' er sie wecken lassen. Die Ruhe der Winde ließ das Schiff nur eine kleine Strecke zurücklegen. Der folgende Morgen zeigte noch Frankreich innerhalb des Gesichtskreises. Maria wurde aufgeweckt, verließ ungesäumt ihr Lager, und richtete wieder unverwandte Blicke nach dem geliebten Lande. Endlich, als Frankreichs Küsten aus ihren Augen verschwanden, rief sie weinend: „Lebe wohl, lebe wohl, liebes Land! ich werde dich nie wieder sehen."

Ein günstiger Wind brachte sie nach Schottland: das Meer drohte ihr keine Gefahr, allein mehrere englische Schiffe kreuzten in der Meerenge. Man glaubt allgemein, daß Elisabeth dieselben abgeschickt hatte, um Marien zu überfallen und nach England zu führen, um mit Gewalt von ihr zu erhalten, was sie aus freier Entschließung nicht bewilligen wollte. Es ist gewiß, daß eines von Mariens Schiffen, worauf ein schottischer Graf war, von dem Befehlshaber der englischen Flotte angehalten, und augenblicklich wieder losgelassen wurde. Ein dicker Nebel verhüllte das Schiff der Königinn, setzte es aber zugleich in Gefahr, gegen die Klippen zu scheitern. Sie schien wenig darauf zu achten, und gleichgültig wegen ihres Lebens zu seyn. Als sie davon benachrichtiget wurde, rief sie aus: „Wenn meinem Volke nichts an meinem Leben läge, was sollten mich dann die Klippen bekümmern?"

Nach einer sechstägigen Fahrt kam sie in dem Hafen von Leith an. Die Nachricht von ihrer Liebenswürdigkeit, von ihrer freundlichen Gesprächigkeit und von ihrer reitzenden Schönheit war ihrer Ankunft in ihrem Reiche längst zuvor geeilt. Daher drängte sich auf die Nachricht von ihrer Annäherung alles zu dem Hafen. Wen nicht die Neugierde hinführte, den

spor=

spornte der Eigennutz, welcher künftig Gewinn von der Zuneigung und Gnade der Königinn hoffte. Sie wurde allgemein mit frohem Jubel empfangen, und ihre Unterthanen sahen sie als ein Geschenk des Himmels an. Ihre blühende Jugend und die entzückende Schönheit ihrer Person empfahlen sich noch mehr durch ihre Gesprächigkeit, durch die Artigkeit ihres Betragens, und die Feinheit ihres Verstandes. Wirklich schien der reitzenden Fürstinn nichts zu fehlen, um ihr Ansehen bei allen Klassen ihres Reichs beliebt zu machen. Sie war die einzige in Europa, die das Beispiel der Toleranz gab. Von ihrer Religion überzeugt, befahl sie ihren Unterthanen nicht, wie sie zu denken, und foderte nichts von ihrer Gefälligkeit, als die Erlaubniß, die von ihrer Vernunft gebilligte Gottesverehrung zu befolgen. Ihre Person und ihr Charakter schienen ganz geschaffen zu seyn, den Charakter und die Sitten dieses noch rohen Volkes zu mildern; sie schien dazu gebohren es aufzuklären, und ihm zu zeigen, daß die Menschen in der Gesellschaft wesentlichere und ihrer würdigere Pflichten zu erfüllen haben, als Krieg und Jagd; daß Liebe zu den schönen Künsten und Wissenschaften die Leidenschaften zähmt, und Stunden friedlichen Genusses, die der allgemeinen Ordnung nicht nachtheilig, und der Gesellschaft nützlich sind, an die Stelle ihres tumultuarischen Feuers setzt. Und weil die Schotten lang der Gegenwart ihrer Monarchinn beraubt gewesen waren, und sie je wieder zu sehen verzweifelten, so schien ihre Ankunft allgemeine Zufriedenheit zu bewirken, und bei Hofe zeigte sich nichts, als Zeichen der Zufriedenheit und feierliche Freude.

3.

Gewaltsame Schritte der protestantischen Geistlichkeit. Eitelkeit der Königinn Elisabeth von England.

Die ersten Maaßregeln, welche Maria ergrief, bestätigten die guten Vorurtheile, die man von ihr gehegt hatte. Sie zeigte in der Einrichtung ihrer Staatsverwaltung eine Klugheit, die weit über ihr Alter gieng, und Bewunderung verdiente bei einer unter Festen und in den Freuden eines wollüstigen Hofes erzogenen Fürstinn. Bei der ersten Versammlung ihres Konseils verstattete sie die Einführung der reformirten Religion, und versprach, sich nie dem von den Ständen und der Nation gewählten Gottesdienste zu wiedersetzen: allein sie verlangte, daß es ihr, als Monarchinn, frei gelassen würde, andern Grundsätzen zu folgen, und in ihrem Pallaste Messe lesen zu lassen.

Obgleich ihre vornehmsten Räthe die eifrigsten Anhänger der reformirten Religion waren, so hielten sie doch dafür, daß ihrer Königinn diese Freiheit nicht verweigert werden könne: allein die protestantischen Kirchendiener, die aus persönlichem Eigennutz und aus Partheygeist heftiger waren, reitzten das Volk zum Murren und die Großen zum Aufstande. Dazu benutzte man selbst den Tag, da Maria ihren feierlichen Einzug in Edinburg hielt. Sie zog durch ihre Schönheit aller Blicke auf sich; das Volk sah sie mit einem Gefühl von Bewunderung und Freude, welches aber von den protestantischen Predigern geschwächt wurde, die der Menge Furcht einzuflößen suchten. „Sie ist katholisch, sagten sie, die Unruhen können von neuem aufleben.“ In der That brachte auch dieser

ser der Pracht des höchsten Ranges geweihte Tag, Marien sehr schmerzhafte Gefühle. Ein Kind von sechs Jahren, das aus einer Wolke stieg, überreichte ihr die Schlüssel zu der Festung, und sagte einige Verse zu ihrem Lobe her; damit aber diese Ehrfurchtsbezeugung sie nicht verblenden möchte, überreichte ihr eben dieses Kind eine Bibel und ein Psalmbuch zum Gebrauch der Protestanten, und man machte sie aufmerksam auf die Mahlereyen des Saals, worinn sie sich befand, welche den Untergang Coras, Dathans und Abirams, und das Bild anderer von Gott über die Götzendiener verhängter Strafen vorstellten.

Den ersten Sonntag, da Maria in ihrer Kapelle wollte die Messe lesen lassen, war eine Art von Aufruhr in Edinburg. Mit großer Schwierigkeit hatte sie dazu die Erlaubniß erhalten; und hätte das Volk nicht befürchtet, sie möchte im Weigerungsfall sogleich wieder nach Frankreich zurück kehren, so hätte man ihr selbst diese billige Foderung versagt. Als aber die Bilder, Gefäße, Kerzen und was zur Pracht des katholischen Gottesdienstes gehört, in die Hofkapelle getragen wurde, so bemächtigte sich ein Mensch aus dem gemeinen Haufen der Kerzen nnd zerbrach sie, und andere machten schon Miene, den Bildern und Gefäßen ein gleiches Schicksal widerfahren zu lassen. Nur die Dazwischenkunft einiger vernünftigen Männer verhinderte es. In den Augen der protestantischen Eiferer war der katholische Gottesdienst in der Hofkapelle ein Gräuel, der ohnmöglich geduldet werden könnte; sie donnerten auf ihren Kanzeln heftig auf denselben los, nannten ihn einen Götzendienst und einen todeswürdigen Abscheu. Es ward auf der Kanzel behauptet, eine Messe wäre schrecklicher, als zehen tausend Bewafnete, die im Königreiche landeten und

einbrächen. Die gewöhnlichen Gebete in den Kirchen waren des Inhalts: „Gott möchte das Herz der Königinn lenken, welches widerspenstig gegen ihn und seine Wahrheit wäre; oder wenn sein heiliger Wille es anders beschlossen hätte, so möchte er die Herzen und Hände der Auserwählten stärken, sich der Wuth aller Tyrannen kühn zu widersetzen.“ Ja es ward öffentlich die Frage aufgestellt: „ob diese Fürstinn, als eine Abgötterinn, auch in weltlichen Dingen einige Macht hätte?“ Der Rath von Edinburg lieferte ein würdiges Gegenstück zu der Unverschämtheit und Kühnheit der Priester, indem er durch eine Bekanntmachung „alles gottlose Gesindel des Antichrists, des Pabstes, als Priester, Mönche, Fratres, mit allen Ehebrechern und Hurern“ aus dem Weichbilde der Stadt verbannte. Als der geheime Rath der Königinn diesen unverschämt-dreusten Rath absetzte, so hieß es, die Königinn wäre durch eine Sympathie ihrer eigenen Sitten bewogen worden, Ehebrecher und Hurer in Schutz zu nehmen. Das freiere Betragen der Königinn, und ihr Hang zu französischen Hoflustbarkeiten, dergleichen in dem rohen Schottlande bisher unerhört gewesen waren, wurden als höllische, sündhafte Gaukelspiele verflucht.

Alle Verwegenheit des Volks kam nicht in Vergleichung mit der Unverschämtheit der fanatischen Prediger. Sie suchten recht eigentlich ihren Stolz darinn, der liebenswürdigen Fürstinn ins Angesicht verächtlich zu begegnen. Die Kirchenversammlung machte eine Vorstellung, worinn sie ihr sagte: ihre Messe wäre ein unächter Gottesdienst, die Quelle aller Gottlosigkeit, und der Ursprung aller Uebel im Reiche; die Misbräuche der Regierung seyen so ausschweifend, daß Gott nothwendig in seinem Grimme das Haupt und den Körper schlagen müßte,

wenn nicht schleunige Vorkehrungen dagegen getroffen würden.

An der Spitze der tollen Eiferer stund Knox, der ein unumschränktes Ansehen in der Kirche besaß; ein Held in der beschimpfenden Aufführung gegen die Monarchinn. Er hielt sich Kraft seines Amtes zu allen Frechheiten berechtigt, und gefiel sich recht in der ungebundensten Impertinenz. Seine Predigten waren nichts als wüthende Schmähreden gegen die Königinn, die er gewönlich nur die Jesabel nannte. Maria bestrebte sich durch die gnädigste Herablassung, die Gunst des blinden Eiferers zu gewinnen, aber alle ihre Gefälligkeiten vermochten nichts über sein verhärtetes Herz. „Wenn ihr etwas an meinem Betragen auszusetzen habt, sagte sie zu ihm, so zeigt es mir ohne Rückhalt an; aber sagt es mir allein, und erniedrigt mich nicht durch öffentliche Vorwürfe in den Augen meines Volks.“ Allein Knox antwortete: „Madame, kommen Sie in unsere Kirchen, da werden Sie das wahre Evangelium hören; mein Amt legt mir nicht auf, es jedem besonders zu verkündigen, dazu hab' ich weder Zeit noch Beruf.“ Doch kam er wirklich einige mal, und setzte mit seiner donnernden Beredsamkeit die arme Maria so in Angst, daß sie bittere Thränen vergoß, an die sich aber der Eiferer gar nicht kehrte.

Maria war an die freien Sitten einer aufgeklärten Nation gewöhnt; es herrschte eine Fröhlichkeit um sie her, die bis dahin am schottischen Hofe unbekannt gewesen war. Die Prediger, aufgebracht über unschuldige Freuden, woran sie, wenigstens öffentlich, keinen Antheil zu nehmen wagten, eiferten von der Kanzel gegen die Ergötzungen der Königinn und ihrer Damen; ihr Putz, feiner gewählt als der Putz der andern Schottländerinnen, ihre Manieren, die der ver-

führerische Reitz, den Maria den ihrigen zu geben wußte, angenehm zu machen anfieng, reitzten den Zorn der Fanatiker. Sie verkündigten laut, daß die Rache des Himmels über ihr, über dem Hofe, und über dem ganzen Königreiche schwebte. Das Volk ward durch ihre Reden erbittert, und widerstand der Macht der Reitze, der Sanftmuth und der Leutseligkeit seiner Monarchinn; es fürchtete, was ihm unaufhörlich wiederholt wurde, daß unter diesem verführerischen Aeußern und diesem herablassenden Betragen Fallstricke verborgen seyn möchten. Ohngeachtet des bittern Schmerzes, den Maria über ein so unwürdiges Verfahren empfinden mußte, änderte sie doch nicht ihren gefaßten Plan, ihre Unterthanen durch Milde und Wohlthätigkeit zu gewinnen. Sie wählte zwölf Protestanten zu ihren Räthen, gab ihnen die ehrenvollesten Beweise von Vertrauen und Freundschaft, und ließ ihnen völlige Freiheit, alles, was sie konnten, zur Beförderung der Reformation beizutragen. Kein Römischkatholischer hatte Theil an ihrem Vertrauen; sie hielt sie immer weit von sich und von der Staatsverwaltung entfernt. Das alles schützte sie aber nicht vor Verunglümpfungen. Die Eiferer sagten, das sey nichts als Verstellung und Heucheley, und wenn die Königinn sich erst zur unumschränkten Beherrscherinn erhoben hätte, dann würde sie nicht säumen, den wahren Glauben mit Gewalt zu unterdrücken.

Jetzt erinnerte sich Marie mit innigem Schmerz an die Annehmlichkeiten ihres vorigen Lebens. Jeden Augenblick fand sie Veranlassung es zu bedauren, daß sie das Land verlassen hätte, von dessen Sitten sie in ihrer frühesten Jugend die ersten Eindrücke bekommen hatte. Beleidigungen ausgesetzt, die wohl nicht leicht eine Souverainin erfahren hatte, erschreckt durch die Ungewitter, welche sie um sich her aufsteigen sah,

hofte

hofte sie in der Königinn Elisabeth von England eine Stütze zu finden. Sie suchte daher dieselbe auf allerlei Art zu gewinnen, und ihr günstigere Gesinnungen einzuflößen. Elisabeth äußerte anfangs viel gnädiges Wohlwollen, allein sie wurde wieder in eine unangenehme Stimmung versetzt, als der schottische Gesandte den Wunsch äußerte, Elisabeth möchte, im Fall sie ohne Kinder stürbe, die Königinn von Schottland zur Erbinn des Königreichs erklären. „Es ist mir zwar nie in Sinn gekommen, sagte sie zu dem Gesandten, die Königinn von Schottland von meiner Erbschaft auszuschließen, allein sie irrt sich, wenn sie die Bande ihrer Freundschaft dadurch fester zu schliessen glaubt, daß sie sich als Erbinn des Königreichs erklären ließe. Fürsten sehen ihre Nachfolger selbst in ihren eigenen Ländern nie ohne Unruhe; ich würde mich dem Wankelmuth des Volks aussetzen, und mich wenig sicher auf meinem Throne glauben, wenn ich eine so benachbarte Fürstinn zur Erbinn erklärte. Weder Garantie noch irgend ein Gesetz würde mich vor der Gefahr schützen können. Fürsten, die auf die Erbschaft eines Königreichs hoffen, halten sich selten in den Grenzen der strengen Billigkeit, und ich würde mich nie in Frieden glauben, wenn mein Nachfolger bekannt wäre."

Die schottische Königinn ließ sich nach dieser Erklärung doch keine Mühe verdrießen, die Gunst ihrer Baase zu gewinnen, und brachte es dahin, daß diese wenigstens die Larve einer herzlichen Freundschaft vor das Gesicht nahm, und daß beide mit einander einen wöchentlichen Briefwechsel unterhielten, worinn Elisabeth ungemein viel Freundschaft und Wohlwollen äußerte. Allein in ihrem Herzen herrschten ganz andere Empfindungen. Sie, die an Geist und Geschicklichkeit alle Frauen übertraf, diese Königinn, die so

 klug

klug und zurückhaltend war, daß sie auch nicht ein unnützes Wort sprach, nie einen unsichern Schritt wagte, konnte ihren Haß nicht verbergen, sobald nur der Name Maria Stuart ausgesprochen wurde. So sehr auch das Verlangen zu gefallen sie beherrschte, so sehr sie immer auf Anmuth in allen ihren Bewegungen studirte, so sorgfältig sie sich befließ, ihre Reize zu vermehren, und durch das Sanfte in ihrer Stimme und ihren Blicken zu rühren, so gerieth sie doch augenblicklich in Zorn und antwortete mit Heftigkeit, sobald ihren Hofleuten ein Wort entfiel, das auf die Königinn von Schottland und eine Vergleichung zwischen ihr und dieser Fürstinn zu gehen schien. Sie legte sich mit der emsigsten Sorgfalt auf die Künste, worinn sie Marien geübt wußte; und wenn die Lobsprüche, die ihr gegeben wurden, nicht die Idee ihrer Ueberlegenheit über ihre Nebenbuhlerinn erweckten, so konnte sie kaum den geheimen Verdruß verbergen, den sie darüber empfand.

Maria hatte einst an Elisabeths Hof einen schottischen Lord gesandt, um das gegenseitige gute Vernehmen zu befestigen. Der Gesandte war ein sehr gebildeter Weltmann, der sich durch feine Schmeicheley bei Elisabeth ungemein beliebt zu machen wußte. Sie vergaß im Gespräch mit ihm ihre gewönliche Verstellung, und verrieth die ausschweifendste Eifersucht. Sie machte verschiedene Fragen an ihn über die Länder, die er besucht hätte; er redete davon mit vieler Anmuth, und rühmte, indem er von politischen Betrachtungen auf blos angenehme Gegenstände der Neugier übergieng, diejenigen Trachten der Frauenzimmer, die er den Annehmlichkeiten des Wuchses und der Gestalt am günstigsten gefunden hatte. Seit dem Augenblicke zeigte sich ihm Elisabeth nicht anders mehr, als in den verschiedenen Kleidungen, welche in den

Ländern, wo er gewesen war, getragen wurde. Zuletzt fragte sie, welche Tracht er ihr am vortheilhaftesten fände? Der feine Hofmann entschied für die italiänische, weil sich dazu ihr wallendes Haar am besten ausnehme. Er wußte nemlich, wie eitel sie auf diesen Theil ihrer Schönheit sey, obgleich ihr Haar mehr roth als gelb war. Bei jedem Vorzug, den er an ihr lobte, fragte sie sogleich, ob auch die Königinn von Schottland denselben besäße, und in welchem Grade; und sie konnte ihren Verdruß nicht bergen, wenn die Antwort für sie nicht günstig ausfiel. Endlich verlangte sie zu wissen, welche von ihnen beiden wirklich die schönste wäre. Der schlaue Hofmann antwortete, ohne eine Verlegenheit zu zeigen, Maria wäre die schönste Person in Schottland, und Elisabeth die schönste in England. Ein anderer Gegenstand ihrer Neugier war der, zu wissen, welche von beiden den schönsten Wuchs hätte. Der Gesandte gestand hierinn den Vorzug Marien zu. „Sie ist also zu groß, erwiederte Elisabeth lebhaft, denn meine Taille ist vollkommen proportionirt.“ Als sie ferner von ihm hörte, daß Maria auch mit Fertigkeit die Harfe spiele, ein Talent, auf welches sie selbst sich etwas einbildete, befahl sie heimlich einem ihrer Vertrauten, den Lord an einem Morgen, wie durch Zufall, vor der Thür ihres Kabinets vorbei zu führen. Es geschah, und der Gesandte hörte, wie emsig sie sich auf ihrer Harfe zerarbeitete. Er war Schalk genug, um ihre Thüre zu erbrechen, und sich, wie vom Entzücken berauscht, zu ihren Füßen zu stürzen. Elisabeth spielte einige Augenblicke die Bestürzte und Zornige, ließ sich aber durch seine Schmeicheleyen so schnell besänftigen, daß sie bald darauf die Frage wagte, ob seine Königinn wohl auch so spielen könne, welches natürlich verneint wurde.

Als der Gesandte die Königinn von England ganz kennen gelernt hatte, gieng er nach Schottland zurück, und konnte nach seiner besten Ueberzeugung seiner Königinn keinen andern Rath geben, als den, sich vor der Elisabeth zu hüten, und keiner noch so feierlichen Freundschaftsversicherung von dieser eitlen und eifersüchtigen Nebenbuhlerinn zu trauen.

4.

Geschichte des Tonkünstler's Rizzio.

Die Lage der armen Königinn Maria war fortdaurend die traurigste. Alter, Stand und Erziehung lockten sie zur Freiheit und Munterkeit, aber jeder Freudengenuß ward ihr durch die fanatische Strenge der Reformatoren verbittert. Diese ungerechte Härte verleitete sie allmählich auf Abwege, welche am Ende die Unzufriedenheit rechtfertigten, die man ihr anfangs unverdient bewiesen hatte. Ohne sich um die Stimme der Nation ferner zu bekümmern, folgte sie ihren Neigungen zu sinnlichen Lustbarkeiten, und fiel von einem Fehltritt in den andern.

Ein italiänischer Abentheurer, Namens David Rizzio, war die Person, dem Maria ihre Zuneigung schenkte, und in dessen vertrauten Umgange sie sich für den Unmuth entschädigte, den ihr der Thron brachte. Dieser Rizzio war der Sohn eines armen Musikers zu Turin, der die Anlagen seines Sohnes zu einem guten Sänger bestens ausbildete, damit er einmal bei einem Fürsten sein Brod finden könnte. Der Knabe lernte auch einige Instrumente ganz ordentlich spielen, und da er hörte, daß an dem Hofe des Herzogs von Savojen zu Nizza mit der Musik etwas zu verdienen

sey,

sey, so bat er seinen Vater, als er herangewachsen war, um die Erlaubniß, dort sein Glück versuchen zu dürfen. Der Vater freute sich dieser ersten Spur des Unternehmungsgeistes seines Sohnes, er packte ihm seine Noten, Instrumente u. s. w. zusammen und David Rizzio gieng, mehr von dem Segen seiner Eltern als ihrem Gelde unterstützt, lustig wie ein Tonkünstler und voll angenehmer Ideen des Glücks, das ihn erwartete, nach Nizza ab. Jung wie er war, glaubte er am Hofe sogleich angestellt zu werden; allein wie sehr erstaunte er, als er hier eine Menge junger Menschen vorfand, die zum Theil weit geschickter in ihrem Fache, zum Theil mit mächtigen Empfehlungen an die vornehmsten Personen des Hofes versehen waren. Er klopfte bald hier bald dort an, man versprach ihm auch Unterkommen zu verschaffen, allein er lernte die Hofsprache bald verstehen, da er sah, daß trotz dieses oft wiederholten Versprechens sich kein Platz für ihn fand, sein weniges Geld immer mehr schmolz, und die Aussichten für ihn an einem völlig fremden Orte, wo er niemand als die Genossen seines Elends kannte, nicht die reitzendsten waren.

Während der arme Rizzio mit allen Drangsalen kämpfte, die im Gefolge einer freudenlosen Dürftigkeit sind, schien ihm nichts übrig zu bleiben, als nach Turin zurück zu kehren. Allein theils war es die Schaam, die ihn zurück hielt, sich wieder an einen Ort zu wenden, den er nur erst kürzlich verlassen hatte, theils dünkte es ihm, daß seine Erscheinung im väterlichen Hause, wo eine starke Zahl von kleinen Geschwistern seine dortige Existenz erschwerte, für den armen Vater eine Last mehr seyn würde.

In dieser traurigen Lage gieng er als Bedienter in die Dienste des herzoglichen Gesandten, der so eben

im

im Begriff war, nach seinem Gesandtschaftsposten in Schottland abzureisen, und begleitete seinen Herrn in dieses Reich. Der Gesandte kehrte aber von da früher wieder nach Hause zurück, als es dem Rizzio lieb war; er ließ sich daher seinen Abschied geben und blieb in Schottland zurück, in der Hofnung, hier endlich durch seine Stimme sein Glück zu machen, weil er gehört hatte, daß die Königinn den Gesang liebe. Um sich den Weg zu ihr zu bahnen, bat er sich von den Hofsängern, welche meistens Franzosen waren, die Erlaubniß aus, in ihrer Mitte vor dem Hofe Proben seiner Kunst ablegen zu dürfen. Sie ward ihm zugestanden, sein Gesang gefiel der Königinn und er ward bald darauf bei ihrer Kapelle mit einem Gehalt angestellt, der vor der Hand wenigstens seine dringendsten Bedürfnisse befriedigte, und er beschloß alle seine Kräfte anzuwenden, um hier ein dauerhaftes Glück zu machen.

Schlau wie ein Italiäner studirte Rizzio den Charakter der Königinn, und fand, daß die Schwäche desselben in einer zu großen Begierde nach schmeichlerischen Huldigungen und nach der Zustimmung anderer zu ihrem Unwillen gegen Personen, die sie nicht gut leiden konnte, bestand. Er versäumte nicht, von diesen Beobachtungen bei guter Gelegenheit Gebrauch zu machen. Die kleinen Hofanekdoten, bei denen er bald nicht blos Zuschauer sondern Akteur war, trugen dazu bei, seinem Geiste, der von Natur zu Intriguen geneigt war, jene Biegsamkeit zu geben, die allen alles werden muß. Er lernte jetzt die Blicke der Personen, die auf sein Glück einigen Einfluß haben konnten, so sorgfältig beobachten als ehedem seine Noten, und er fand, daß Schmeicheley und Verleumdung die gewönlichsten Wege waren, auf denen man an Mariens Hofe zu Macht und Ansehen gelan-

langen konnte. Er ward also bald Meister in der Kunst, sein Glück auf den Trümmern des Glücks anderer zu bauen. Maria, die den Ausländern mehr traute als ihren gebohrnen Unterthanen, und die besonders mit dem Theile des Adels, der den Grundsätzen der protestantischen Religion anhieng, unzufrieden war, fand in Rizzio einen Mann, der ihren Launen schmeichelte, auf ihre Gegner schimpfte, und den Starrsinn der Protestanten als das ärgste Verbrechen darstellte. Durch solche Mittel fand Rizzio Eingang bei der jungen Maria, und er bemächtigte sich ihrer Gunst in einem solchen Grade, daß seine Gesellschaft ihr zum Bedürfniß ward.

Unterdessen war die hundertzüngige Fama beschäftigt, das Glück dieses Italiäners im ganzen Reiche auszuposaunen. Der Adel, der sich gekränkt glaubte, da nur Ausländer bei Hofe vorgezogen wurden, hatte sich größtentheils auf seine Güter zurückgezogen, und das gemeine Volk in der Residenz, das von diesem Unwesen am Hofe täglich Zuschauer war, und mit seinem Schweisse die theuren Vergnügungen der Königinn, ihre Kastraten, Musiker, Hofschranzen u. s. w. bezahlen mußte, fieng endlich an laut zu werden. Man spottete anfänglich des vertrauten Umgangs der Königinn mit einem Ausländer, der bei seiner Ankunft in der Residenz noch nicht wußte, wo er des Abends würde speisen können, und der jetzt in einem Glanze aufzog, dessen Quelle man bald in der für ihn geöffneten Schatulle der Königinn fand. Der Spott des gemeinen Volkes ergoß sich immer mehr in bittere Anmerkungen über den Zweck seines Hoflebens, und Maria glaubte die Quelle dieses Geschwäzes nicht besser verstopfen zu können, als wenn sie ihren Liebling — zum Staatssekretair erklärte.

Rizzio stund jetzt auf einem Posten, auf welchem er sich gewissermaßen als den Kanal ansehen konnte, durch den sich die Gnadenerweisungen der Königinn über diejenigen verbreiteten, die sich ihrer Gewogenheit würdig gemacht hatten. Wer ein Amt suchte, kam nie kürzer zum Ziele, als wenn er sich an den Günstling Rizzio wandte. Wer einen Proceß hatte, fand in diesem Tonkünstler einen Mann, der die Stimmen der Richter, deren Urtheil dabei von Einfluß war, in die angenehmste Harmonie zu bringen wußte. Schon fiengen die Großen des Reichs an, ihm aufzuwarten, sein Vorzimmer war nie leer von Supplikanten, oft aus den vornehmsten Ständen, und, wenn er ausgieng, umgab ihn ein Haufe von Begleitern aus den edelsten Familien Schottlands. Nur ein einziger Mann war am Hofe, der ihm nie eine günstige Miene machte, der Graf von Murray, unehelicher Bruder der Königinn, ein Mann von hochstrebenderem Ehrgeitze und größeren Talenten als jrgend ein anderer von den schottischen Edelleuten. Im Anfange der Regierung der Königinn hatte er ihr Ohr besessen, und beinahe die ganze Gewalt der Königinn war in seinen Händen gewesen. Ohnmöglich war es ihm, vor einem Glücksritter der niedrigsten Art ohne Kenntnisse, ohne Festigkeit des Charakters, ohne alle Ansprüche auf die Achtung verdienstvoller Männer, mit einem Worte vor dem Savojarden Rizzio im Staube zu kriechen. Mehrmals nahm er sich's heraus, seine Schwester wegen dieser unanständigen Vertraulichkeit zu warnen; aber alles, was er bewirkte, war, daß ihr und dem Sekretair der strenge Sittenrichter verhaßt wurde. Sie beschlossen sogar seine Ermordung, und wenn er nicht als Opfer ihres Hasses fiel, so verdankte er dieß blos der Spähekraft seiner aufmerksamen Freunde.

5.

Mariens Heurath mit Lord Darnley.

Verschiedene Fürsten strebten indessen nach der Hand der schönen Königinn Maria. Sie hatte einer Unterstützung nöthig, und sie war nicht abgeneigt eine Wahl zu treffen. Einheimische und Ausländer, Katholiken und Protestanten, waren voller Erwartung, was für einen Entschluß sie fassen würde. Vorzüglich aber kümmerte sich Elisabeth darum, und ihre Intriguen in Schottland wurden geschäftiger. Sie ließ nichts unversucht, um Marien von dem Entschlusse abzubringen, sich zu verheurathen. Da sie dieß aber nicht vermochte, so schlug sie ihr endlich den Grafen von Leicester, einen ihrer eigenen Lieblinge, vor.

Maria fand sich beleidigt, daß ihr ein simpler Edelmann vorgeschlagen wurde, ein Unterthan einer Königinn, der sie an Rang gleich war, dessen Vater und Großvater ihr Leben auf dem Blutgerüste verloren hatten. Maria verbarg indessen ihre wahren Gesinnungen vor dem englischen Gesandten, und ließ ihm bloß antworten, sie sähe bei dieser Heurath einen zu großen Abstand des Ranges, und zu wenig Vortheile, um eine Wahl, die so weit unter ihrer Würde wäre, zu rechtfertigen. Elisabeth war aber gar nicht gesonnen, ihren Liebling Leicester in der That ihr zum Gemahl zu geben. Sie wollte die Königinn von Schottland durch diese Idee blos hinhalten, die Entscheidung dieser Angelegenheit in die Länge ziehen, ihrer Nebenbuhlerinn neue Verlegenheiten in ihren Entschließungen entgegen setzen, und sie am Ende zwingen, unverheurathet zu bleiben. So wie sich das Project mit Leicester zerschlug, versprach sie bald

einen

einen andern angemessenen Vorschlag zu thun, und Maria ließ sich's in Hofnung auf ihre Ernennung zur Thronfolgerinn gefallen. Nach langer vergeblicher Erwartung sah endlich Maria ein, daß Elisabeths Versprechen nur ihre Täuschung beziele, äußerte ihre Unzufriedenheit über dieses Betragen in einem Briefe an dieselbe, und bewirkte dadurch die Unterbrechung ihres Briefwechsels.

War es Unwille über ein solches Benehmen, oder durch das längere Hinhalten desto stärker gereitzte Sinnlichkeit, oder die Hofnung, ihr Recht auf die Krone Englands desto mehr zu begründen, was sie jetzt zur Eile mit ihrer Verheurathung antrieb: genug, sie beschloß ihre Hand dem jungen Lord Darnley, einem Sohn des Grafen von Lenox, dem seine Abstammung auf die Krone Englands das nächste Recht nach Marien gab, zu schenken. Der reitzende Anstand dieses jungen Mannes, sein hoher und schlanker Wuchs, seine höflichen und sanften Sitten, sein anscheinend demüthiger und gefälliger Charakter, hatten Marien plötzlich für ihn gewonnen.

Kaum hörte Elisabeth von dieser projectirten Verbindung, als ihre ganze Furcht auf einmal wieder rege ward, denn dieser Darnley hatte Güter und angesehene Verwandte in England, und der alte Graf Lenox selbst war mehr Engländer als Schotte. Mehr bedurfte es nicht, um alle Nerven der immer zitternden Elisabeth zu spannen. Zwar äußerte sie anfangs nichts, als man sie Ehren halber um ihre Einwilligung fragte; aber kaum war der Bräutigam abgereist, als sie ihn wieder zurück haben wollte, und als er nicht kam, seine Verwandte in den Tower warf, und deren Güter einzog. Kurz, ohne jrgend einen gerechten Grund zum Hasse oder Misvergnügen angeben zu können, betrug sich Elisabeth nicht anders, als ob ihr die Kö-

niginn von Schottland die empfindlichste Beleidigung zugefügt hätte.

Maria hatte aber noch mehr Schwierigkeiten zu besiegen, die sich ihrer Verheurathung entgegen setzten. Der Adel sah es nicht gerne, daß die Krone auf das Haupt eines katholischen Fürsten kommen sollte, und die protestantischen Geistlichen erhoben ein Zetergeschrey. Maria gab sich alle Mühe, die Meinungen zu ihrem Vortheil zu lenken, und gewann einige vom Adel durch ihr von Natur einnehmendes Wesen. Sie sparte keine Versprechungen, machte Geschenke, unterredete sich mit drei eifrigen Reformatoren, und schwur ihnen, daß sie nie die Gewissensfreiheit beeinträchtigen würde. Aber wer sich am wenigsten bewegen ließ, das war der fanatische Knox. Er bedrohte das Volk mit dem Zorne Gottes und der Königinn von England. Es wurde öffentlich gegen eine Vemählung mit einem Papisten gepredigt; es wurden aufrührerische Briefe ausgestreut. Das Volk, durch Trug und Fanatismus aufgereitzt, empörte sich gegen die Beobachtung der katholischen Kirchengebräuche in dem Pallaste der Königinn. Ein Priester wurde, in seinem Ornate und das Hochwürdige in der Hand, auf den öffentlichen Platz geschleppt. Die Königinn konnte durch ihre Gewalt die Verbrecher weder bestrafen noch in Schranken halten. Es ward ein Gesetz publicirt, worinn es zu einem Halsverbrechen gemacht ward, selbst bei der ersten Uebertretung, irgendwo Messe zu lesen, als in der Kapelle der Königinn, und mit großer Schwierigkeit ward ihr selbst diese geringe Nachsicht zugestanden. Die Hauptversammlung drang aufs neue in sie, ihren Glauben zu ändern, der gotteslästerlichen Abgötterey der Messe, nebst der Tyranney des römischen Antichrists zu entsagen, und die wahre Religion Jesu

Chri-

Christi anzunehmen. Da sie bescheiden antwortete, sie wäre noch nicht von der Falschheit ihres Glaubens, und von der Gottlosigkeit der Messe überführt, und ihr Abfall würde sie sogleich um die Freundschaft ihrer Bundesgenossen auf dem festen Lande bringen: so versicherten jene sie hingegen von ihrem eigenen Glauben, daß er ungezweifelt derselbe wäre, den Jesus Christus offenbaret, den die Apostel geprediget, und die Gläubigen der ersten Kirche angenommen hätten; daß weder die Religion der Türken und Juden, noch der Papisten auf einem so festen Grunde erbauet worden wäre; daß sie allein unter allen verschiedenen Glaubensbekennern, die sich auf der Oberfläche der Erde ausgebreitet hätten, so glücklich wären, den wahren Glauben zu besitzen; daß diejenigen, welche Messe hörten, oder sie viel angafften, eine Kirchenentheiligung gestatteten, Gotteslästerung ausstießen, und die abscheulichste Abgötterey begiengen; und daß die Freundschaft des Königes der Könige allen Verbindungen und Verwandtschaften in der Welt vorzuziehen wäre.

Die Eiferer setzten das Volk in Schrecken und verbreiteten die greulichsten Gerüchte. Die Protestanten versammelten sich in großer Anzahl, und schickten sich zu einem offenbaren Aufstande an; aber nachdem einige ihrer Anführer gefangen genommen worden waren, zerstreuten sie sich. Maria schenkte den Verbrechern die Strafe, und erlaubte nicht einmal ihren Proces anzufangen. Sie erneuerte öffentlich das Versprechen, niemanden wegen der Religion zu beunruhigen oder zu belästigen, und versicherte, daß sie an keine Neuerung dächte, wodurch die öffentliche Ruhe in Gefahr gerathen, und dem Glück des Staats der geringste Eintrag geschehen könnte.

Kaum hatte man die Geistlichkeit auf eine Weile zum Schweigen gebracht, so erhob wieder der unzufrie-

zufriedene Adel sein Haupt, an dessen Spitze sich Mariens Bruder, Graf Murray, stellte. Er suchte insgeheim Unterstützung bei Elisabeth, und diese gestund sie ihm gerne zu. Weit entfernt, Murray und seine Anhänger als Empörer zu betrachten, ließ sie dieselben ihrer Achtung und Gunst versichern, so lange sie ihrer Religion und dem zwischen den beiden Nationen beschwornen Bunde treu seyn würden. Kühn gemacht durch diese Versprechungen, suchten sie ihre Parthey zu vergrößern, und die Freunde ihrer Monarchinn zu bestechen. Sie wiederholten es dem Volke noch nachdrücklicher, als sie es bisher gesagt hatten, daß kein Papist rechtmäßiger König von Schottland seyn könnte, daß die Königinn nicht für sich einen Gemahl wählen dürfte, und daß diese Angelegenheit zu wichtig wäre, um nicht den drei Ständen des Reichs zur Entscheidung vorgetragen zu werden. Doch Maria beharrte bei ihrer Entschließung, und beschleunigte den Augenblick ihrer Vermählung, ohne die unruhige Lage ihres Reichs aus den Augen zu verlieren. Sie berief ihre reichsten und mächtigsten Unterthanen zu sich, vereinigte durch ein allgemeines Aufgebot die ganze Macht ihres Reichs um sich her, und ließ das Schloß von Edinburg mit Mund- und Kriegsvorrath versehen, um im Nothfall eine sichere Zuflucht zu haben. Darauf gab sie, geschmückt mit allen Reizen der Schönheit und Jugend, dem Lord Darnley am neun und zwanzigsten Junius des Jahres ein tausend fünf hundert und fünf und sechzig die Hand. Den Tag nach der Trauung ließ sie ihren Gemahl als König von England anerkennen, mit dem Befehl, ihm den Königstitel zu geben, und königliche Ehre zu erweisen, und alle Akten ins künftige unter dem Namen des Königs und der Königinn auszufertigen.

Die Nation schien über die Heurath der Königinn gar nicht beunruhiget und würde ohne das Geschrei der Geistlichen nichts unternommen haben. Aber Knoxens Ungestümm kannte keine Grenzen. Er deklamirte ohne Aufhören gegen die Königinn auf der Kanzel, und war verwegen genug, ihren Gemahl zu insultiren, welcher gleich in den ersten Tagen nach seiner Vermählung die Nachgiebigkeit hatte, sich in die Kirchen zu begeben, um den Vortrag der Reformatoren anzuhören, den sie das Wort Gottes nannten. Sie verbreiteten das Gerücht, die römischkatholische Religion sollte in Kurzem wieder eingeführt werden, und ließ nichts unversucht, das Volk zu allarmiren. Die Misvergnügten aus dem Adel, an deren Spitze Murray stund, erwarteten mit Sehnsucht die versprochene Hülfe von Elisabeth, und als Maria befahl, daß sie als Verräther und Rebellen denunzirt werden sollten, so griefen sie zu den Waffen. Die Königinn brachte ihre Kriegsmacht in Ordnung, und zog gegen die Rebellen zu Felde. Während sie mit ihren Truppen gegen Glasgow anrückte, wandte sich Murray plötzlich nach Edinburg, wo er an der Spitze von dreizehnhundert Reutern einzog, in der Hofnung, das Volk daselbst im Namen Gottes und der Religion aufzuwiegeln; allein er fand wenige, die sich zu ihm schlugen. Da die Königinn ihm auf dem Fuße nachfolgte, so verließ er die Stadt, verfolgt von der königlichen Armee, welche sich der Ländereyen und Schlösser der Mißvergnügten bemächtigte. Die Königinn kam, nachdem sie die nothwendigen Maaßregeln zur Sicherheit ihres Reichs genommen hatte, nach Edinburg zurück, und entschloß sich nach Dumfries zu marschiren, wo die Verbündeten sich versammelt hatten. Sie brachte ein Heer von achtzehn tausend Mann zusammen, welches der Macht der Rebellen sehr über-

legen

legen war. Die Annäherung desselben vereitelte alle Entwürfe Murrays; er nahm die Flucht, und gieng voll Beschämung über diesen unglücklichen Erfolg nach England.

Maria Stuart fand sich glücklich, die Entwürfe ihres Adels ohne Blutvergießen vernichtet zu haben; da sie aber Elisabeths Intriguen fürchtete, so beobachtete sie seitdem ein Verfahren, dessen Strenge ihrer Gemüthsart ganz entgegen war. Sie ließ die Schuldigen vor dem geheimen Rathe anklagen, und dieses Kollegium verurtheilte sie als Hochverräther zum Tode. Da sich jetzt alles für Maria erklärt hatte, so wären sie ohne Rettung verloren gewesen, wenn nicht das gute Herz der Königinn ihnen Verzeihung zugestanden hätte.

6.

Der Günstling Mariens. Aergerliches Leben, das sie mit ihm führt.

Rizzio, der geheime Secretair und Liebling der Königinn, war bei allen diesen Auftritten kein müssiger Zuschauer geblieben. Alle Entschliessungen der Königinn waren das Resultat seines Einflusses. Er hatte ihr und allen denen, welche ihn für das Orakel des Reichs erkennen wollten, vorgestellt, daß der Nation daran liegen müsse, einen katholischen König auf den Thron zu setzen. Sobald Lord Darnley am Hofe erschienen war, und Rizzio bemerkt hatte, daß die Königinn nicht gleichgültig gegen ihn sey, so war er sogleich darauf bedacht gewesen, den Lord eben so zu fesseln, wie er die Königinn gefesselt hatte, um sich gegen Verfolgungen einen hinlänglichen Schutz zu ver-

schaffen. Seine Bemühungen waren vom besten Erfolg begleitet; Darnley und Rizzio schienen bald nur eine Seele zu haben und von einem Geiste geleitet zu werden. Ihre Vertraulichkeit war in wenigen Wochen aufs höchste gestiegen, und der junge Lord, dessen Verstand mit seiner Schönheit nicht im Verhältnisse stand, ahndete nicht, daß er der Gegenstand der Intriguen eines Mannes war, dem weder sein Stand noch sein Kopf das Recht gab, sich in die geheimen Angelegenheiten der Königinn und ihres Reiches im mindesten zu mischen. Es war ihm ein wichtiges Geschäfte, diese Ehe mit allem Nachdruck und Eifer zu beschleunigen, denn wenn er besorgte, wenn der Graf von Leicester auf den schottischen Thron käme, daß die katholische Religion in Schottland gefährdet und sein Einfluß völlig vernichtet werden würde; dahingegen, wenn die kathol. Religion aufrecht erhalten würde, es ihm an Ehrenstellen, Pfründen und Einkommen nicht fehlen könne.

Rizzio hatte sich nicht verrechnet; Mariens Verbindung mit Darnley gab seinem Einflusse neues Gewicht. Alles, was der geheime Secretair wollte, das wollte auch die Königinn, und was diese wollte, das wollte auch, als wenn es in der Ehestiftung ausgemacht worden wäre, ihr Gemahl. Er hatte beiden vorgespiegelt, daß es für sie nicht rathsam wäre, ihr Leben ferner einer schottischen Leibwache anzuvertrauen, weil ein großer Theil des Reichsadels im Lande einen beträchtlichen Anhang hätte. Deswegen rieth er ihnen, die Schotten abzudanken, und dafür lieber Deutsche in Sold zu nehmen. Allein auch diese, fürchtete er, möchten zu bieder denken, ihre Hand zu bösen Streichen herzugeben. Er wählte also Italiäner, und zwar lauter solche, die kein anderes Mittel zu ihrer Subsistenz kannten, als dieses, sich dem Einflusse eines Mannes zu überlassen,

der

der ihnen einen reichlichen Sold und ein gemächliches Leben zusicherte. Diese neue Garde ward in Kurzem durch die Betriebsamkeit des neuen Günstlings vollzählig. Die alten Schotten nahmen mit Thränen im Auge Abschied und giengen in ihre Heimath zurück, wo die Erzählungen dieser braven Krieger viel dazu beitrugen, die Flüche und Verwünschungen zu vermehren, mit welchen die Nation den Günstling der Königinn schon lange belegte.

Die Gnade Mariens gegen ihren geheimen Secretair wuchs indessen in eben dem Grade, in welchem die Liebe zu ihrem Gemahl abnahm. Das königliche Paar machte nemlich bald eben die Erfahrung, als die ersten Wochen der Vermählung vorüber waren, welche so viele Neuverehlichte nach den Flitterwochen machen, daß jedes mehr Fehler habe, als der Bräutigam oder die Braut hatte ahnden lassen. Maria hatte Darnley geheurathet, ohne ihn genauer zu kennen, nur sein Aeußerliches hatte ihre Wahl bestimmt, aber jetzt, da er ihr Gemahl war, lernte sie einen ganz andern in ihm kennen. Er war ohne alle Geistesanlagen gebohren, und zeigte bald alle Fehler, die nur zu oft Gefährten der Größe sind. Er war heftig, stolz, leichtgläubig und undankbar geworden. Der höchste Rang hatte seine schlechten Neigungen nur noch schleuniger entwickelt, anstatt ihm edlere Gesinnungen einzuflössen. Er hatte keinen festen Charakter, kein Gefühl für Anständigkeit, keine Zärtlichkeit in den Empfindungen. Maria bemerkte mit großem Mißfallen die unanständige Aufführung ihres Gemahls, seine niedrigen Neigungen und einige Lieblingslaster, wodurch er die Majestät des Thrones herabwürdigte. Sie bemühte sich, ihn sich selbst wieder zu geben, und ihm eine höhere Idee von seinen Pflichten beizubringen; allein er verachtete ihre Erinnerungen um so mehr,

da ihm ihre Vertraulichkeit mit Rizzio nicht minder anstößig war. Ohne Schaam für sich selbst überließ er sich den gröbsten Lastern, und zog der schönsten Fürstinn, die damals in Europa regierte, ehrlose Weibspersonen vor. Seine Falken, Pferde und Hunde machten sein liebstes Vergnügen aus, und je bekannter jemand wegen seiner Ausschweifungen war, desto sicherern Anspruch konnte er auf die Gunst des Königs machen. Oft ließ er sich in Gesellschaft seiner Gemahlinn bis zu den niedrigsten Wollüsten und Ausschweifungen im Trunk herab.

So sah nun Maria zu spat ein, daß sie unglücklich gewählt hatte. In der ersten Liebesberauschung hatte sie ihren Gemahl zu gleicher Macht mit sich aus eigenem Antriebe und ohne Einwilligung der Stände erhoben; sein Name stund in allen Urkunden vor dem ihrigen. Jetzt bereute sie diese Unbedachtsamkeit; und die erste Wirkung dieser Reue war die, daß sie von nun an ihren Namen überall dem seinigen vorsetzen ließ.

Der König gieng, um den Vorwürfen seiner Gemahlinn auszuweichen, oft auf die Jagd, und blieb bisweilen mehrere Wochen vom Hofe entfernt. Diese öftere Abwesenheit gebrauchte Maria als einen Vorwand, ihren Gemahl von der Verwaltung der Reichsgeschäfte immer mehr zu entfernen. Damit durch die Vergnügungen des Königs, hieß es, wichtige Angelegenheiten nicht aufgeschoben werden dürfen, wäre es hinreichend, wenn künftig auch nur der Name der Königinn unterzeichnet wäre. Doch weil man fürchtete, daß die allzuschnelle Abänderung ihres Willens der Nation misfällig seyn, und derselben von ihrem Charakter eine nachtheilige Meinung beibringen möchte, so pflegte Rizzio, der jetzt in allen Stücken des Königs Stellvertreter war, mit einem eisernen

dazu

dazu bestimmten Stempel des Königs Namen, er mochte gegenwärtig oder abwesend seyn, zu unterzeichnen. Allein beide begnügten sich nicht damit, den König von den Staatsgeschäften zu entfernen, es lag ihnen daran, denselben als Zeugen ihres geheimen Umganges an einem vom Hofe entlegenen Ort privatisiren zu lassen.

In der rauhesten Jahreszeit mußte der König sich nach dem Schlosse Preblis, sechs Meilen von Edinburg, mit einem Gefolge begeben, das er als bloßer Edelmann einst besser gehabt hatte; und während daß Rizzio, die Königinn und die geheimen Diener ihrer Ueppigkeit im Ueberflusse schwelgten, hatte der König oft weder zu essen noch zu trinken. Ja er kam sogar, da einst ein großer Schnee gefallen und die Zufuhr dadurch gehemmt war, in eine solche Verlegenheit, daß er selbst an den unentbehrlichsten Bedürfnissen des Lebens Mangel litt. Zum Glück kam noch, eben da der Ort seines Aufenthalts ganz zugeschneiet war, der Bischof der orkadischen Inseln, der in Angelegenheiten seines Amtes nach Edinburg gehen wollte, unerwartet dahin, und da er nach der Landessitte Brod, Wein und Fleisch mit sich führte, so sah der König in ihm einen rettenden Schutzengel für dem Hungertod. In der Residenz bekümmerte man sich nicht darum, ob er etwas zu leben habe, und wären nicht einige seiner Freunde besorgt gewesen, ihn von Zeit zu Zeit mit den nöthigen Lebensbedürfnissen zu versorgen, so würde es in der Küche des Königs oft schlechter ausgesehen haben, als in der Vorrathskammer des armseligsten Bergschotten.

Maria, nicht zufrieden, gewisse geheime Freuden mit dem Lieblinge zu theilen, wollte ihn auch an den Freuden ihrer Tafel Antheil nehmen lassen; weil aber seine niedrige Herkunft allgemein bekannt und das

größte

größte Hinderniß ihres Wunsches war, so suchte sie sich durch eine List aus der Verlegenheit zu ziehen. Nach damaliger Sitte war ihre Tafel nur für Wenige, die etwa zur königlichen Familie gehörten, gedeckt. Um diesem lästigen Zwange auszuweichen, ließ sie bald auch andere von geringern Ständen zur Tafel bitten, und Rizzio ward dabei nicht vergessen. Sie wollte allmählich die höhere und niedere Klasse ihrer Unterthanen daran gewöhnen, den geheimen Sekretair in ihrer Gesellschaft zu sehen. Der Anschlag gelang, die Speichellecker des Hofes befanden sich wohl dabei, und, als man glaubte, dieses Vehikel entbehren zu können, erhielten jene den Abschied und Rizzio behauptete seinen Platz. Oft speisete er mit der Königinn und einer oder der andern Hofdame in ihrem Wohnzimmer, oft aber hatte er die Ehre, die Königinn bei sich zu bewirthen.

Der Adel, der sich immer mehr zurück gesetzt sah, schwieg nicht zu diesem Unwesen, und das Volk machte bittere Glossen. Das kümmerte aber den Glücksritter so wenig, daß er sich vielmehr von Tag zu Tag mehr Ansehen gab. Sein Marstall konnte sich mit dem jedes Pairs im Reiche kühn vergleichen, sein Hausgeräthe war längst für das des Luxus noch ungewohnte Auge der Schotten ein Stein des Anstoßes gewesen, und seine Garderobe würde dem Geschmacke eines Königs Ehre gemacht haben. Doch alle diese Pracht und aller dieser Aufwand, den er aus der Schatulle der Königinn machte, war nicht hinreichend, ihm nur einigermaßen die Miene der Liebenswürdigkeit zu geben. Er war und blieb, wie er noch als Musiker gewesen war, von Seiten seines Aeußern nichts weniger als empfehlungswürdig, und man konnte nicht begreifen, wie es möglich sey, daß eine Königinn, die damals drei und zwanzig Jahre alt war, und

für

für eine der glänzendsten Schönheiten ihres Jahrhunderts galt, an dem Umgange eines Mannes Gefallen finden konnte, der vielleicht in seinen ehemaligen Verhältnissen Mühe gehabt haben würde, das Herz einer ihrer Kammerjungfern zu erobern.

Eigensinnig bestund indessen die verblendete Königinn darauf, ihren Liebling den Großen des Reichs zum Genossen ihrer Vorrechte, und dem gemeinen Volke zum Gegenstande der öffentlichen Achtung aufzustellen. Sie wollte ihn zum Lord erheben; allein hier fand sie Hindernisse, die sie bei den Vorbereitungen zur Ausführung ihres Plans nicht befürchtet hatte. Sie hatte ihn aus einem Musiker ihrer Kapelle als einen armen freudenlosen Ausländer zum Staatssecretair erhoben, sie hatte ihm eine Equipage angeschaft, in welcher er sich einem regierenden Herzoge an die Seite setzen konnte, sie hatte ihn an ihre Tafel gezogen, die vor kurzem nur für die größten Standespersonen gedeckt worden war, aber sie vermochte es nicht, ihm Sitz und Stimme im Parlament zu verschaffen.

Maria kannte die Gesetze ihres Landes, und so groß auch die Abweichungen waren, die sie sich von der Reichskonstitution erlaubte, so fand sie doch nicht für gut, da der Haß des Publikums gegen ihren Liebling ihr kein Geheimniß war, hier einen Machtspruch zu wagen. Es sollte alles Stufenweise gehen. Rizzio sollte durch Kauf Besitzer eines großen Landgutes werden, und als solcher so wie jeder andere an den Privilegien seines neuen Standes Antheil nehmen. Aber hier war eben die Klippe, an der die Politik beider scheiterte.

Das Gut Malville in der Nähe von Edinburg war eine Besitzung, die das lüsterne Auge des Günstlings längst ausgezeichnet hatte. Die Königinn that

alles,

alles, was sie thun konnte, den Liebling ihres Herzens zum Ziel seines Wunsches zu führen. Maria schmeichelte dem Besitzer desselben, man suchte seinen Schwiegervater durch Hofgunst zu locken, man ließ sich zu allen Kunstgriffen herab, welche in ähnlichen Fällen Personen, die in der Wahl ihrer Mittel nicht delikat sind, nur immer anwenden können, aber alles war vergeblich. Der Besitzer der Herrschaft, aus dem alten schottischen Reichsadel, konnte es nicht über sich gewinnen, das Erbe seiner Voreltern der Habsucht eines Abentheurers preis zu geben, der kein anderes Verdienst hatte, als die Anhänglichkeit der Königinn an seine Person. Indessen verzweifelte die Königinn nicht, die schöne Herrschaft Malville, die ihrem Liebling so bequem lag, daß sie oft dort an seiner Seite die Vergnügungen des Landlebens zu geniessen hofte, auf einem der tausend Wege, auf denen regierende Personen sich Gehorsam zu verschaffen wissen, von ihrem bisherigen Besitzer für ihren Günstling zu erhalten. Nachdem aber Versprechungen so wenig wirkten als Drohungen, so überzeugte sich endlich Maria, daß jeder fortgesetzte Versuch, den Starrsinn des bisherigen Besitzers von Malville zu brechen, vergeblich seyn würde. Sie schwur ihm einen ewigen Haß, und Rizzio hatte seit langer Zeit zum erstenmal den Verdruß zu sehen, daß es noch Menschen in Schottland gab, die es wagten, seinem Ansehen zum Trotz jedem seiner ehrsüchtigen Plane muthvoll entgegen zu arbeiten.

7.

Verschwörung gegen Rizzios Leben und Ermordung desselben.

Das gemeine Volk betrachtet selbst die Fehler seiner Re-

Regenten mit einer geheimen Achtung, allein sobald ihre Ausschweifungen die Grenzen aller Schaam übertreten, dann ist in den Damm, der die Ergiessung seiner Galle und seiner Satire noch aufhielt, eine Oefnung gemacht, die über kurz oder lang für Fürsten verderblich werden muß. Die Geschichte der alten und neuen Völker liefert dazu die Belege. Auch Maria, die als Königinn alles für sich hatte, Schönheit, Verstand, Ansehen, ward das Opfer einer übelverstandenen Freiheit. Man sprach von ihrem Umgange mit dem Italiäner ohne Rückhalt, es waren nicht blos mehr die Hofbedienten, denen die Vertraulichkeit, welche zwischen beiden herrschte, verdächtig werden mußte, es waren die Einwohner der Residenz, die einen Mann, der am ersten Tag seiner Ankunft um Brod und Wohnung verlegen gewesen war, in einem königl. Pallaste im Schooße des Ueberflusses von ihrem Schweiße schwelgen und die Privilegien der Nation mit Füssen treten sahen.

Man gab dem Könige, der von seinem Lustschlosse nach Edinburg ab und zu reiste, Winke, die er nicht verstand oder nicht verstehen wollte. Doch das Gerücht, das allenthalben sich im Lande verbreitete, weckte ihn endlich aus der langen Schlafsucht, in welcher er seine und seiner Krone Rechte der Willkühr eines Mannes preis gegeben hatte, die ihn selbst verachtete und keiner männlichen Entschließung für fähig hielt. Einst kam er spat nach Edinburg geritten, und gieng nach dem Schlafzimmer seiner Gemahlinn, zu welchem er einen Schlüssel hatte; er fand aber den innern Riegel vorgeschoben; er pochte, aber niemand wollte hören, und man lachte vielleicht eines Königs, der von dem Räuber seiner Ehre und seines Ansehens nur wenig Schritte entfernt war, ohne ihn der mindesten Antwort zu würdigen. Dem bisher so kaltblü-

tigen

tigen Heinrich stieg, wie ein italiänischer Schriftsteller von einem ähnlichen Falle sagt, der Senf in die Nase, er entfernte sich, da alles sein Pochen vergebens war, brachte die Nacht fast ganz schlaflos hin, und schwur dem Italiäner eine furchtbare Rache, die nur in dem Blute des Elenden eine Befriedigung finden sollte. Er berathschlagte mit einigen seiner Vertrauten, deren Zahl freilich immer kleiner ward, weil der große Haufe im geheimen Solde der Königinn stund, und ihr von jedem seiner Schritte Rechnung ablegte. Alle fürchteten sich vor der Macht des Günstlings und hielten den Plan des Königs mehr für das Resultat seiner Rache, die das Auge für die Gefahr verschloß, als für die Folge des Nachdenkens.

Heinrich, diesen Namen führte der König, war kein Fürst, unter dessen Eigenschaften die Entschlossenheit gehörte. Er faßte bald diesen Anschlag, bald gab er ihn wieder auf, und der Gedanke an die Gefahr, der er sich aussetzte, schreckte ihn von der Ausführung aller der Maasregeln ab, die er gefaßt hatte, sich endlich einmal von der Tyranney seiner Gemahlinn und ihres verächtlichen Günstlings auf immer zu befreyen. Allmählich näherten sich aber ihm mehrere entschlossene Männer aus dem hohen Adel, denen für ihre Rechte und Ansprüche bange war, und suchten seine Wankelmuth zu fixiren. Unter ihnen befand sich der Kanzler, Graf von Morton. Ihn empörte nicht nur das ärgerliche Leben am Hofe, sondern es schreckte ihn auch das ausgesprengte Gerücht, daß Maria den Rizzio an seiner Stelle zum Kanzler machen, und diese Würde einem niedrigen und plötzlich groß gewordenen Ausländer mittheilen wollte, der in den Gesetzen und der Landessprache unwissend wäre. Morton erwarb sich Heinrichs Zutrauen, und brauchte alle seine Kunst, das Misvergnügen und die Eifersucht

sucht des Fürsten zu entflammen; er überzeugte ihn ganz davon, daß es kein anderes Mittel gäbe, der Beschimpfung zu entgehen, als wenn er dem elenden Fremdlinge ein solches Ende machte, wie er es verdiente, und wie es der eifrigste Wunsch des ganzen Landes wäre.

Rizzio's Tod ward nun beschlossen, und die Rollen bei dem blutigen Drama wurden vertheilt. Die Verschwornen aus dem Adel, die sich zum Untergange des Günstlings vereinigten, waren aber nicht ohne Sorgen; sie fürchteten die Schwäche des Königs. Die Reize Mariens, welche ihre Zuflucht natürlicher Weise zu ihrem Gemahl nehmen würde, ihre Thränen, der Zustand, worinn sie sich befand, da sie im siebenten Monate schwanger gieng, dieß alles ließ sie befürchten, ein Augenblick möchte ihr ihre Gewalt über einen Gemahl wieder geben, der noch zu jung war, als daß eine lange Gewonheit ihn schon im Laster verhärtet hätte. Sie verlangten daher von ihm eine an die Großen des Reichs, den Adel und und den dritten Stand gerichtete Erklärung, daß sie bei Rizzio's Ermordung blos auf seinen Befehl gehandelt hätten, daß sie von ihm selbst in diese Verschwörung gezogen wären, und daß er in seinem und seiner Erben und Nachfolger Namen verspräche, sie und ihre Kinder, ihre Verwandten und Erben vor den Gefahren zu sichern, denen sie sich durch die Ausführung seiner Absichten aussetzten. Voll Ungeduld, seine Rache befriedigt zu sehen, unterschrieb der König diese Erklärung. Dann wurden die Verschwornen darüber einig, um jeder möglichen Gefahr der Entdeckung zuvor zu kommen, sogleich zur Ausführung zu schreiten.

Es war der neunte März des Jahres ein tausend fünf hundert und sechs und sechzig, an dem die That verübt wurde. Maria hielt ihre Abendmahlzeit allein,

und

und hatte zur Tafel die Gräfinn von Argyle, ihre natürliche Schwester nebst Rizzio und andern ihrer Bedienten. Der König führte den Kanzler Morton, den Lord Ruthwen und die übrigen Verschwornen in den Pallast, wovon sie alle Zugänge mit hundert und sechzig bewafneten Leuten besetzten. Einige Edelleute vom Hofstaate der Königinn, die im Schlosse wohnten, erschracken über den Lärmen, den sie hörten, entsprangen, da sie alle Thüren verschlossen und bewacht fanden, durch ein Fenster, und verbreiteten diese Nachricht in der Stadt. Ruthwen führte einen Theil der Verschwornen in des Königs Zimmer, indeß die übrigen auf dem Schloßplatze blieben. Der König gieng allein zu der Königinn hinein, und setzte sich neben sie; einen Augenblick darauf erschien Lord Ruthwen, der Entschlossenste unter den Verschwornen, ob er sich gleich eben erst von einer tödlichen Krankheit aufgerafft hatte. Den Helm auf dem Kopf, und so schwach, daß er kaum seine Waffen tragen konnte, mit blassem Gesicht, und alle seine Züge durch eine lange Krankheit entstellt, jagte er, gleich einem Gespenste, Furcht und Entsetzen ein. Der Anblick des dürren, blassen und ganz abgezehrten Gesichts des Ritters versetzte die kleine Gesellschaft in großen Schrecken, und die Königinn, welcher der Anblick seiner Waffen nicht gleichgültig war, fragte bestürzt: was diese sonderbare Erscheinung bedeuten sollte? die Gräfin von Argyle und Rizzio, so wie die wenigen anwesenden Bedienten, glaubten nicht anders, als daß Ruthwen im Wahnsinne sich seiner Wache entrissen und den König bis ins Zimmer seiner Gemahlinn verfolgt habe. Allein Ruthwen zeigte bald, daß er nicht wahnsinnig sey. Mit wüthenden Blicken traten plötzlich einige andere in das kleine Zimmer, wandten sich an Rizzio und schrieen, mit ihm hätten sie es zu thun. Voll Schre-

cken

cken wiederholte die Königinn die Frage: was denn das alles bedeuten sollte? sie erhielt aber keine Antwort. Sie befahl darauf Ruthwen bei Strafe des Hochverraths, sich zu entfernen, und den Rizzio ordentlich vor Gericht zu fodern, wenn er von ihm beleidigt wäre. Doch ihre Worte wurden nicht geachtet, sondern Ruthwen sagte blos zur Königinn: sie hätten wider ihre Person keine Gewaltthätigkeit im Sinne, sondern sie wollten blos den Nichtswürdigen zur Strafe ziehen.

Rizzio, von Schrecken des Todes umgeben, floh hinter seine Gebieterinn, und da er sie beim Kleide ergrief, rief er sie laut um Schutz an. Marie schrie, drohte und bat, und suchte ihren Günstling zu retten; aber ihre Bemühungen waren fruchtlos. Die ungeduldigen Mörder achteten nicht auf ihr Sträuben, sondern stürzten auf die Beute zu, und vergrößerten, indem sie alles umwarfen, was ihnen im Wege stand, das Schrecken und die Verwirrung dieses Auftritts. Einer der Verschwornen setzte der Königinn eine Pistole vor die Brust, während ein anderer dem Könige seinen Degen nahm und ihn dem Rizzio durch den Leib rannte. Die Wunde war nicht tödlich, und da der Unglückliche in Furcht und Todesangst um Hülfe rief, ward er von Marien weggezogen und in das Vorzimmer gestossen, wo man ihn mit sechs und fünfzig Wunden tödtete.

Die Königinn, von Zorn und Schrecken ganz erstarrt, mußte noch die Vorwürfe der Mörder anhören, die nach vollbrachter That in ihr Zimmer zurückkamen. Freimüthig sagte ihr Ruthwen, wie unanständig es sey, einen Theil der höchsten Gewalt den Händen eines Abentheurers zu übergeben, der keinen Fuß breit Land besitze, das ihn an die Nation und ihr Interesse knüpfen könnte. Er stellte aus der Geschich-

schichte die nöthigsten Thatsachen auf, aus denen hervorgieng, daß Schottland jederzeit eine gesetzmäßige Konstitution gehabt habe, und daß seit Jahrhunderten diese die Norm gewesen sey, nach der jeder König habe handeln müssen, wenn er nicht sich und seine Kinder habe unglücklich machen wollen. Am Ende versicherte er, daß alle Schotten bereit wären, für die Vertheidigung der von ihren Voreltern ererbten Rechte und Freiheiten, den Säbel in der Hand, gegen jeden, der sie antasten werde, Gut und Blut zu wagen, am wenigsten aber, setzte er hinzu, „werden wir das Joch eines Ausländers tragen, der Tausenden von uns nicht zum Bedienten gut genug ist."

Die Königinn hatte gedultig zugehört, so lange der freimüthige Ruthwen nur von ihr sprach, allein sobald er wieder von ihrem Lieblinge in einem solchen Tone zu sprechen anfieng, da erwachte ihr Zorn in seiner ganzen Größe, und alle Anwesende hielten für gut, den Ausbruch derselben innerhalb der Grenzen ihres menschenleeren Zimmers austoben zu lassen. Sie entfernten sich alle, doch waren sie so vorsichtig, die nothwendigsten Plätze mit Wachen zu besetzen.

Das Gerücht von der Behandlung, welche die Königinn erlitt, hatte sich indessen aus dem Pallast in die Stadt verbreitet; die eilige Flucht einiger Höflinge setzte die Einwohner in Schrecken, und der Magistrat ließ die Sturmglocke läuten. Die Bürger strömten haufenweise nach dem Pallaste hin, um sich nach dem Schicksal der Monarchin zu erkundigen. Der König zeigte sich dem Volke, verbürgte sich demselben für die Sicherheit der Königinn, versicherte, daß der Italiäner auf seinen Befehl ermordet worden sey, und hieß die Leute ruhig nach Hause gehen. Dadurch wurden alle Excesse verhütet, und die Menge verlor sich allmählich.

Indessen wurde die Königinn in ihren Zimmern gefangen gehalten, ungewiß, was ihr Schicksal seyn würde, ohne nur eine von ihren Frauenzimmern oder nur jemanden von ihrer Bedienung um sich zu haben. Sie bekam ein Fieber, und heftige Schmerzen ließen besorgen, daß sie ohne Beistand nieder kommen möchte. Die Verschwornen versagten ihr die Erlaubniß, ihr Frauenzimmer zu sich kommen zu lassen. Aber ein französischer Arzt, den der König rufen ließ, stellte ihm die Gefahr vor, sie an diesem traurigen und dumpfigen Orte sich selbst zu überlassen. Er weigerte sich nun nicht länger, ihr mehr Freiheit zu gestatten. Sie nahm den Schein an, daß sie ihr bisheriges Betragen innigst bereue, und daß sie nichts mehr wünsche, als sich mit dem Adel auszusöhnen. Dadurch wurden ihre Feinde allmählich sicherer gemacht, und man bewachte sie weniger strenge. Diese günstige Gelegenheit machte sie sich klüglich zu nutze, und da man es am wenigsten dachte, ergrief sie einst bei Nacht heimlich die Flucht und eilte nach Dunbar. Ihr schwacher Gemahl hatte sich durch Liebkosungen und Versprechungen verleiten lassen, mit ihr zu fliehen. Hier sammelte sie einige Truppen, zog mit ihnen nach Edinburg, und zwang die Mörder des Rizzio, die sich zum Widerstande zu schwach fühlten, zur Flucht. Einige von ihnen eilten nach England, wo sie hinlänglichen Schutz fanden, andere suchten im schottischen Hochlande bei ihren nächsten Verwandten eine sichere Zuflucht, und nur wenigen, die fast bei der ganzen Sache unschuldig waren, wurden die Köpfe abgeschlagen. Rizzio's Leichnam, der in der Eile vor einer Kirchthüre eingescharrt worden war, wurde auf Mariens Befehl des Nachts im königlichen Begräbnisse beigesetzt.

8.

Mißverständnisse zwischen dem königlichen Ehepaar. Marias ärgerliches Leben mit dem Grafen von Bothwel. Tragischer Tod des Königs.

Die Rache der Königinn von Schottland war nur gegen ihren Gemahl unversönlich, dessen Person ihr vorher zuwider war, und der durch Verletzung jeder Verbindlichkeit der Dankbarkeit oder Pflicht, sich jetzt ihren stärksten Haß zugezogen hatte. Sie nöthigte ihn, jeder Verbündung mit den Mördern zu entsagen, allen Antheil an ihrem Verbrechen zu läugnen, und sogar in einer öffentlichen Erklärung, die in allen Städten des Königreichs angeschlagen wurde, bekannt zu machen, daß er an Rizzio's Ermordung gar keinen Theil gehabt hätte. Eine so abgeschmackte Lüge, die durch keine Nothwendigkeit zu rechtfertigen war, versetzte seinem guten Rufe den letzten Stoß, und machte es ihm unmöglich, jemals wieder das Vertrauen irgend einer Parthey zu gewinnen. Dem Wein, dem Spiel und den Weibern ergeben, von dem Adel verachtet, und allen Redlichen ein Gegenstand des Abscheues, suchte er nur deswegen mit seiner Gemahlinn sich auszusöhnen, um sich die höchste Gewalt anzumaßen, und er schmeichelte sich, alles, was er wünschte, von ihr zu erhalten, wenn er ihre Gunst wieder erhielte. Aber Maria stieß ihn mit Verachtung von sich, und gab ihm überall die stärksten Beweise ihres Widerwillens. Sie munterte selbst ihre Hofleute zur Geringschätzung gegen ihn auf, und freute sich, daß sein schlechter Aufzug und die kleine Reihe seines Gefolges ihm selbst des Pöbels Verachtung zuzog.

Indessen ward ihm erlaubt, Zimmer im Schlosse zu Edinburg zu haben, das Maria zum Ort ihrer Niederkunft ausersehen hatte. Hier gebahr sie am neunzehenten Junius des Jahres ein tausend fünf hundert und sechs und sechzig einen Sohn, der in der Folge unter dem Namen Jakobs des Ersten die beiden Kronen England und Schottland unter dem gemeinschaftlichen Namen Großbritannien glücklich vereinigte.

Ganz Schottland nahm einen frohen Antheil an der glücklichen Entbindung der Königinn, aber niemand hatte weniger Veranlassung zur Freude als ihr Gemahl, der immer neue Beweise von Geringschätzung und Herabwürdigung erhielt.

Es ist die Eigenschaft schwacher Charaktere, daß sie gemeiniglich Boshaften ihr Vertrauen schenken. Diese allein streben nach demselben, blos um es zu mißbrauchen. So war die schwache Maria kaum den Ränken des arglistigen Italiäners entrissen worden, so fiel sie in die Schlingen eines Bösewichts, der sie zu den gröbsten Lastern verleitete. Dieß war der Graf von Bothwel, aus einer ansenlichen schottischen Familie entsprossen. Ausnehmend höfliche Manieren machten ihn fähig zu gefallen, und er verband mit seinen Lastern die feinste Hinterlist. Er war unempfindlich für den Ruhm, patriotischer Gesinnungen unfähig, und untüchtig zu ernsthaften Beschäftigungen, verschwenderisch, verwegen, von schlechtem Herzen und ohne Sitten, in seinem öffentlichen und Privatleben zügellos, und seine verderbten Neigungen waren durch eine lange Gewohnheit bestärkt. Ehre, Redlichkeit und Religion waren ihm unbekannte Dinge geworden. Er war stolz im Glück und kriechend im Unglück, aber unfähig die Folgen seiner Handlungen vorherzusehen und auf die Zukunft zu denken. Mit kaltem Blute bereitete er Stahl und Gift, oder stellte Netze,

um ein Verbrechen zu begehen, wußte sich aber der Frucht desselben nicht zu versichern. Dieser ruchlose Mann wußte sich bei Marien so einzuschmeicheln, daß er ihr bald ward, was vorher Rizzio gewesen war. Ihm war es sogleich ein angelegentliches Geschäft, den Unwillen Mariens gegen ihren Gemahl zu unterhalten und immer von neuem anzufachen; ein Bemühen, das ihm vollkommen gelang. Während der König die empfindlichsten Beleidigungen und Demüthigungen erfahren mußte, lebte seine Gemahlinn mit Bothweln in der innigsten Vertraulichkeit; während sie jenem ihren Umgang verbot, machte sie mit diesem Lustpartheien. Jenem entzog sie seine Dienerschaft, sein Silbergeschirr (sie gab ihm dafür zinnernes) und das nöthige Geld, um sich zur Taufe seines Sohnes die erforderlichen Kleider anschaffen zu können, verbot sowohl dem Adel als den fremden Gesandten, ihm ihre Ehrfurcht zu bezeugen, und erklärte, daß entweder er oder sie sterben müsse; diesen überhäufte sie dagegen mit allem, was zur Pracht gehört, stickte selbst Kleider für ihn, gab jedermann zu verstehen, daß der Weg zu ihrer Gnade am sichersten durch diesen Vermittler zu finden sey, sah es mit Vergnügen, wenn ihm Gesandte den Hof machten, und benahm sich bei Tag und bei Nacht so gegen ihn, wie sich nur immer die zärtlichste Gemahlinn gegen den geliebten Gemahl benehmen kann.

Der König fand es bald unerträglich, sich solche Herabwürdigungen gefallen zu lassen; er entschloß sich, Edinburg zu verlassen und sich nach Glaßgow zu seinem Vater zu begeben. Dieß war es, was die Königinn wünschte. Damit er nie wieder zurückkehren möchte, ließ sie ihm Gift beibringen, dessen Wirkungen, wie man zur Abwendung alles Verdachts hoffte, erst nach einigen Tagen zum Ausbruch kommen sollten.

sollten. Allein man hatte sich in der Zeit verrechnet. Schon ehe er nach Stirling kam, fieng ein wüthender Schmerz an, durch alle seine Glieder zu toben, und bis er in Glasgow eintraf, brachen schon blaue Blattern an seinem ganzen Körper unter den heftigsten Schmerzen hervor, die sein Arzt für die Wirkung eines gefährlichen Giftes erklärte.

Maria war schon so tief in Leichtsinn und Laster versunken, daß sie sich gleichgültig über das Gerücht, welches ihrer Veranstaltung diese Vergiftung zuschrieb, hinwegsetzte, und, als man ihren Leibarzt zum Könige rief, sich gar nicht scheute, durch Versagung der Erlaubniß den Verdacht gegen sich noch zu verstärken. Ja, um desto früher die Nachricht von des Königs Tode erfahren zu können, begab sie sich selbst mit Bothwel nach Stirling und erwartete mit Sehnsucht diese erfreuliche Botschaft. Des Königs starke Natur kämpfte mit der Gewalt des Giftes, die erwünschte Nachricht kam nicht, und sie kehrte wieder mit ihrem Bothwel nach Edinburg zurück. Dort erschreckte sie bald darauf die Botschaft von dem Anfange seiner Wiedergenesung, der nicht lange nachher eine andere von dem Entschlusse des Königs, nach Frankreich zu gehen, folgte. Dieser letzte Entschluß, welcher den Plan der lasterhaften Liebenden zu vernichten drohte, setzte ihre ganze Erfindungskraft in Thätigkeit, um den König durch den Tod an der Ausführung seines Vorhabens zu hindern. Man machte allerlei Entwürfe und verwarf sie wieder, machte neue, und fand sie unsicher, bis man endlich bei einem stehen blieb, dessen Erfindung selbst einem Beelzebub Ehre machen würde. Dem Scharfsinne Bothwels wird die Ehre dieser Erfindung zugeschrieben.

Maria fieng an, häufige Briefe an ihren Gemahl zu schreiben, und ihn darinn ihrer Freundschaft

zu versichern. Darauf begab sie sich selbst zu ihm nach Glasgow, damit sie ihn nicht ihrer Gewalt entwischen ließe, und überredete ihn, obgleich mit vieler Mühe, von ihren freundschaftlichen und zärtlichen Gesinnungen gegen ihn. Der Schwachmüthige ließ sich endlich sogar bewegen, seiner noch fortdaurenden Schwäche ungeachtet, nach Edinburg zurück zu kehren. Hier überhäufte sie ihn mit Liebkosungen und mit Beweisen von Zärtlichkeit, söhnte ihn gänzlich mit Bothwel aus, und zog nach und nach jeden Stachel von Verdacht, der noch in seinem Herzen gehaftet hatte, aus demselben heraus. Der Bethörte schrieb seine frohen Aussichten an seinen kranken Vater in Glasgow. Weil den noch immer kranken König das Hofgeräusch störte, so that ihm Maria den Vorschlag, sich mit ihr nach einem abgelegenen Hause außerhalb Edinburg zu begeben, wo er in Ruhe für seine Wiederherstellung sorgen könnte. Der König war es zufrieden, und begab sich mit seiner Gemahlinn in die einsame Wohnung. Sie gab ihm hier Merkmale ihrer Liebe und Ergebenheit, gieng vertraulich mit ihm um, und schlief einige Nächte in einem Nebenzimmer an dem seinigen.

Alle Schotten, welche der Ehre ihrer Königinn und der Ruhe des Landes wohlwollten, vernahmen es mit Vergnügen, daß zwischen der Königinn und ihrem Gemahl ein gutes Vernehmen herrschte. Aber plötzlich verschwanden die Hofnungen, die man auf diese Wiedervereinigung gegründet hatte.

Marie hatte am neunten Februar des Jahres ein tausend fünf hundert und sieben und sechzig, wenige Tage nachher, da sie mit ihrem Gemahl sich in die Einsamkeit begeben hatte, ihren Hofsänger Sebastian mit einer ihrer Kammerfrauen verheurathet. Die Trauung war in ihrem Pallaste in der Residenz geschehen,

schehen, und sie hatte versprochen, den Ball mit ihrer Gegenwart zu beehren. Sie blieb indeß länger als gewönlich bei ihrem Gemahl, und unterhielt sich ganz ruhig mit ihm, als einer von Bothwels Bedienten ihr meldete, daß es schon spat in der Nacht wäre. Sie stund auf, machte sich Vorwürfe, daß sie den Ball verzögert hätte, und fuhr nach ihrem Pallaste zurück. Sie unterhielt sich noch beinahe eine Stunde mit Bothweln, der sie begleitet hatte; dann gieng sie in ihr Schlafgemach und legte sich zur Ruhe. Gegen zwei Uhr des Morgens flog das Haus, worinn sich der König befand, mit einem entsetzlichen Knall in die Luft. Die Erschütterung, welche die Explosion verursachte, setzte alle Einwohner der Stadt in Schrecken. Die tiefe Stille, die darauf folgte, machte ihnen wieder Muth; sie eilten nach dem Orte hin, woher der Knall gekommen war. Der König und einer seiner Bedienten, der mit ihm in seinem Zimmer schlief, wurden in einem anliegenden Garten, ohne alle Merkmale von Brand oder von Gewaltthätigkeit, und nur eine Serviette im Munde, todt gefunden. Man sagt, Bothwel begab sich nach der Wohnung des Königs, welcher sich noch nicht niedergelegt hatte, und ließ ihm melden, daß verschiedene von den Vornehmsten vom Adel ihn in seinem Garten erwarteten, um ihm Sachen von der größten Wichtigkeit anzuvertrauen. Der König gieng unangekleidet in Begleitung eines Kammerdieners, welcher bei ihm schlief, hinaus, und fragte Bothweln, dem er auf der Treppe begegnete, ob er allein wäre? Bothwel, ohne zu antworten, warf sich auf ihn, erstickte ihn, indem er ihm den Mund mit einem Serviette zustopfte, und trug ihn unter einen Baum, so wie den Kammerdiener, welcher ohne Zweifel von Bothwels Mitschuldigen auf gleiche Art erwürgt wurde.

Nach

Nach begangenem Verbrechen kam Bothwel nach seiner Wohnung zurück, und legte sich nieder, ehe die Lunte angelegt war.

Die gewaltsame Ermordung des Königs konnte niemand bezweifeln, und der Hauptverdacht fiel sogleich auf Bothweln. Aber da er allgemein als Mariens Liebling bekannt war, und die meisten vor seiner Gewalt zitterten, so wagte es niemand, öffentlich seine Meinung zu äußern, und alles war in Stillschweigen und stummem Erstaunen. Indessen hörte man, bei der Finsterniß der Nacht, Stimmen in den Straßen, die Bothweln und Marien selbst für Mörder des Königs ausriefen. Es fand sich sogar jemand, der an die Mauern eine Schrift anheftete, worinn er sich erbot, Bothwels Verbrechen zu beweisen, wenn man ihm Sicherheit für sein Leben verspreche. Die Königinn begegnete dem Gerüchte auf eine eben so unvernünftige als unverschämte Art, indem sie einen Preis für diejenigen aussetzte, welche die Urheber dieser boshaften Nachreden angeben würden. Aber es fand sich niemand, der diesen Preis verdienen wollte.

Der Vater des gemordeten Königs, Graf Lenox, der entfernt vom Hofe lebte, schrieb, voll tiefen Schmerzes über die Ermordung seines Sohnes, an die Königinn und bat um schnelle Gerechtigkeit gegen die Mörder, unter welchen er namentlich Bothweln und andere Hofkavaliere der Königinn nannte.

Maria nahm seine Bitte um schnelle Gerechtigkeit in sehr buchstäblichem Verstande; und da sie nur fünfzehn Tage zur Untersuchung dieser wichtigen Sache erlaubte, sandte sie dem Grafen Lenox den Befehl, er sollte am Hofe erscheinen und seine Beschuldigung wider Bothweln beweisen. Indessen wurde keiner der Beschuldigten verhaftet; Bothwel machte einige Lustreisen mit der Königinn, die schon am fünften Tage

die

die angenomme Miene der Trauer, so wie die Trauerkleider zu lästig gefunden und abgelegt hatte; war er zu Edinburg, so wohnte er dem geheimen Rathe bei oder war in Gesellschaft der Königinn. Dieß alles vermehrte den Unwillen aller Rechtschaffenen gegen die beiden Verbrecher, welchen Maria schon dadurch zu einem hohen Grade hinaufgestimmt hatte, daß sie den König ohne alles Gepränge, ohne die geringste Rücksicht auf die Würde eines Königs zu nehmen, bei Nacht neben Rizzio begraben ließ.

Der Graf Lenox hatte sich indessen von seinem Landsitze aufgemacht, um in Edinburg vor dem Gerichte zu erscheinen, und die Mörder seines Sohnes zu verfolgen. Allein seine Hofnung wurde sehr gemindert, als er auf der Reise erfuhr, was in der Residenz vorgieng, und es regten sich bei ihm billige Besorgnisse vor der Macht, dem Trotz und der Verwegenheit seines Feindes. Ohne seine Reise sogleich weiter fortzusetzen, schrieb er an Marien sein Verlangen, daß der Gerichtstag möchte verlängert werden, und beschwor sie bei der Achtung für ihre eigene Ehre, mehr Zeit und Ueberlegung anzuwenden, um eine Sache von so äußerster Wichtigkeit zu entscheiden. Allein es ward auf seine Vorstellungen gar keine Rücksicht genommen. Das Gericht sprach die Angeklagten los, und machte darauf, um sich beim Publikum zu entschuldigen, bekannt, daß es zu diesem Verfahren durch eine höhere Hand gezwungen worden sey. Hierauf wurden alle schmähsüchtigen Reden und Schriften und selbst das Lesen der letztern bei schwerer Strafe verboten, und der nichtswürdige Bothwel erbot sich zum Beweise seiner Unschuld zum Zweikampfe.

Die Gunst, welche die verblendete Königinn ihrem Lieblinge öffentlich bewies, hielt jedermann in Furcht. Ja das Parlament erniedrigte sich so tief,

daß

daß es die Königinn ersuchte, sich wieder zu vermählen, und ihr dazu — Bothweln vorschlug, unstreitig weil man wußte, daß sie ihn wollte. Sie willigte auch unbedenklich ein, und die Umstände, die diese Vermählung begleiteten, machten sie in den Augen rechtlicher Männer noch hassenswürdiger. Bothwel mußte um deswillen von einer Gemahlinn geschieden werden, die er erst sechs Monate vorher geheurathet hatte. Die Gründe der Scheidung waren höchst elend, der ganze Proceß dauerte vier Tage, und gleich darauf war die Hochzeit!

VI. Verfolgung der Hugonotten in Frankreich unter Heinrich dem Zweiten und Franz dem Zweiten.

In den Jahren 1547 bis 1560.

1.

Einführung der Reformation in Frankreich. Hartes Schicksal der Protestanten unter Heinrich dem Zweiten.

Unter allen Verirrungen des menschlichen Verstandes ist keine schröcklicher, und in ihren Folgen für das menschliche Geschlecht zerstörender gewesen, als der Wahn, es führe nur ein Weg zum Himmel, und es sey ein verdienstliches Werk, alle und jede zu morden, welche diesen, als allein richtig angenommenen

Weg

Weg nicht betreten wollen. Millionen Menschen sind diesem Irthume geopfert worden; und Galgen, Räder und Scheiterhaufen sind seine Altäre gewesen.

Frankreich hat dieses schröckliche Spiel mehrmals gespielt, und zwar mit einer Grausamkeit, vor der die Natur zurückschauert. Das Ansehen der römischen Hierarchie sank in keinem Lande mehr und früher, als in Frankreich. Der Protestantismus fand bald eifrige Verehrer, besonders seitdem Johann Calvin ihn lehrte, ein Mann von ungewönlicher Arbeitsamkeit und großer Gelehrsamkeit, von einem scharfen, durchdringenden Verstande und bewundernswürdiger Beredsamkeit. In der Gestalt, wie dieser genievolle Reformator die neue Lehre vortrug, rieß sie selbst die höhern Stände an sich. Ihre Ausbreitung war aber auch das Signal, die Bekenner dieser neuen Lehre zu verfolgen. Diese Verfolgungswuth nahm ihren Anfang unter Franz dem Ersten, im Jahr ein tausend fünf hundert und fünf und vierzig, und bezeichnete ihre ersten blutigen Schritte mit Schwerdt und Feuerverwüstung gegen die schuldlosen Waldenser*). Zwei und zwanzig Dörfer, die mehr als neun hundert Häuser zählten, wurden mit einem lauten Jubel in die Asche gelegt. Die unglücklichen Bewohner, bei Nachtzeit überfallen, konnten ihren Tigern nicht entrinnen. Die Anzahl der Schlachtopfer wird auf drei tausend sechs hundert angegeben. Viele starben in Höhlen und Wäldern, von Hunger getödtet. Alle schwangere Weiber aus der Stadt Cabrieres wurden zum Theil in dem Dampf einer angezündeten Scheune erstickt, zum

Theil

---

*) Man sehe den dritten Band dieser Revolutionsgemählde S. 163, besonders S. 186 u. f.

Theil aber aufgeschnitten, und die aus ihren Leibern gerissene Frucht mit Füßen getreten, oder an den Wänden zerschmettert.

Diese beispiellose Grausamkeit mußte eine knirschende Erbitterung bei dem helldenkenden Theile der Katholiken, ein tiefes Mitleiden bei dem gemeinen Manne, und bei den Anhängern des neuen Systems einen trotzenden Muth erregen; und so wurde die Zahl der Bekenner von Tag zu Tag größer, und ihre Entschlossenheit unerschütterlicher. Jemehr der inquisitorische Eifer der Geistlichkeit würgte, desto mehr ließ er zu würgen übrig.

Die Factionen, welche unter einer Reihe schlechter Regenten den Hof zerrütteten, gaben der Verfolgungswuth immer neue Nahrung. Dieß zeigte sich zuerst unter Heinrich dem Zweiten, der im Jahr ein tausend fünf hundert und sieben und vierzig seinem Vater Franz dem Ersten in der Regierung folgte. Er war ein guter Mail- und Ballspieler, ein unermüdeter Jäger und der beste Reuter seines Königreichs, übrigens aber ein so beschränkter Mensch, daß er nur froh war, als sich Leute fanden, die für ihn regieren wollten. Seine Wuth gegen die Calviniſten war die schrecklichste, und er bediente sich zur Ausrottung derselben aller furchtbaren Mittel, die ihm seine Gewalt in die Hände gab. Er selbst ließ sich so weit herab, daß er den Eindruck der blutigen Exekutionen durch seine Gegenwart zu erhöhen, und den zitternden Henker zu ermuntern suchte. Schaarenweise ließ er die unglücklichen Bekenner der neuen Lehre in tiefe Gefängnisse werfen, und auf öffentlichen Scheiterhaufen verbrennen. Einst gab er zu Paris ein Schauspiel, das eines Nero würdig war. Nach einer prächtigen Procession in die Kathedralkirche begab sich der Hof auf einen Balkon am Greveplatz, und sah hier unter verschie-

schiedenen Gerüsten Feuer angezündet, über welchem man überführte Ketzer an Ketten, die in Rollen liefen, bald hinabließ, bald heraufzog, bald wieder hinunterließ, um ihre Quaalen zu verlängern. Das Entsetzliche dieses Anblicks und das Geheul der Gemarterten machte einen solchen Eindruck auf den König, daß er das Bild von dieser scheußlichen Scene lange nicht aus seiner Phantasie los werden konnte.

Die Urheberinn dieser Verfolgungen war eigentlich Heinrichs Maitresse, die berüchtigte Diana von Poitiers, die den schwachen König bis an sein Ende wie in einer beständigen Bezauberung erhielt, ungeachtet sie beinahe zwanzig Jahre älter war als er. Die Natur hatte sie in der Blüthe ihres Alters mit einer seltenen Schönheit ausgestattet; ihre Manieren waren fein und voll Grazie, ihr Geist voll Gewandtheit und Witz; überdieß verband sie damit noch alle andere Eigenschaften, welche jungen Damen Liebe und Aufmerksamkeit erwerben. Sie hatte als Gattin des Oberlandrichters der Normandie zwei Söhne gebohren, und wurde in kurzer Zeit Witwe. Dieß gab ihr Gelegenheit zu einer freieren Lebensart, und einer beständigen Theilnahme an den Vergnügungen des Hofes, wo sie die Neigung des Königs so ganz gewann, daß sie über seinen Willen eine unbegrenzte Gewalt ausübte. Ihre Herrschsucht war aber so zügellos, und ihre Habsucht so ungebunden, daß sie von jedermann gehaßt wurde. Niemand empfand die Wirkungen ihres unersättlichen Geldgeizes schröcklicher, als die Calviniſten, zu deren Verfolgung sie den König beständig reitzte, um sich der Güter der Gemordeten zu bemächtigen. Von Zeit zu Zeit stellte sie dem Könige vor: wie das Gift der calviniſchen Ketzerey sich durch das Königreich immer weiter verbreite und das königliche Ansehen zu Grunde richte; die Kühnheit der Anhänger

ger Calvins sey schon so groß, daß sie ihre Lehre nicht mehr heimlich und im Verborgenen, sondern ganz laut und öffentlich fortpflanzten, wodurch dann nicht nur der Name Gottes entehrt, sondern auch die Majestät des Königs vernichtet werde.

Solche Vorstellungen reitzten den König zu immer neuen Grausamkeiten gegen die Ketzer; sie wurden zu Paris, Lyon, Angers, Blois, Bordeaux und an andern Orten Dutzendweise verbrannt. Allein ungeachtet dieser blutigen Exekutionen vermehrten sich doch täglich die sogenannten Hugonotten*). Ihre Ausdrücke: „die Reformation, das reine Wort Gottes, die erste Kirche, die evangelische Freiheit, die Anbetung im Geist und in der Wahrheit," die Freudigkeit, mit der sie die größten Martern ausstunden, ihre unerschütterliche Beständigkeit: alles dieß trug unglaublich viel dazu bei, die Zahl ihrer Anhänger unter allen Ständen zu vermehren.

Da das Parlament sah, daß die Hinrichtungen, anstatt dem Anwachs der Hugonotten zu steuren, ihnen noch mehr Proselyten verschafften, so berathschlagte es sich, ob man weiter mit solcher Strenge gegen sie verfahren sollte? Der König, der davon Nachricht erhielt, kam einst unvermuthet in die Rathsversammlung; und da man bereits angefangen hatte, über die Sache zu berathschlagen, so befahl er den Richtern, sie sollten fortfahren ihre Meinung zu eröffnen.

---

*) Dieser Name, den man in Frankreich den Calvinisten oder Reformirten gab, kam wahrscheinlich zuerst in der Gegend von Tours auf. Hier hatte man ein Mährchen, der König Hugo oder Huguet spucke des Nachts umher, und da nun die am Tage scharf beobachteten Reformirten ihre Zusammenkünfte des Nachts anstellten, so nannte man sie spottweise in Beziehung auf jene Sage Huguenots, Nachtgespenster.

nen. Furchtlos trat Annas du Bourg, ein Priester und Rath auf, sprach zum Besten der Hugonotten, tadelte die Grausamkeit, mit der man bißher gegen sie verfahren wäre, und schilderte die Mißbräuche des römischen Hofes mit den lebhaftesten Farben. Er schloß damit, daß er behauptete, man müßte nur politische Verbrecher mit dergleichen empfindlichen Strafen belegen, und daß der Irthum in den Augen der Vernunft und der Gerechtigkeit kein Verbrechen wäre. Mehrere Räthe traten dieser Meinung bei, allein der Präsident, eine Kreatur der Maitresse, behauptete dagegen, der König müßte dem Philipp August, glorwürdigsten Andenkens, nachahmen, der sechshundert Ketzer an einem Tage hätte verbrennen lassen. Dieser Rath fand Heinrichs Beifall, und er ließ sogleich mehrere Räthe in die Bastille führen. Die Verhafteten wurden von einer besondern Kommission verhört, und Annas du Bourg wurde, weil er sich öffentlich für die calvinische Lehre erklärt hatte, für einen Ketzer gehalten, und da er sich zu keiner Abschwörung seiner Meinungen verstehen wollte, so wurde er auf dem gemeinen Richtplatze zu Paris gehenkt und seine Leiche verbrannt. Diese Hinrichtung machte um so mehr Aufsehen, da der Verurtheilte in dem allgemeinen Ruf eines redlichen und untadelhaften Mannes stund; selbst diejenigen bedauerten ihn, welche seinen Religionsmeinungen nicht zugethan waren.

Mitten unter diesen Ketzerverfolgungen starb Heinrich plötzlich am zehenten Julius des Jahres ein tausend fünfhundert und neun und fünfzig. Er hatte ein großes Turnier nach alter Weise angestellt, das drei Tage dauern sollte, und wobei er selbst seine Geschicklichkeit in dieser Art von Ritterspielen zu zeigen sich vornahm. Am ersten Tage hielt sich der König trefflich. Am Abend des zweiten Tages foderte er

noch

noch den jungen Grafen von Montgomery, den berühmtesten Turnierritter seiner Zeit, auf, mit ihm eine Lanze zu brechen. Montgomery lehnte es ab, mußte aber gehorchen. Beide rannten also mit offenem Visier gegen einander, und die Lanzen zerbrachen. Montgomerys Pferd war etwas wild, und während er es aufhalten wollte, fuhr ein Splitter von der Lanze, die er noch in der Hand hatte, über das rechte Auge tief in den Kopf des Königs durch das Visier seines Helms. Die Wunde gieng so tief hinein, daß das Gehirn dadurch verletzt wurde. Zehen Tage darauf ward der Verwundete, nur zwei und vierzig Jahre alt, eine Leiche. Sein letzter Wille (er war am Rande des Grabes gegeben, wo er bald vor seinen Richter treten sollte) war ein Edikt, das alle Nichtkatholische zum Tode verdammte, und allen Richtern die unabwendbare Vollstreckung als Königsbefehl auferlegte. Sein Tod hinderte ihn an der Ausführung, wozu ihm sonst kein Mittel fehlte.

2.

Charakteristik der vornehmsten Machthaber unter der Regierung Franz des Zweiten.

Der unvermuthete Tod des Königs zeigte den Hugonotten einen neuen Strahl von Hofnung, die sie auf die Regierung seines sechzehnjährigen Sohns und Nachfolgers, Franz des Zweiten, setzten. Allein mit dem Antritt seiner Regierung schieden sich nicht nur die Hoffaktionen in feste planmäßige Partheyen, sondern der junge König schien selbst an den Gräuelscenen ein Vergnügen zu finden. Durch die allgemeine Anarchie, die wie ein austretender Strom alles fortrieß,

rieß, wurden die ohnehin sehr geschwächten Staatsbande ganz aufgelößt. Der König, nach den Reichsgesetzen zwar nicht mehr minderjährig, aber arm am Geiste, schwach am Körper, und dennoch mehr zum Genuß als zur Regierung geneigt, war bereits mit der jungen Königinn von Schottland, Maria Stuart, vermählt, die meine Leser aus der vorhergehenden Erzählung kennen. So war also das Reich zweyen Kindern anvertraut, die es den früh aufkeimenden Faktionen zum Opfer brachten.

An die Spitze aller Partheyen stellte sich sogleich Heinrichs Witwe und Mutter des schwachen Königs, die berüchtigte Katharina von Medicis, die in der Schule eines Alexanders des Sechsten; eines Borgia und anderer Tyrannen Italiens erzogen worden war. Dreissig Jahre regierte sie, und dreissig Jahre war sie eine Furie für Frankreich; schwach und grausam, gleichgültig gegen alle Meinungen, und dennoch abergläubisch. Religion führte sie immer im Munde, aber in dem Innern ihres Herzens hatte sie keine andere Gottheit, als ihren Ehrgeitz; alles opferte sie diesem Götzen, und Verbrechen reitzten nur ihre Begierden. Unerschrocken bei ihren Frevelthaten rief sie: „sey es drum, wenn ich nur regiere!" Den Weg dazu bahnte sie sich, ohne Rücksicht auf Wohlstand, auf Sitten und auf öffentliche Achtung. Uebrigens ohne Plan, ohne wahre Talente, man müßte denn zur Regierungskunst auch Treulosigkeit rechnen, Verstellung, und jene so gemeine und leichte Hülle für eingeschränkte Geister, die Sucht nemlich, Unruhe und Zwiespalt zu verbreiten. Alles vermengte, alles vermischte sie, niemals handelte sie anders als auf krummen Wegen, schwankte unaufhörlich zwischen beiden Partheyen, und dem Schlangengange ihrer Politik gemäß, ermunterte sie bald die Protestanten, bald

ver-

versetzte sie dieselbe in die äußerste Verzweiflung; an dem nemlichen Tage flehte sie niederträchtig um ihre Hülfe und unterzeichnete ihre Achtserklärung; gleich bereit, über ihre Niederlage und über ihre Siege sich zu freuen; und bei ihrem ewigen Wechsel blieb sie nur standhaft in dem Vorhaben zu schaden. Während dreier Regierungen führte sie die Fackel der Zwietracht und alterte mitten unter den Flüchen und Vorwürfen der ganzen Nation. Sie nahm mit in ihr Grab den Haß der Protestanten und die Verachtung der Katholiken, den Abscheu der Franzosen und aller Rechtschaffenen, und hinterließ eine reiche Aussaat von Klagen, Zwietracht, Kriegen und Verbrechen.

Während der ganzen Regierung ihres Gemahls hatte die herrschsüchtige Katharina mit bewundernswürdiger Geduld und Verstellung den heimlichen Kummer ertragen, den ihr seine Maitresse Diana von Poitiers verursachte. Nach seinem Tode aber glaubte sie, der rechte Zeitpunkt sey gekommen, ihre Nebenbuhlerinn zu verdrängen, und das Staatsruder zu ergreifen. Das jugendliche Alter des Königs, und noch mehr seine natürliche Unfähigkeit, erfoderte nicht sowohl eine Vormundschaft, als vielmehr so lange eine weise und aufmerksame Regentschaft, bis seine natürliche Schwäche durch das Alter etwas gestärkt worden wäre. Nach einer alten Reichsgewohnheit wurden die Prinzen von Geblüte zu dieser Regentschaft berufen. Sie machten nun auch sogleich alle Anstalten, sich in den Besitz einer Gewalt zu setzen, die ihrem Stande und ihrer Geburt entsprach. Allein von dem ältesten unter ihnen, dem Könige Anton von Navarra (aus dem Hause Bourbon) war nichts Entscheidendes zu erwarten: er war zu zaghaft, um einen kühnen Schritt zu thun, und zu wollüstig, um seinen Genuß und seine Ruhe mit einer Lage zu vertauschen,

die

die Aufopferung und Thätigkeit foderte. Er überließ also alles seinem natürlichen Gange; leicht konnte ihn jede Parthey als ihr Werkzeug gebrauchen, wenn sie seinen Neigungen zu schmeicheln wußte. Weit feuriger, offenherziger und tapferer war sein jüngerer Bruder, Ludwig Prinz von Conde, Stammvater des ganzen Condeischen Hauses, ein unternehmender Kopf, ein feiner Hofmann und ein tüchtiger Soldat. Er stund mit den wichtigsten Staatsmännern in Verbindung, und konnte in jedem Falle mit Zuversicht auf ihre Unterstützung rechnen.

Eine furchtbare Faktion gegen die Prinzen von Geblüt bildeten die sogenannten Guisen. Mit diesem Namen belegte man sechs Prinzen und eine Prinzessinn, sämmtliche Bruderskinder des regierenden Herzogs Anton von Lothringen, die, weil sie nur auf kleine Apanagen angewiesen waren, ihr Glück im Dienst des Hofes oder im geistlichen Stande versuchen mußten. Guisen nennt man sie nur um der Kürze willen nach dem ältesten dieser Brüder, der wirklich ein kleines Herzogthum dieses Namens im Lothringischen besaß. Dieser Herzog Franz von Guise, und sein Bruder Karl, den der Pabst zum Kardinal von Lothringen gemacht hatte, kommen hier auch nur in besondere Betrachtung.

Der Herzog Franz besaß alle Eigenschaften, die Herzen der Menschen zu bezaubern. Seine edle Bildung sprach und entschied schon für ihn, ohne mit seinen andern Vorzügen bekannt zu seyn. Sein Name konnte den Neid, und sein Einfluß die Eifersucht entwafnen. Er hatte bei der Vertheidigung von Metz mit weniger Mannschaft den stolzen und mächtigen Kaiser Karl den Fünften zu einem demüthigenden Geständniß gezwungen: „daß das Glück andern Weibern ähnlich sey, welche junge Günstlinge wählen,

und alte verlassen.“ Der wüthende und tapfere Herzog von Alba, der erfahrne Marquis Mariana und der listige Markgraf von Brandenburg vermochten nichts über seine Tapferkeit, seine Geschicklichkeit und seine Klugheit. Ihm mußten die Engländer Calais, die letzte zwei hundert Jahre alte Besitzung auf französischem Boden, abtreten. Durch diese Großthaten war er Frankreichs Retter geworden. Willig folgte ihm das Heer des jungen Kriegsadels, und rechnete schon auf Siege, ehe es die Stärke des Feindes kannte, ehe es zur Schlacht kam. Willig gab der Soldat sich den größten Gefahren preis, die sein Anführer ohne die geringste Selbstschonung mit ihm gleichmäßig theilte. Persönliche Eigenschaften, die, in der Nähe betrachtet, den Ruf der Thaten oft schwächen, schienen den seinigen noch mehr zu erhöhen. Seine Gegenwart belebte mit gleich magischer Kraft den Muth der Truppen, wenn alles verloren, und den Ton der Gesellschaft, wenn sie durch eine tödtliche Langeweile abgestorben zu seyn schien. Alle seine Handlungen hatten das vollendete Gepräge eines großen Mannes. Er war großmüthig gegen seinen Feind, warm gegen seine Freunde; herablassend gegen Jedermann, ohne es fühlen zu lassen; offen und freimüthig, ohne sich bloß zu geben; ungebunden, ohne frech, und traulich, ohne Schwärmer zu seyn; kurz, er war einer von den wenigen Menschen, denen man sich mit Liebe nähern konnte, ohne von der großen Hochachtung für seine Person zurückgeschreckt zu werden. Es war ihm deswegen so leicht, unter dem mächtigen Einfluß, den seine Größe auf Frankreich hatte, seinen unersättlichen Ehrgeitz zu verbergen, der die Triebfeder aller seiner Handlungen war, dem er alles aufopfern konnte, wenn es auch durch die Stimme der Natur und die Bande der Liebe geheiliget war.

Mit

Mit ganz verschiedenen Eigenschaften, und mit einer Denkart, die einem römischen Priester angemessener ist, mit einem vielleicht größern Geiste, einem feurigern Ehrgeize, einer tiefern Staatsklugheit, weit weniger Gewissenhaftigkeit und mehr Kühnheit, gieng sein Bruder, der Kardinal von Lothringen, viel sicherer dem gemeinschaftlichen Ziele entgegen: der Unterdrückung der Prinzen von Geblüt. Ganz der Wildheit seines Charakters folgsam, verbreitete er über Frankreich jenen Geist der Unruhe und der Verfolgung, der zwei hundert Jahre spater ihn zum Abscheu der Nation gemacht haben würde, der aber damals alles unter sein Joch brachte, was sich nur von feilen, unwissenden, ehrsüchtigen, schwärmerischen Seelen vorfand. Er herrschte über Frankreichs Geistlichkeit, und von dieser war er die Seele und der Despot; so wie sein Bruder über die Gemüther des großen Haufens und bei den Kriegsheeren herrschte. Er vertheilte alle Gnaden und alle Strafen der Kirche; er war Herr von allen Reichthümern des Königreichs; fast erlag er der Last von Würden, welche über seinem Haupte gehäuft waren; als Onkel der Königinn Maria Stuart, als erster Minister und Kardinal sah er alles unter seinem eisernen Scepter sich beugen. Er war der erste, welcher die Bastille zum gewönlichen Werkzeug der Ministerrache machte; man brauchte ihm nur verdächtig zu seyn, um in dieses Grab der Lebendigen gestürzt zu werden, und hier unter der Folter, oder unter dem Kampfe der Verzweiflung zu sterben. Er war auch der Erfinder von den geheimen Verhaftsbefehlen, und vervielfältigte jene Untersuchungen, bei welchen die Richter öffentlich dafür bezahlt wurden, wenn sie rechtschaffene Leute, die seine Tyranney zu tadeln wagten, für unschuldig erklärten. Das Ketzergericht betrachtete er als das sicherste Werk-

 zeug

zeug seiner heimlichen Rache, und er wendete alle seine Bemühungen an, um diese Blutbühne auch in Frankreich zu errichten. Er zündete Scheiterhaufen an, er folterte die Gewissen, er verfolgte die vornehmsten Franzosen, er plünderte seine Schlachtopfer, und unwiderbringlich unglücklich machte er die Obrigkeiten, welche ihm zu widerstehen wagten. Den Hugonotten war er der wüthendste Verfolger, und er suchte sie mit Feuer und Schwerdt zu vertilgen. Alles beugte sich unter ihm, und zur Sicherheit seiner Person hatte er eine Kompanie Gardisten, welche ihn nicht einmal an den Stufen des Altars verließ.

Schon unter Heinrichs Regierung hatten die Guisen, in Verbindung mit der Maitresse Diana von Poitiers, den größten Einfluß auf die Staatsgeschäfte, und sein Sohn Franz, dieser Kindkönig, berauscht von den Reitzen seiner jungen Gemahlinn, und nur für diese Reitze empfänglich, überließ den Guisen einen für seine Hände zu schwachen Scepter, den sie mit einer Freude ergriefen, welche sie vor allzugroßer Lebhaftigkeit nicht verbergen konnten. Der Herzog Franz von Guise ward Oberaufseher des Kriegswesens, und der Kardinal von Lothringen Finanzminister; alles mußte sich unter dem Degen des erstern und unter dem Krummstab des letztern beugen.

Das lag freilich nicht im Plan der Königinn Mutter, Katharine von Medicis. Sie meinte, daß ihr allein das ausschließende Regiment sowohl aus Kindesliebe, als aus vielen Beispielen verflossener Zeiten zustehe. Da es ihr aber an einem Anhange fehlte, der stark genug gewesen wäre, sich der höchsten Gewalt allein zu bemächtigen, so verband sie sich einstweilen mit den Guisen, überzeugt von der Allmacht ihres eigenen Einflusses, und voll Vertrauen auf eine Zukunft, die sie zur alleinigen Beherrscherinn erheben

würde. Sie nahm dabei zu jener Verstellung ihre Zuflucht, worinn sie eine so große Fertigkeit erlangt hatte. Sie erwartete von der Zeit, die alles verändert, eine Gelegenheit, die Prinzen von Lothringen zu entfernen; denn diese Herren, welche jetzt die Regierung in Händen hatten, konnten sie durch einen Wink ins Exil oder in ein Kloster schicken.

3.

Tyrannische Herrschaft der Guisen. Verfolgung der Hugonotten.

Es liegt in der Natur der Regierungen, daß der unterdrückte und leidende Theil gegen die Macht, die ihn beleidigt, sich zu empören sucht. Die Guisen, nunmehr die höchsten Gewalthaber, verdrängten jeden, dessen Gesinnungen ihnen nur einigermaßen verdächtig waren, und vermehrten täglich die Zahl der Misvergnügten im Staat. Niemand empfand die erlittene Kränkung schmerzhafter, als die Prinzen von Geblüt, der König von Navarra, und sein Bruder, der Prinz Conde. An sie schlossen sich immer Mehrere an, die Ursache hatten, mit den Guisen unzufrieden zu seyn. Diese sogenannte bourbonische Parthey hielt fleissig Zusammenkünfte, und berathschlagte sich, was zu thun sey. Darinn kamen alle überein, daß die Einmischung der Weiber in den Staatsrath ganz verfassungswidrig sey, und daß der Platz, den die Guisen so unrechtmäßig einnähmen, ihnen entrissen werden müsse. Nur war man nicht einig, ob dieß letztere mit Gewalt oder mit List geschehen solle. Mehrere angesehene Männer riethen zur Mäßigung,

und

und meinten, man müsse die Königinn Mutter zu gewinnen suchen. In dieser Absicht ward nun wirklich der König von Navarra nach Fontainebleau geschickt, wo der Hof sich damals aufhielt. Er ward aber daselbst so kalt empfangen, daß er froh war, nur wieder unter einem erträglichen Vorwande wegkommen zu können. Nicht einmal eine Wohnung im Schlosse ward ihm angeboten; er mußte bei einem benachbarten Edelmanne absteigen. Die Königinn Mutter und den König konnte er nicht anders als im Beiseyn der Guisen sprechen, und so mußte er freilich die Hauptabsicht seiner Sendung ganz verschweigen.

Es läßt sich leicht denken, wie sehr diese neue Beleidigung die Bourbons erbittern mußte. Jetzt fand der Vorschlag des kühnen und entschlossenen Prinzen Conde allgemeinen Beifall, sich eine Parthey im Volke zu machen, und die Guisen zum offenen Kampfe heraus zu fodern. Man durfte auf Anhänger rechnen, denn unter den rechtlichen Franzosen war fast keiner, der nicht die widerrechlichen Anmaßungen der Fremden tadelte; das Haus Bourbon stund von Alters her in gutem Rufe, und Ludwig von Conde hatte besonders viel persönliche Liebe im Volke.

Die Guisen bedienten sich in Kurzem ihrer Gewalt auf eine so despotische Art, daß die Zahl ihrer Feinde nothwendig sehr vermehrt werden mußte. Ihre verschwenderische Freigebigkeit erschöpfte alle Quellen, vermehrte die Zahl der Sollicitanten, und empörte den würdigern nicht belohnten Theil der Nation. Ihre rücksichtslose Austheilung der Ehrenstellen beleidigte das wahre Verdienst, und schwächte die kraftvollsten Mittel, den Muth zu spornen. Nichts aber mußte sie in den Augen der Franzosen mehr herabwürdigen, als die empörende Despotie, die sich der König zu Fontainebleau, irre geleitet durch die Vorstel-

lung

lung derselben, erlaubte. An diesen gewönlichen Lustort strömte aus mehreren Provinzen des Königreichs eine zahllose Menge Menschen hin, um theils ihren rückständigen Sold, theils Belohnungen für ihre Dienste, theils Pensionen, theils Gnadengelder zu fodern. Die Staatsquellen waren schon zu sehr erschöpft, um allen Foderungen Genüge zu thun. Die Guisen riethen daher dem Könige zu einem kürzern Mittel, um die ungestümmen Sollicitanten auf einmal zu entfernen. Der König folgte ihrem unmenschlichen Rathe, ließ in der Gegend von Fontainebleau einen Galgen errichten, und ein Edikt ausgehen, das jeden, ohne Unterschied des Standes, mit seinem Anliegen binnen vier und zwanzig Stunden, bei Strafe des Galgens, vom Hofe zurückwies.

Dieses Edikt, welches der wilde Geist des Kardinals von Lothringen dem Könige eingegeben hatte, machte ihn und seinen Bruder gleich verhaßt, und die alten und verdienten Soldaten murrten eben so laut, als diejenigen, welche man durch eitle Hofnungen und glatte Worte hingehalten hatte, über eine so unwürdige Behandlung, die ihnen ihren Unterhalt, und was noch mehr als alles dieses war, die Ehre raubte. Sie verließen alle binnen der gesetzten Zeit mit knirschendem Unwillen einen Hof, der sich dem unersättlichen Genuß aller Arten von Vergnügungen überließ, und schaamlos genug war, der unverdienten Armuth im Taumel der Wollust und der Unschuld mit lachender Tücke zu spotten.

Noch mehr wurde dieser Haß vergrößert durch die Krankheit des Königs und die boshafte Erdichtung eines Mittels, das ihm die Aerzte vorgeschrieben haben sollten; daß er nemlich das Blut von Kindern, die unter sechs Jahren wären, theils warm trinken, theils als Bad gebrauchen sollte. Man glaub-

te auch schon wirklich (so weit war es gekommen) dem Gerüchte, daß gewisse Personen in die benachbarten Provinzen der Loire mit dem geheimen Auftrage abgeschickt wären, solche Kinder aufzusuchen, und sie zu dieser Bestimmung aus den Armen ihrer Mütter zu reissen. Man hielt mehr die Guisen als die Hugonotten für die Erfinder dieser grausenvollen Erzählung, weil jene das königliche Haus dadurch herabzuwürdigen, und zugleich den König wider diese, als die beschuldigten Urheber dieser schwarzen Verläumdung, aufzuhetzen suchten. Vielleicht war sie auch ein bloßer Versuch, den die Guisen mit der Geduld des durch ihre Willkühr gereitzten Volkes machen wollten, um darauf den Plan ihrer Herrschsucht desto sicherer zu gründen.

Aber das war noch nicht alles. Alle gute Franzosen, welche mit Seufzen den schnellen Fortschritten dieser Aufdringlinge zusahen, und ihrem Ehrgeitze sich widersetzen wollten, wurden mit dem zwiefachen Banne, des Staats und der Religion, belegt, mit welchem sie ihre Hände bewafnet hatten; die Pforten der Bastille öffneten und schloßen sich auf ihren Ruf, um ihre Schlachtopfer zu verschlingen; dahin stürzten sie jeden, der ihnen zu widerstehen wagte. Die guten Bürger büßten, als Märtyrer ihres Eifers für das Vaterland, für ihre Unvorsichtigkeit, entweder in fürchterlichen Kerkern, oder auf Scheiterhaufen, oder auf dem Schafotte; oft blos dann schon, wenn sie von Freiheit und Duldsamkeit nur zu reden wagten.

Das härteste Loos traf indessen die unglücklichen Hugonotten. Weit entfernt, vom Hofe geduldet zu werden, wurden sie jetzt heftiger verfolgt als jemals. Man stellte dem schwachen Könige vor, er könne den letzen Willen seines Vaters gar nicht besser erfüllen, als wenn er alle diese Ketzer rein ausrotte. So erschienen dann Edikte, worinn den Hugonotten ihre gottesdienstlichen

lichen Versammlungen bei Lebensstrafe untersagt wurden. Täglich hörte man von Gefangennehmungen, Einziehung der Güter und Lebensstrafen. Bei jedem Parlament, dergleichen jetzt jede Provinz von Frankreich hatte, wurde eine besondere Kammer angelegt, die sich blos mit Beobachtung und Verfolgung der Protestanten beschäftigte. Man nannte sie Feuerkammern, weil sie ohne Barmherzigkeit alle diejenigen verbrannten, die wider den königlichen Befehl gehandelt hatten. Niemand that sich dabei mehr hervor, als der Parlamentspräsident Minard und ein gewisser Inquisitionsrath Mouchi, der ganze Banden Spionen warb, die aus verdorbenen Schneidern, Schustern, und ähnlichen Leuten bestanden, und nach seinem Namen Mouchards genannt wurden. Diese durchkrochen alle Winkel, auch die Klüfte und Höhlen der Berge, und sagten wider die Protestanten schändliche Dinge aus, z. B. daß sie bei ihren Zusammenkünften ein Osterlamm nebst einem Schwein verzehrten, alsdann die Lichter auslöschten, und mit den verwechselten Weibern die verabscheuungswürdigste Unzucht trieben. Diese in alten und neuen Zeiten gegen verfolgte Sekten gebrauchte Verleumdung breitete sich in der Stadt und am Hofe aus, und kam endlich vor die Ohren des Königs und der Königinn, die von der Zeit an gegen die Protestanten noch mehr erbittert wurden. Allenthalben wurden sie aufgesucht und zur Strafe gezogen, und hierzu bedurfte es keines andern Beweises, als daß man sie bei einer nächtlichen oder geheimen Zusammenkunft angetroffen hatte. Um der Gefahr zu entgehen, retteten sich viele durch die Flucht. Aber nun wurden ihre zurückgelassenen Habseligkeiten sogleich verzeichnet, und öffentlich an die Meistbietenden verkauft; da dann die zurückgebliebenen Kinder, die den Eltern nicht folgen konnten, mit klägli-

lichem Geheul in den Straßen und Dörfern herum liefen und bettelten.

4.

Die Verschwörung von Amboise.

Die Parthey der Hugonotten war längst so vieler blutigen Exekutionen überdrüssig und glaubte, daß es weit natürlicher wäre, sich großmüthig zur Vertheidigung seiner Freiheit aufzuopfern, als sein Leben unter den Händen des Henkers zu verlieren. An sie schlossen sich viele von den Großen an, welche durch die Despotie der Guisen ihren Einfluß verlohren hatten, und folglich mit dem herrschenden Staatssystem höchst unzufrieden waren. Es kamen hin und wieder Schriften zum Vorschein, worinn bewiesen wurde, daß, wenn der König noch nicht im regierungsfähigen Alter wäre, die Administration, wie die Hofnung zur Thronfolge, dem nächsten Agnaten gebühre; daß die Staatsgesetze sowohl die Fremden als die Weiber davon ausschlössen; die Guisen wären keine eigentliche Franzosen, sondern Lothringer, deren Macht sehr verdächtig wäre; die Administration eines Kardinals sey dem Staate zu allen Zeiten sehr gefährlich und nachtheilig gewesen ꝛc.

Die Machthaber achteten nicht auf die warnenden Vorboten einer gewaltsamen Explosion, sondern fuhren fort, gegen die Hugonotten die quaalvollesten Todesarten zu verhängen, und alle ihre Gegner zu unterdrücken. Immer größer wurde daher die Zahl der Verschwornen, die sich zu dem Zwecke vereinigten, sich der Guisen mit gewafneter Hand zu entledigen. Um dem Vorwurf der Empörung auszuweichen und

desto mehrere zur Theilnahme zu bewegen, holten die Misvergnügten unter der Hand das Gutachten verschiedener Juristen und Theologen ein, ob man, unter den gegenwärtigen Umständen, mit Recht und gutem Gewissen gegen die Guisen die Waffen ergreiffen könne? Die protestantischen Theologen in Deutschland waren der Meinung, daß es allerdings erlaubt sey, wider die unrechtmäßige Herrschaft der Guisen Gewalt zu gebrauchen, dafern es unter dem Ansehen eines oder mehrerer Prinzen von Geblüt und mit Beistimmung des größern und bessern Theils der Stände geschähe; den König selbst deswegen zu erinnern, sey unnöthig, da er jung und unerfahren sey und von den Guisen gleichsam gefangen gehalten werde.

An der Spitze der Misvergnügten standen die Prinzen von Geblüte, der König von Navarra und der Prinz von Conde. Jener nahm entweder wegen seiner natürlichen Indolenz oder wegen Furchtsamkeit keinen thätigen Antheil. Diesen foderte schon sein großer Muth, seine Dürftigkeit, seine erlittenen Kränkungen, und sein Haß wider die Guisen auf, sich von den Fesseln der Wollust loszureissen, und sich öffentlich auf einen Schauplatz zu wagen, der seinen heftigen Leidenschaften einen andern Gegenstand ihrer Befriedigung darbot. Die Verschwornen hielten eine geheime Zusammenkunft auf einem von den Schlössern des Prinzen von Conde. Als die Springfedern von allen Seiten gespannt waren, so wurde folgender Verfahrungsplan angelegt: Ein großer Haufe derjenigen, die sich zur neuen Lehre bekenneten, sollte sich unbewaffnet versammeln, vor dem Hofe erscheinen, und die Gewissensfreiheit, ihre freie Religionsübung und die zu diesem Behufe nöthigen Kirchen verlangen. Weil sie nun wußten, daß ihnen diese Foderung aufs hartnäckigste und in den strengsten Ausdrücken würde ver-

verweigert werden, so sollten diejenigen, welche sich aus allen Provinzen zu gleicher Zeit an Einem Orte einfinden mußten, unter Anführung gewisser Hauptleute, unvermuthet und in Waffen erscheinen, als ob die durch die abschlägige Antwort aufgebrachte Menge voll Verzweiflung die Waffen ergriffen hätte. Bei der Verwirrung und Bestürzung am Hofe sollte der Herzog von Guise, der Kardinal von Lothringen, nebst allen ihren Anhängern ermordet, und der König gezwungen werden, den Prinzen von Conde zum obersten Reichsregenten zu erklären, der ihnen dann die Glaubensfreiheit verleihen, und alle wider sie ergangenen Strafgesetze aufheben würde.

Nachdem die Art der Ausführung festgesetzt war, so wurden den Häuptern der Hugonotten ihre Stellen und Provinzen angewiesen, um mit desto größerer Ordnung und weniger Geräusch zu Werke gehen zu können. Der Prinz von Conde war zwar der eigentliche Anführer der ganzen Unternehmung; allein man hielt es theils für wirksamer, theils für sicherer, seinen Namen nicht bekannt werden zu lassen, und um ihn desto sicherer zu verbergen, so wurde ein anderer an die Spitze gestellt. Dieß war ein gewisser Edelmann aus Perigord, Namens Renaudi, ein Mann, welcher durch viele Unglücksfälle gezwungen worden war, außer seinem Vaterlande auf Abentheuer auszugehen, und der sich durch seine Kühnheit und seinen Verstand einen großen Anhang und Namen unter den Hugonotten gemacht hatte. Es fehlte ihm weder an Muth noch an Feuer, der Anführer einer so kühnen Unternehmung zu seyn. Sobald er die Gesinnungen des ganzen Bundes ausgeforscht hatte, hielt er eine Rede, die den Unentschlossensten bestimmen, den Furchtsamsten mit Muth, und den Kältesten mit Feuer beseelen mußte. Schon der Anfang und das

Ende

Ende derselben mußte alle unwiderstehlich mit fortreiſsen. „Die Heiterkeit, die auf eurem Gesichte thront, und die Wonne, die in eurem Auge funkelt, sind mir Bürge für eure Seelenruhe, und überzeugen mich nicht nur von der Wärme, womit wir unsere Plane ausführen, sondern auch von der Treue und Standhaftigkeit, womit wir dem mächtigsten, womit wir jedem Hindernisse trotzen werden. Unmöglich kann ein anderer als ein glücklicher Erfolg ein Unternehmen krönen, das aus den Köpfen so vieler vortreflichen Leute hervorgieng. Ich schwöre, sagte er zum Schluß, und nehme den Himmel zum Zeugen, daß ich nie, weder durch Empfindungen, Reden noch Handlungen, dem Könige, der Königinn Mutter, seinem Bruder dem Prinzen, noch seinen Blutsverwandten zu nahe treten werde; vielmehr betheure und beschwöre ich, daß ich bis auf den letzten Hauch meines Lebens, die Majestät und Würde des Throns, das Ansehen der Gesetze, und die Freiheit des Vaterlandes wider die Tyrannen von Ausländern behaupten werde.“

Einer Erklärung dieser Art, die so uneigennützig, so partheylos, und blos aus reiner Vaterlandsliebe geflossen zu seyn schien, konnte man seinen Beifall nicht versagen. Einstimmig ertönte der nemliche Eidschwur, und unter allen so verschieden gesinnten Menschen war nicht ein Einziger, den ein so kühnes Unternehmen zurück schreckte, oder der Zeit zur Ueberlegung verlangt hätte. Durch das Loos wurde jedem Edelmann seine Provinz angewiesen, woher er seine Theilnehmer anzuführen habe.

Die Verschwornen verliessen in der Stille ihre Wohnörter, und eilten mit verborgenen Waffen auf verschiedenen Wegen in einzelnen Haufen zur bestimmten Zeit nach Blois, wo sich der Hof aufhielt. Diese Stadt liegt auf einer Ebene, ohne alle Befe-

stigung

stigung und Besatzung, in deren umliegenden Gegenden sich alle den fünfzehenten März des Jahres eintausend fünf hundert und sechzig versammeln sollten. Merkwürdig ist das tiefe verrathlose Stillschweigen, das so viele Menschen von so verschiedenen Provinzen bei ihrem Plane beobachteten. Die Guisen erhielten früher aus Deutschland, Italien und Spanien, als durch ihre durch die Provinzen zerstreuten Spione, eine dunkle Nachricht von der Verschwörung. Endlich fand sich ein Pariser Advokat, Renaudie's Freund und Religionsverwandter, der die ganze Verschwörung entdeckte.

So sehr sich die Guisen bisher einer sorglosen Behaglichkeit überlassen hatten, so groß war jetzt ihre bange Ahndung, ihr Schrecken und ihre Verwirrung. Der Kardinal von Lothringen rieth, den Adel der nächsten Provinzen zusammen zu berufen, die Infanterie der nächstgelegenen Besatzungen in ein Korps zusammen zu ziehen, und Kuriere an alle Provinzen und Statthalter des Reichs mit den unbedingten Befehlen eilends abzuschicken, daß sie sogleich ins Feld rücken, und alle verfolgen sollten, die sie in Waffen treffen würden. Allein der Herzog von Guise verschmähte die Wuth einer undisciplinirten Menge ohne Anführer und Ordnung, und glaubte, daß durch den vom Kardinal vorgeschlagenen Weg das Uebel in seinem Laufe wohl aufgehalten, aber nicht gedämpft, sondern, da es in den Eingeweiden des Reichs seinen Sitz habe, und immer herumschleiche, durch Zufälle zu einer andern Zeit mit größerer Heftigkeit losbrechen würde. Er war also der Meinung, man sollte durch Verstellung den Verschwornen Muth machen, daß sie sich selbst entdeckten, damit sie dann desto nachdrücklicher bestraft werden könnten. Diesem Rath stimmte die Königinn Mutter bei, und der Hof begab

sich

sich sogleich von Blois, wo weder Befestigung noch Kriegsvorrath war, nach dem festen Schlosse zu Amboise.

Als der bestimmte Tag herannahte, an welchem die Verschwornen erscheinen sollten, begaben sich die Guisen zum Könige, und benachrichtigten ihn von der drohenden Gefahr, die über seinem Haupte schwebte. Absichtlich übertrieben und vergrößerten sie alles, was gegen die Regierung, und ganz besonders gegen seine Person und nächsten Verwandten unternommen würde. Schon ließen sich einige Verschworne an den Thoren von Amboise blicken, und die Noth fodere die schleunigsten Vorkehrungen.

Der von Natur furchtsame, schwache, und jetzt durch die Größe der drohenden Gefahr erschreckte König berief seine Mutter und alle seine Räthe um sich, um über die Art zu rathschlagen, wie man dem ersten Anfalle widerstehen, und einen so fürchterlichen Aufruhr unterdrücken könne. Die Berathschlagung war sehr unordentlich und tumultuarisch. „Ach, sagte der König weinend, was hab' ich doch meinem Volke gethan, daß es so arg mit mir umgehen will?" Diese Aengstlichkeit des Königs ward von den Guisen genährt, und durch Verbreitung der übertriebensten Gerüchte bewogen sie den geängsteten Monarchen, daß er den Herzog von Guise zu einem Generalstatthalter mit unumschränkter Gewalt ernannte, um durch seinen tapfern Arm uud seine reife Staatsklugheit das Reich vom Verderben zu retten.

Sobald der Herzog diese längst gewünschte Würde erhalten hatte, dachte er ernstlich an die Unterdrückung der Verschwörung. Er ließ in Eile das Schloßthor und den Park zumauren, legte in das andere eine Besatzung von Schweitzern und Freischützen, die gewönliche Leibwache des Königs, und schickte nach

allen

allen Gegenden Spionen, um nicht von den Verschwornen überfallen zu werden. Er rief die vertrautesten Freunde seines Hauses an den Hof, und befahl, die Hauptplätze wohl zu verwahren, und alle bewafnete Leute, die man auf dem Wege nach Amboise antreffen würde, gefangen zu nehmen. Aus diesen und manchen andern Wahrnehmungen konnte Renaudie wohl schließen, daß sein Anschlag verrathen sey. Aber er ließ sich dadurch nicht schrecken, sondern zog mit seinem Haufen von Blois, wo er den Hof zu überfallen gedacht hatte, gegen Amboise. Dem unbewafneten Haufen, der fußfällig vom Könige die Gewissensfreiheit begehren sollte, wurde nicht allein der Eingang versagt, sondern er wurde auch von der Thorwache in den bittersten Ausdrücken zurückgewiesen. Unwillig zerstreuten sich die Leute auf dem Felde, und erwarteten die Ankunft der Verstärkungen, die auch von allen Seiten gegen Amboise anrückten.

Der König, die Guisen und der ganze Hof geriethen in eine nicht geringe Bestürzung, als sie hörten, daß eine so starke Anzahl bewafneter Leute schon in der Nähe sich befände. Auf den Rath der beiden Brüder von Lothringen, befahl der König dem Herzoge von Nemours, sich zu den Verschwornen zu begeben, und sie zu fragen: „warum sie sich hier bewaffnet versammelten? wenn sie Klagen und Beschwerden vorzubringen hätten, warum sie dieß bewaffnet thun wollten? Sie sollten nur kommen, und mit Ehrfurcht und in Unterthänigkeit dieselben vorlegen. Er versichere sie auf sein Fürstenwort, daß er ihnen alles, was sie begehrten, bewilligen, und es ihnen verzeihen wolle, daß sie es gewagt hätten, seiner Residenz bewaffnet so nahe gekommen zu seyn.“ Der Herzog von Nemours begab sich mit einer Bedeckung

von hundert Reutern zu den Verschwornen, und machte ihnen den Auftrag des Königs bekannt. Da er sie durch Schwur und Unterschrift auf Ehre und Seligkeit versicherte, daß er sie frei und ohne Lebensgefahr zurück bringen wolle, so entschlossen sich fünfzehn der besten Sprecher, mit ihm nach Amboise zu gehen, um dem König ihre Beschwerden vorzutragen und durch deren Erledigung dem Ausbruche eines Krieges vorzubeugen. Sie waren aber kaum zu Amboise angekommen, als sie sogleich in Gefängnisse geworfen, darauf gefoltert, und als Verbrecher der beleidigten Majestät hingerichtet wurden. „Ein König, hieß es, sey nicht verbunden, aufrührerischen Unterthanen Wort zu halten.“

Diese Treulosigkeit reitzte die Wuth der Verschwornen aufs höchste, und sie beschlossen das Aeußerste zu wagen. Unerschrocken rückten sie auf Amboise los, wurden aber von den ausgestellten königlichen Truppen in mehreren Gefechten theils niedergehauen, theils gefangen oder zerstreut. Renaudie selbst wurde in einem Gehölz unweit Amboise von einem Haufen Reuter angegriffen, und nach einem hartnäckigen Gefecht mit dem größten Theil seiner Leute getödtet. Dieß brachte die noch übrigen Schaaren der Verschwornen zur Verzweiflung. Alle umliegenden Gegenden waren gegen sie gerüstet, und sie konnten sich auf keine Weise durch die Flucht retten. Sie machten einen kühnen und tapfern Angriff auf das Thor und die Schloßmauern von Amboise; allein da sie von allen Seiten das Schloß sehr gut vertheidigt fanden, und endlich voll Ermüdung verzweifelten, dasselbe einzunehmen, so zogen sie sich in die Häuser der Vorstadt zurück, entschlossen, da sich hartnäckig und so lange zu vertheidigen, bis sie vielleicht unter Begünstigung der herannahenden Nacht einen Ausweg finden würden, um sich durch die Flucht zu retten. Als aber die

königliche Reuterey von den umliegenden Feldern zurück gekommen war, so warf sie sogleich Feuer in die Häuser, in welche sie sich zurückgezogen hatten, wodurch sie alle ohne Widerstand umkamen.

Schröcklich war das Loos der Unglücklichen, die lebendig gefangen wurden. Man hängte, ersäufte und räderte sie. Auf den Straßen zu Amboise lagen über zwölf hundert Leichen, und überall waren Galgen errichtet. Die Bauren erschlugen alle Flüchtige, die sie antrafen; vier Meilen im Umkreis ward alles erwürgt, was den Siegern in die Hände fiel, ohne Proceß. Die düstere Nacht verdoppelte die Mordthaten, um dem Volke durch diesen grausen Auftritt kein Mitleiden zu erwecken. Ohne Aufschrift, die das Verbrechen bezeichnete, und ohne den Namen des Angeschuldigten zu wissen, wurden mehrere Tausende der Tigerwuth der Guisen geschlachtet. Die Loire wurde durch die gehäuften Leichen in ihrem Laufe gehemmt. Das Blut strömte durch alle Straßen, und dieser schauerliche Anblick wurde durch die zahllos Gehenkten noch erhöhet. Die Anführer mußten erst ihren Körper unter den erdachtesten Martern der Folter zerfleischen lassen, um die Mitverschwornen zu verrathen. Endlich wurden auch sie, aber zuletzt hingerichtet. Nicht nur die Königinn Mutter, sondern auch ihre drey jüngere Prinzen und und alle Hofdamen sahen den Hinrichtungen, als einer Hoflustbarkeit, mit zu. Uebrigens hatte von den Verurtheilten kein einziger ausgesagt, daß die Verschwörung wider die Person des Königs angelegt gewesen sey, sondern daß man sich blos von dem Joche der Guisen habe frei machen wollen.

5.

Folgen der Verschwörung für den Prinzen von Conde. Die Versammlung zu Fontainebleau. Der Admiral von Coligni.

Der Prinz von Conde, das eigentliche Oberhaupt der Verschwörung, spielte indessen seine Rolle mit einer Verstellungskunst, die alle Umstände eines wider ihn laut sprechenden Verdachts entwaffnen konnte. Mit der Miene der Unschuld gieng er öffentlich am Hofe umher, als ob ihm von der ganzen Unternehmung durchaus nichts bekannt geworden wäre. Er behandelte die Königinn Mutter, in Gegenwart des Kardinals von Lothringen, mit einer Feinheit, und nahm ihren sanften Rath, daß er seinen Namen nicht durch strafbare Verbindungen mit Aufrührern entehren sollte, mit einer Würde an, daß er den Kardinal von Lothringen, der eine Heiterkeit und Zutrauen für ihn äußerte, in nicht geringe Verlegenheit setzte. Mit dem stolzen Anstand eines schuldlosen Gewissens trat er vor ihn hin, und als dieser ihm zu seiner Rechtfertigung rieth, daß er verborgen hinter einer Tapete das Verhör einiger Schuldigen abwarten sollte, so entgegnete er ihm mit einem beleidigenden Trotze: „ich weiß nicht, was verbergen heißt, und man kann ohne meine Kränkung keinen Inquisiten über mich befragen."

Die Wirkung, welche diese Sprache machte, verleitete ihn noch zu folgendem Schritte. Er verlangte vom Könige ein besonderes Gehör, um sich über die ehrlosen Verleumdungen rechtfertigen zu können. Er that dieses zu einer Zeit, wo der Hof versammelt und

mehr

mehrere fremde Gesandte zugegen waren. Mit eben dem gerechten Unwillen eines unschuldig Angeklagten, mit eben dem erhabenen Zutrauen auf sein vorwurfloses Betragen, und mit eben der Ungezwungenheit seiner Sprache, durch die er den Kardinal verwirrt hatte, foderte er Gerechtigkeit gegen Verleumdungen, die seine Ehre und seinen Namen entweihten. „Sollte, sagte er endlich mit einem erhöheten Accent, sollte jemand verwegen genug seyn, mich anzuklagen, daß ich die Treue der Städte vergiftet, daß ich die Franzosen wider die geheiligte Person des Königs aufgewiegelt hätte, oder daß ich der Urheber einer Verschwörung wäre, so entsage ich hiemit den Vorrechten meines Ranges, und bin bereit durch ein Duell meine Unschuld zu beweisen.“ — „Und ich, unterbrach ihn der Herzog von Guise, ich will Ihr Sekundant seyn, weil es entehrend ist, diesem so großen Prinzen ein so schwarzes Verbrechen Schuld zu geben.“ Man zweifelt mit Recht, ob man die beispiellose Verstellungskunst des Einen oder des Andern mehr bewundern sollte. Da sich niemand zu dem Duell anbot, so bat Conde noch den König, solchen falschen und verleumderischen Reden kein Gehör mehr zu geben, und von seiner unerschütterlichen Treue und reinen Anhänglichkeit an seiner Person überzeugt zu seyn.

Ob nun schon die Verschwörung gleichsam in ihrem Blute erstickt worden war, so setzte sie dennoch den Hof fortdaurend in Verlegenheit. Das Bild der Gefahr war stets gegenwärtig, und niemand empfand größere Besorgnisse als die Guisen. Ihre Verlegenheit, ihre Bangigkeit, die Foltern ihres Gewissens über die unschuldigen Opfer, die sie ihrem Ehrgeiz geschlachtet hatten, und die selbst bei der düstersten Bigotterie Mitleiden fanden, nahmen mit jedem Tage zu. Um neuen Empörungen vorzubeugen, befahlen

sie

sie, mit den Verfolgungen der Ketzer inne zu halten, und nur diejenigen sollten bestraft werden, welche Aufruhr predigten, und unter dem Vorwande der Religion Verschwörungen wider den König und dessen Minister anstifteten. Weil aber der Anschlag auf Amboise auf ganz andern Gründen, als auf Religionshändeln beruhte, folglich das Edikt die gehofte Wirkung nicht that, so ward es sogleich widerrufen und mit den Verfolgungen fortgefahren. Die Partheyen, in welche Hof und Nation getheilt waren, arbeiteten inzwischen unermüdet an ihrer Verstärkung und an ihrem wechselseitigen Umsturz. Katharine von Medicis, die Königinn Mutter, war hiebei keine müssige Zuschauerinn. Ihr vornehmster Grundsatz, man müsse, um zu regieren, die Gegenpartheyen theilen, bewog sie, die Unruhen zu nähren, und die beiden Hauptpartheyen gegen einander im Gleichgewicht zu erhalten. Da die Macht der Guisen ihren Einfluß zu vernichten drohte, so fieng sie an, den Hugonotten mehr Gehör zu geben, und sogar einige ihrer Vertheidigungsschriften zu lesen. Um die Gesinnungen der Großen kennen zu lernen, ließ sie dieselben nach Fontainebleau in eine feierliche Versammlung berufen, trotz des Widerspruches der Guisen, die wohl wußten, daß solche Versammlungen nur darauf abzweckten, das Ansehen derer zu schwächen, die am Ruder sassen.

Die Versammlung war sehr glänzend und zahlreich. Hier überreichte der alte, ehrwürdige Admiral Coligni, einer der größten und verdienstvollesten Männer seines Zeitalters, und aus Ueberzeugung ein Freund der reinen Religionslehre, dem Könige mit großer Ehrerbietung zwei Bittschriften, die ihm, wie er sagte, von einer sehr zahlreichen Menge protestantischer Unterthanen zur weitern Beförderung waren zugestellt wor-

worden, und worinn diese um die Suspension der Ketzerbefehle, bis zur genauern Untersuchung ihrer Lehre, und um die freie Uebung ihrer Religion anhielten, mit der feierlichen Versicherung, daß sie wider den König nie etwas unternommen hätten, noch jemals den ihm schuldigen Gehorsam bei Seite setzen, sondern vielmehr für seine Erhaltung und des Staats Ruhe zu Gott eifrig beten würden. Sie baten den König insbesondere, daß er ihnen erlauben möchte, künftig in öffentlichen Gebäuden Gott anzurufen, sich von ihren Predigern in der wahren Religion unterrichten zu lassen, und die von Gott gestifteten Sakramente zu genießen; damit sie nicht ferner, weil ihre Religion unbekannt bliebe, und ihr Gottesdienst im Verborgenen gehalten werden müßte, von ihren Feinden falsche Beschuldigungen ausstehen möchten.

Alle Anwesende erstaunten über den dreisten Schritt des Admirals: nicht bloß, weil er ungewönlich war, sondern hauptsächlich, weil man den Haß des Königs gegen die Protestanten kannte, und die Macht der Guisen jedem furchtbar war. Indessen lobte der König die Gesinnungen und Verdienste des Admirals, und befahl, es sollte jeder der Anwesenden über seinen Vortrag nach dem Range seine Stimme abgeben. Allein der Kardinal von Lothringen, der sich seiner Hitze überließ, weil er meinte, es sey schimpflich, daß man in Gegenwart von vier Kardinälen und vielen Bischöffen einen solchen Vortrag nur anhörte, fieng geschwind an zu reden, schalt heftig auf diese Schrift, erklärte sie für aufrührerisch, frech, ärgerlich, ketzerisch, unverschämt und versicherte, daß eine ganze Million rechtschaffener Leute im Reiche bereit stünden, sich dem Trotz jener fünfzig Tausend zu widersetzen, in deren Namen Coligni gesprochen hatte. Der Admiral wollte darauf antworten, weil aber der König

merkte,

merkte, daß man von beiden Seiten in Hitze gerieth, so legte er ihnen Stillschweigen auf, und befahl, die Angelegenheiten nach der Ordnung zu verhandeln.

Es traten zween Bischöffe auf, die sehr stark über die verderbten Sitten, den Geitz, die Unwissenheit und Nachläßigkeit der hohen und niedern Geistlichen sprachen, und versicherten: man dürfte sich nicht wundern, daß das Volk den hugonottischen Priestern zuliefe, da es bei ihnen eben so viel Gelehrsamkeit und Tugend, als auf der andern Seite grobe Unwissenheit und Laster anträfe. In demselben Tone sprach Coligni am folgenden Tage, und bemerkte unter andern: Nichts sey schädlicher, als wenn sich ein Fürst vor seinen Unterthanen, oder diese sich vor ihm fürchteten. Er könn' es nicht billigen, daß der König, von einer starken Leibwache umgeben, in einer solchen Furcht erzogen würde. Denn durch diesen Anblick werde allmählich des Volkes Zuneigung ausgelöscht, und es trete an dessen Stelle Haß. Die nächsten Rathgeber des Königs sollten ihn vielmehr belehren, kein Reich sey so fest gegründet, daß es blos durch Furcht und Haß behauptet werden könnte; der Gehorsam verschwinde allmählich, wenn ihm nicht die alten Gesetze des Reichs zur Grundlage dienten. Am Schluß seiner Rede verlangte er eine Besserung der Kirche, Abschaffung der königlichen Leibwache und die Zusammenberufung eines Reichstages.

Die Guisen, denen es nicht entgieng, daß Colignis Rede vornehmlich gegen sie gerichtet war, verfolgten ihn von diesem Tage an mit dem wüthendsten Hasse. Sie entgegneten ihm sogleich mit der größten Heftigkeit, ohne jedoch für dießmal etwas ausrichten zu können. Die Entscheidung aller Streitigkeiten wurde auf einen Reichstag verschoben, der in Orleans gehalten werden sollte.

6.

Spiel der Kabalen. Gefangennehmung und Verurtheilung des Prinzen von Conde. Tod des Königs.

Die Zwischenzeit benutzte jede Parthey, um sich gegen die andere in den besten Vertheidigungszustand zu setzen. Die Guisen, ergrimmt über den Admiral Coligni, schöpften von neuem Verdacht gegen seine Vertrauten, den König von Navarra und den Prinzen von Conde. Der Zufall fügte es, daß ihnen der Briefträger des letztern mit verdächtigen Papieren in die Hände fiel, und da sie den armen Menschen auf die Folter brachten, so bekannte er alles, was er wußte, und was ihm die Guisen in den Mund legten. Sie hielten inzwischen die Sache sehr geheim, und hofften auf dem nahen Reichstage zu Orleans am sichersten Gelegenheit zur Bestrafung der Prinzen zu finden. Diese letztern wurden durch Schreiben des Königs aufgefodert, sich bei der Reichsversammlung in Orleans einzufinden. Ohne sich bestimmt zu weigern, dieß zu thun, verlängerten sie doch durch verschiedene Entschuldigungen die Zeit ihrer Erscheinung. Der Prinz von Conde wollte sich nicht zum zweitenmal der Willkühr und der Gewalt einer Regierung preis geben, deren größten Theil seine Feinde in Händen hatten. Allein sein Bruder, der König von Navarra, dessen Gewissen entweder weniger beschwert, oder der von Natur nicht so mißtrauisch war, hielt dafür, daß sie durch ihre Erscheinung sehr leicht eine Reform der gegenwärtigen Regierung erlangen, durch ihre Weigerung aber sich selbst verdammen, und der Verfolgung der Guisen ein freies Feld überlassen würden.

den Er konnte nicht glauben, daß ein gleichsam unmündiger König, eine italiänische Dame, und zwei Ausländer es im Angesichte der Versammlung wagen würden, ihre Hände mit dem Blute der Prinzen vom königlichen Hause zu beflecken.

Lange sträubte sich der Prinz von Conde, solchen Vorstellungen Gehör zu geben. Da ihm aber der König bei seinem Ehrenwort die Versicherung gab, daß er weder wegen der Religion beunruhigt, noch auf irgend eine Weise in seiner Freiheit beschränkt werden würde, so glaubte er auf dieses königliche Wort hin kommen zu müssen, wenn er sich nicht selbst durch seine Furcht verdächtig machen wollte. Seine Gemahlinn bat ihn mündlich und schriftlich, dem Worte eines jungen Königes, der es nicht halten könnte, keinen Glauben beizumessen, sondern lieber mit dem Degen in der Faust, als auf dem Blutgerüste zu sterben Der hugonottische Adel bat den König von Navarra, sich an seine Spitze zu stellen, und bot ihm fünfzehn tausend Mann Fußvolk mit einer verhältnismäßigen Reuterey an. Allein dieser König, von Natur allen heftigen Anschlägen abgeneigt, beschloß, im Vertrauen auf die königliche Zusicherung, an den Hof zu gehen. Er beurlaubte sieben hundert Edelleute, die sich zu ihm begeben hatten, und versprach ihnen, den Ständen ihre Beschwerden vorzutragen, und Gnade für sie zu erbitten.

Als die Prinzen näher gegen Orleans kamen, rückte ihnen der Marschall von Termes mit Truppen entgegen, unter dem Vorwande, ihnen zur Ehrenbegleitung zu dienen, in der That aber, sie zu beobachten, und ihren Rückzug zu hindern, denn er besetzte alle Orte hinter ihnen. Bei ihrem Einzuge in Orleans kam ihnen niemand im Namen des Königs entgegen. Sie fanden die Stadt wie einen Kriegsplatz besetzt,

und

und den Pallast des Königes, wie das Zelt eines Generals, mit Wachen umgeben. Tiefes Stillschweigen und eine fürchterliche Ruhe hatte sich über die Bewohner der Stadt gelagert. Keiner empfieng sie mit den gewönlichen Ehrenzeichen; kein Höfling stattete ihnen die gewönlichen Komplimente über ihre lange Abwesenheit, oder ihre langweilige und mühsame Reise ab. Der König von Navarra mußte verächtlich zu Fuße gehen, um den König zu befreunden.

Kalt wurden sie vom Könige, in Gegenwart der Guisen, empfangen; keiner wagte es, sich ihnen zu nähern, oder sie zu umarmen. Mit wenigen Worten, die eine sichtbare Erbitterung unterbrach, warf der König ihnen, und vorzüglich dem Prinzen von Conde, seine verrätherischen Absichten vor, und beklagte sich bitter, daß er mit Verachtung aller göttlichen und menschlichen Gesetze mehrmals seine Unerthanen gegen ihn empört, von verschiedenen Seiten des Reichs Krieg erregt, und gegen sein und seiner Brüder Leben verderbliche Plane entworfen habe. Als der Prinz ganz furchtlos auf diese Beschuldigungen in kühnen Ausdrücken antwortete, daß dieß Verläumdungen und Verfolgungen seiner Feinde wären, und daß er seine Unschuld klar beweisen werde, so erwiederte der König: „Gut, um die Wahrheit zu finden, muß man also nach dem gewönlichen Wege Rechtens verfahren.“ Er eilte aus dem Gemache, und befahl den Hauptleuten seiner Wache, den Prinzen gefangen zu nehmen. Die Fenster seines Hauses wurden mit Gittern verwahrt, und vor dem Thor desselben wurden Kanonen aufgeführt.

Vergebens bot sich der König von Navarra als Bürgen der persönlichen Sicherheit seines Bruders an; vergebens berief sich Conde auf die Heiligkeit des königlichen Wortes und seinen Rang. Man wies

ihm

ihm den von des Königs eigener Hand geschriebenen Verhaftsbefehl, den alle, die Guisen ausgenommen, unterzeichnet hatten. Der König von Navarra durfte zwar frei, aber nicht ohne starke Leibwache, herumgehen. Man ernannte alsbald Kommissarien, die ihm den Prozeß machen sollten. Vergebens machte Conde gegen dieses Verfahren Einwendungen, daß er nur vor dem Könige von den Pairs, und von allen versammelten Kammern des Parlaments gerichtet werden könnte. Vergebens antwortete er seinen blutdürstigen Richtern mit einem verächtlichen Stillschweigen; man drohte ihm sogar, dieses als einen Beweis seines Geständnisses des ihm angeschuldigten Hochverraths anzusehen.

Obschon die Königinn Mutter heimlich in das ganze Verfahren einwilligte, und der Fortsetzung desselben nicht abgeneigt war, so wünschte sie doch, daß der ganze Haß und die Schuld davon auf die Guisen fallen möchte. Arglistig wußte sie jeder ihrer Handlungen den Schein zu geben, daß das Widerrechtliche davon andern zur Last fiel. So zeigte sie auch jetzt nur Traurigkeit in ihrem Gesicht uud Aengstlichkeit in ihren Reden. Ihr Hauptstreben gieng dahin, durch Unterdrückung oder Demüthigung aller ihrer Rivalen sich die höchste Gewalt zu verschaffen.

Die Guisen betrieben den Prozes gegen Conde mit einer Wuth und einer Gewalt, die vermuthen ließ, daß sie sich von der Hinrichtung der Prinzen die festeste Dauer ihres Ansehens und ihrer Souverainität versprachen. Schon hatten die Kommissarien das Urtheil über den Prinzen ausgesprochen, daß er als Rebell und Empörer gegen die Majestät des Thrones vor dem königlichen Schlosse enthauptet werden sollte, als der König eines Morgens, während er sich rasiren ließ, plötzlich in eine so starke Ohnmacht fiel,

daß

daß er von seinen Bedienten für todt auf's Bette getragen wurde. Ob er gleich nach einer Stunde wieder zu sich selbst kam, so wurde er doch von so tödtlichen Zufällen befallen, daß er wenig Hofnung zum Leben gab. Schon gab ihn das öffentliche Gerücht verloren, und die Guisen bemühten sich umsonst, durch Kuriere und Helfershelfer die Wahrheit dieser Sache zu widerlegen. Da ihn endlich alle Aerzte gänzlich aufgaben, wandten sich die Guisen in tiefster Ergebenheit an die Königinn Mutter, und stellten ihr die Gefahren vor, welche ihr drohten, und welche die schwarze Verschwörung des Prinzen von Conde und des Königs von Navarra über ihr Haupt zusammen gezogen hätte. „Jetzt, sagten sie mit geheuchelter Liebe für ihre Person, jetzt, wo sie noch Gewalt in Händen habe, müßte sie noch mit den wenigen Augenblicken, die der König zu leben habe, wuchern, um auf die beiden ruchlosen Verbrecher ihre verdiente Strafe fallen zu lassen.“ Zur Ausführung boten sie zugleich ihre Dienste und ihre Kräfte an.

Die Königinn Mutter, welche immer in dieser Sache eine scheinbare Neutralität beobachtet hatte, fühlte keine so dringende Nothwendigkeit, einem so übereilten Entschlusse beizustimmen. Ueberzeugt, daß sich nach ihres Sohnes Tode die Gestalt der Sachen gänzlich ändern würde, und daß die überwiegende Macht der Guisen, wenn sie kein Gegengewicht fände, nicht weniger zu fürchten sey, als die Unternehmungen der Prinzen von Geblüt, widersetzte sich Conde's Hinrichtung. Vielmehr ließ sie den König von Navarra versichern, daß, wofern er mit ihr in gutem Vernehmen leben würde, er weder für sich noch für seinen Bruder etwas befürchten dürfte. Sie ließ ihn in ihr Zimmer kommen, und sprach mit der ihr eigenen Miene der Majestät, daß sie ganz zuverläßige

Zeug-

Zeugnisse von seinen und seines Bruders strafbaren Unternehmungen gegen den Staat in Händen habe, und ihr allein hätten sie es zu danken, daß sie dem Zorne des Königs nicht aufgeopfert worden wären. Auf einem andern Wege könnt' er aber keine Verzeihung erlangen, als wenn er dem Recht der Regentschaft nach des Königs Tode gänzlich entsage, und sich mit den Guisen aufrichtig versöhne.

Der König von Navarra, mehr furchtsam als ehrgeitzig, hatte nur auf Zureden seines Bruders Conde sich auf die Seite der Mißvergnügten geschlagen. Nach seiner Gemüthsart wäre die Reichsregierung für ihn eine schwere Last, und eine Quelle vieler Kümmernisse gewesen, denen er auf jede Art zu entgehen bedacht war. Ohne sich also lange zu besinnen, gab er der Königinn eine schriftliche Verzichtleistung auf seine Regentschafts-Ansprüche. Mehr Ueberwindung kostete ihn die Aussöhnung mit den Guisen, doch verstund er sich endlich aus Achtung gegen die Königinn zu dieser Ceremonie. Der Kardinal von Lothringen und der Herzog von Guise wurden augenblicklich gerufen, und man umarmte einander mit der Aufrichtigkeit und Freude, mit der man an Höfen die Empfindungen des grausamsten Hasses zu verbergen gewohnt ist. Es fehlte nun nichts mehr, als die Befreiung des Prinzen von Conde, die indessen nicht erfolgte, ungeachtet die Königinn Mutter sich dafür zu verwenden versprach.

Da inzwischen der König immer schwächer wurde, und die Aerzte ihn verlohren gaben, so nahm man desto eifriger zu Wallfahrten, Processionen, Messen und Gelübden seine Zuflucht. Der schwache König selbst, der schon genug Blutschulden auf seinem Gewissen hatte, gelobte Gott und allen Heiligen, wenn er wieder aufkäme, keinen Ketzer in seinem Reiche zu

dulden, und in dieser Hinsicht weder der Blutsverwandten, noch der treuen Diener seines Hauses zu schonen. Allein seine Wünsche blieben unerfüllt. Er starb am fünften December des Jahres ein tausend fünf hundert und sechzig, im achtzehnten Jahre seines Alters, nachdem er nur ein Jahr und fünf Monate regiert hatte. Sein plötzlicher Tod rührte von einem Geschwür am linken Ohr her. Man hatte den Chirurgus, einen Freund der Hugonotten, im Verdacht, daß er die Wunde vergiftet habe, um durch den Tod des Königs das Leben des Prinzen von Conde zu retten. Andere gaben der Königinn Mutter die Schuld. Eine Meinung, die sichtbar vom Partheygeiste eingegeben war, der damals alle Meinungen beherrschte.

VII. Französische Bürgerkriege unter Karl dem Neunten.

In den Jahren 1562 bis 1570.

(Fortsetzung des Vorigen.)

1.

Katharine von Medicis regiert unter der Minderjährigkeit ihres Sohnes Karls des Neunten. Der Konnetabel von Montmorenci.

Der König Franz der Zweite von Frankreich hatte von seiner Gemahlinn, der schönen Maria Stuart

von

von Schottland, keine Kinder hinterlassen; daher kam die Regierung nach seinem Tode an seinen Bruder Karl, den Neunten dieses Namens. Er war erst zehen Jahre alt, als er zur Krone gelangte. In diesem zarten Alter blieb der junge Monarch gänzlich dem Unterrichte seiner Mutter, der Katharine von Medicis, überlassen. Er war nicht ohne Geist und Talente, und verrieth anfangs zärtliche Neigungen; er hatte Anlagen zur Tugend, und hätte ein guter König werden können. Aber unaufhörlich von einer Medicis umlagert, umringt von Verführern, welche sie um ihn herum stellte, genährt mit dem Gifte ihrer Grundsätze, mußte seine weiche Seele sehr leicht die Eindrücke aufnehmen, welche man ihr absichtlich zu geben bemüht war.

Katharine machte ihren Sohn sehr zeitig mit Blute vertraut; sie gewöhnte ihn, Blut der Thiere fließen zu sehen; sie brachte ihm Fleischerneigungen bei, um desto eher zu Henkersgefühlen zu kommen. Zu seinen Vergnügungen gehörte, Thieren, welchen er begegnete, mit einem einzigen Hiebe den Kopf abzuschlagen, ein schönes Vorspiel auch seiner Unterthanen Köpfe zu fällen. Keine merkwürdige Hinrichtung fiel vor, zu welcher diese unwürdige Mutter ihre Söhne nicht geführt hätte; und unterdessen, da sie auf diese Art ihren Charakter wild machte, suchte sie durch Feste, bei welchen die verliebten Ausschweifungen oft bis zum Aergernisse getrieben wurden, ihre Sitten zu verzärteln, ihre Seelen zu erschlaffen, und sie den wollüstigsten Empfindungen zu öffnen. Gefällig gegen ihre Schwächen, sah diese treulose Mutter mit der größten Nachsicht zu, wenn ihre Söhne ohne den geringsten Rückhalt sich allen Arten der Verführung preis gaben. Alles, was in der Folge vorfiel, waren lauter Folgen dieser verkehrten Erziehung.

Von

Von der Kunst zu regieren gab sie ihrem Sohne Karl weiter keinen Unterricht als in der Kunst der Verstellung und Falschheit. Während der vierzehn Jahre, da er auf dem Throne saß, hielt Katharine von Medicis ihn beständig unter ihrer Vormundschaft; sie verlängerte seine Kindheit, sie unterjochte ihn, ja sie hatte ihn so ganz an der Kette, daß er nicht einmal sagen durfte, was er dachte.

Unterdessen, daß Karl seine Zeit auf der Jagd oder in seiner Schmiede verbrachte, hielt die Königinn Mutter häufige Konferenzen mit ihren Vertrauten. Er war ein so leidenschaftlicher Jäger, daß er Essen, Trinken, und oft sogar den Schlaf darüber vergaß. Eine eben so brennende Liebe hatte er für das Schlosserhandwerk. Einen Ring um eine Flinte oder Pistole, einen Schlüssel, ein Schloß, ein Hufeisen, wußte er so gut, wo nicht noch besser zu verfertigen, als die geschicktesten Meister in dieser Kunst. Im Louvre hatte er unter seinen Zimmern eine Schmiede anlegen lassen, in welchen er alle Tage arbeitete; er warf über seine Kleidung einen Kittel von schwarzem Tuche, arbeitete aber auch oft im bloßen Hemde; so eifrig war er auf seine Arbeit!

Katharine lenkte indessen unumschränkt die Zügel der Regierung, und ie länger sie die Süßigkeiten der Herrschaft schmeckte, desto lüsterner ward sie nach einem längern Genusse. Unter ihrem Sohne Franz hatten ihr die Guisen die höchste Gewalt streitig gemacht, und mit schlauer Politik war sie auf ihre Seite getreten, um nicht alles zu verlieren. Sobald aber Karl die Regierung antrat, suchte sie die mächtigen Lothringer zu verdrängen, und es gelang ihr wirklich, die Regierungsverwaltung an sich zu reissen, jedoch ohne den Titel einer Regentinn zu führen. Eigentlich hätte die Regentschaft dem Könige Anton

von

von Navarra, als nächstem Agnaten, gebührt: aber der schwache Prinz befriedigte sich mit dem Titel eines Generalstatthalters des Königreichs und mit dem leeren Versprechen, daß nichts ohne sein Zuthun geschehen sollte. Der Prinz von Conde aber war froh, nur sein Leben zu retten. Gleich in den ersten Tagen der neuen Regierung setzte ihn die Königinn Mutter in Freiheit. Er begab sich nach der Picardie, wurde nach drei Monaten durch einen Schluß des Staatsraths für unschuldig erklärt, und nahm dem zu Folge, gleich den andern Prinzen von Geblüt, Sitz und Stimme im Staatsrath.

Die Guisen, obgleich tief gekränkt durch die neue Vertheilung der Regierungsgewalt, blieben dennoch am Hofe, sinnend auf eine Gelegenheit, das Staatsruder wieder an sich reissen. Die Königinn Mutter, die ihre Absicht durchschaute, suchte einen Mann an Hof zu ziehen, der ihr in jedem Falle zur Stütze dienen, und ihre Herrschaft sichern könnte. Ihre Wahl fiel auf den alten Connetable (ehemaligen Reichsmarschall und Feldherrn von Frankreich) Annas von Montmorenci, der dem Vater und Großvater des jetzigen Königs Karl die wichtigsten Dienste als Krieger und Staatsmann geleistet hatte, aber durch die Guisen verdrängt worden war. Er gehörte zu den seltenen ausgezeichneten Männern, deren Charakter sich in den ersten und in den unbedeutendsten Handlungen zeigte. Eine unerschütterliche Unbeweglichkeit in seinen durchdachten Entschlüssen, und im Kampfe mit seinen Leidenschaften, mit Gefahren und mit Hindernissen, eine Gleichförmigkeit seiner Neigungen, seiner Denkungsart, und seiner Handlungen, eine hohe Selbstmacht, Enthaltsamkeit, und ein unerreichbarer Gleichmuth drückten die Stärke seiner Seele aus. Kein Glück konnte ihn erheben, kein Unglück niederbeugen. Al-

lein der militairische Geist hatte allen Aeußerungen seines Charakters einen Anstrich gegeben, der nichts weniger als gefallen konnte, am wenigsten bei einer Nation, die sich schon in die Fesseln einer konventionellen Verfeinerung der Lebensart geworfen hatte. Jene praktische Klugheit, die sich durch Gefälligkeit, Anstand und gute Lebensart auszeichnet, und die den Werth eines Staatsmannes, der mehr geliebt als hochgeachtet werden muß, erheben, fehlte ihm ganz. Seit dem Antritt seiner militairischen Laufbahn hatte er sich einen Geist der Ordnung und Gewalt eigen gemacht, der überall einen unbedingten Gehorsam foderte, überall ein unabhängiges Ansehen behauptete, und oft von Ungestümm und rauher Natürlichkeit begleitet war. Hieraus hatte sich nach und nach eine Härte im Umgang, eine unfreundliche Verächtlichkeit im Betragen und eine stumpfe Gefühllosigkeit gegen alles andere von ihm nicht herrührende Gute gebildet. Mit stolzer Zuversicht auf sich selbst konnte er den besten Rath anderer verwerfen, und seinem eigenen, der oft Laune war, folgen, ohne auf das Ansehen der Person, und auf die Stimme des dadurch Gedrückten, Rücksicht zu nehmen.

Montmorenci lebte auf seinem Gute zu Chantilly in Eingezogenheit, als ihn Katharine von Medicis in den schmeichelhaftesten Ausdrücken an den Hof berief, weil sie seines Rathes und Beistandes bedürfte. Er säumte nicht sich nach Orleans zu begeben, wo er als oberster Feldherr des Reichs salutirt wurde. Bei seiner Ankunft am Hofe fand er an den Eingängen Leibwachen stehen. Er fragte, was das bedeuten sollte? und erhielt zur Antwort, daß dieß zur Sicherheit des Königs geschähe. „Er wird von der Liebe seiner Unterthanen bewacht, erwiederte er, und im Frieden braucht er keine Garnison.“ Dann befahl

er

er der Wache sich wegzubegeben, sonst würd' er sie hängen lassen. Die Wache gehorchte.

Durch die Ehrenbezeugungen, mit welchen die Königinn Mutter den Konnetabel empfieng, wurde der alte Geist von Treue und Anhänglichkeit, mit welcher er so viele Jahre dem Vater und Großvater des jetzigen Königes gedient hatte, wieder in ihm erweckt. Als er sich dem jungen Karl näherte, setzte er ein Knie auf die Erde, küßte ihm die Hand, und sagte bei einer zärtlichen Empfindung, die ihm Thränen in die Augen trieb: „Sire, lassen Sie sich bei den gegenwärtigen Unruhen nicht bange seyn; ich werde, so wie alle getreue Unterthanen, mein Leben für die Erhaltung Ihrer Krone aufopfern.“ Diese Aeusserungen flößten der Königinn Mutter Muth ein, sich ohne Aufschub mit dem Konnetabel in eine geheime Unterredung über die gegenwärtige Lage einzulassen, und allen Intriken und Einlispelungen anderer zuvorzukommen. Sie erklärte ihm, daß sie alle Hofnung für ihr eigenes Heil sowohl als für das Wohl ihrer Söhne in ihn setze. Das ganze Reich sey in zwo Partheyen getheilt, welche sich zu verfolgen und zu stürzen suchten, und den Gehorsam für ihren König und das allgemeine Wohl aus den Augen gesetzt hätten. Es sey kein anderer Mann von Ansehen da, der ihren Ansprüchen sich widersetzen könnte, und keine Hofnung, ihren unmündigen Söhnen den Besitz der Krone zu sichern, wenn nicht Er, der alten Treue eingedenk, wovon er die rühmlichsten Beweise gegeben, das königliche Kind und das beunruhigte Reich in seinen Schutz nehme.

Durch diese Worte, und durch die Wirksamkeit des weiblichen Köders bestrickte Katharine von Medicis den Konnetabel so, daß er sich ganz ihrem Interesse hinzugeben gelobte. Es wurde sogleich Staatsrath

rath gehalten, und hier wurde, nach der getroffenen Verabredung, einmüthig beschlossen, daß die Königinn Mutter zur Regentinn des Reichs, und der König von Navarra zum Generalstatthalter aller Provinzen, der Konnetabel zum obersten Feldherrn, der Herzog von Guise zum Großhofmeister, und der Kardinal von Lothringen zum Finanzminister erklärt, und der Admiral, die Marschälle und die Statthalter der Provinzen in dem Besitz ihrer Aemter und Würden bestätigt werden sollten, ohne daß es jemand wagen dürfte, in die einem jeden nach alter Gewohnheit bestimmten Geschäfte einen Eingriff zu thun. Es kamen auf dem Reichstage zu Orleans noch allerlei andere Gegenstände zur Sprache, und die Debatten waren sehr lebhaft. Unter andern zeigte sich bei einer Untersuchung der Finanzangelegenheiten, daß die Staatsschulden sich auf drei und vierzig Millionen Livres beliefen, ungeachtet Heinrich der Zweite eine Million und sieben hundert tausend Kronenthaler im Schatze zurückgelassen hatte. Diese ungeheure Schuld war seit dreizehn Jahren unter der Administration des Kardinals von Lothringen entstanden! Er sollte darüber Rechenschaft geben; allein die Königinn Mutter, die keine Parthey ganz sinken lassen wollte, brach die Verhandlungen ab, und entließ den Reichstag.

2.

Abwechselnde Schicksale der Hugonotten. Das Religionsgespräch zu Poissi und das Blutbad zu Vassi.

Obgleich Katharine von Medicis alle Künste der Politik in Bewegung setzte, um die neue Regierungsform

form zu befestigen, so hörten doch darum Zwietracht und Unruhen am Hofe nicht auf. Die Guisen, welche einen so kleinen Antheil an der Staatsverwaltung erhalten hatten, der mehr im Schein, als in der Wirklichkeit bestand, und die doch des Herrschens gewohnt waren, konnten sich aus Mißvergnügen in die gegenwärtige Verfassung nicht fügen. Sie lauerten auf jede schickliche Gelegenheit, durch welche sie sich zur vorigen Größe emporschwingen könnten. Der Prinz von Conde war im Gegentheil ungemein erbittert, und noch nicht von seinen gewönlichen Anschlägen zu Umwälzungen abgekommen; er brannte von unauslöschlicher Begierde, sich zu rächen. So wie er sich zu den Grundsätzen der Hugonotten bekannte, so auch der Admiral Coligni, der so freimüthig zu Fontainebleau zu ihren Gunsten gesprochen hatte.

Der Konnetabel Montmorenci, der an Hof gekommen war, um die Partheywuth in Schranken zu halten, half bald selbst dazu, die Unordnung zu vergrößern. Seine schwache Seite war blinder Religionseifer, der ihn zur Verfolgung der Hugonotten geneigt machte. Diese Blöße entgieng dem schlauen Auge der Guisen nicht, und er war in ihren Schlingen, als er die Möglichkeit einer Vereinigung mit ihnen, die ihn so tief gekränkt hatten, bezweifelte. Die blinde Anhänglichkeit an den alten Glauben und die Verabscheuung der Ketzer stiftete eine Verbindung zwischen dem Konnetabel, dem Herzog Franz von Guise, und einem reichen Marschall von St. Andre, die man das Triumvirat nannte. Alle drei versprachen einander unzertrennliche Freundschaft, Vergessenheit alles Vergangenen, und Erhaltung des alten Glauben. Zur stärkern Befestigung ihres Bundes genossen sie an Einem Altare das heilige Abendmahl. Von der Zeit an war Montmorenci der unerbitterlichste Feind der Hu-

Hugonotten, und er that seine Macht sogleich dadurch kund, daß er mit einer Kompagnie Soldaten in die Versammlungshäuser derselben eindrang, ihre Prediger wegjagte, und die Predigtstühle, Altäre und Bänke verbrennen ließ, eine Heldenthat, die ihm den Namen Capitaine Brule-banc (Bankbrenner) zuzog.

Das Triumvirat setzte die Königinn Mutter in nicht geringe Unruhe; denn dadurch fand sie sich genöthigt, sich entweder für die katholische oder für die hugonottische Parthey zu erklären, welches aber ihrem politischen Systeme ganz entgegen war, indem sie eine wie die andere schonen und beide gegen einander im Gleichgewicht erhalten wollte. Wirklich ließ sie ein Edickt publiciren, vermöge dessen die Schimpfnamen Hugonotten und Papisten nicht mehr gebraucht, die öffentliche Sicherheit und erlaubte Freiheit nicht verletzt, auch alle, die der Religion wegen verhaftet worden, und die Vertriebenen zurückkehren und nichts zu befürchten haben sollten, dafern sie nur katholisch und ruhig leben würden. Wider dieses Edikt that das Parlament zu Paris und der Kardinal von Lothringen so dringende Vorstellungen, daß man sich bewogen fand, die Sache in einer großen Parlamentsversammlung in Ueberlegung zu nehmen. Die Maiorität stimmte dahin: daß die Untersuchung der Ketzerey den geistlichen Gerichten überlassen seyn, uud die Protestanten sich, bei Lebensstrafe, zum Gottesdienste nicht versammeln sollten, es möchte mit oder ohne Waffen geschehen. Diese Härte milderte die Königinn Mutter wegen ihrer Verhältnisse zu den Prinzen von Geblüt. Es erschien ein neues Edikt, durch welches vor allen Dingen die Erhaltung der Ruhe und Einigkeit durch das ganze Königreich eingeschärft wurde. Den Katholiken, besonders den Predigern, wurde bei Lebensstrafe verboten, ehrenrührige, gehässige und empörende

Aus-

Ausdrücke in ihren Reden zu äußern: hingegen wurden auch den Reformirten alle öffentlichen und geheimen Zusammenkünfte, selbst dann, wenn sie unbewafnet dabei erscheinen würden, untersagt. Bei Verwaltung der Sakramente sollte blos der katholische Lehrbegriff befolgt werden. Die Bischöffe sollten blos über Verbrecher der Ketzerey erkennen und die Schuldigen dem weltlichen Arm überliefern, da sie dann blos zur Landesverweisung sollten verdammt werden können.

Es wurden Religionsgespräche gehalten, in denen beide Confessionen sich verständigen, und wo möglich vereinigen sollten. Das merkwürdigste unter diesen war dasjenige, welches im September des Jahres ein tausend fünf hundert und ein und sechzig zu Poißi gehalten wurde, einem Städtchen unweit St. Germain, wo sich der Hof damals aufhielt. Die Hauptpersonen dabei waren der Kardinal von Lothringen auf katholischer, und Theodor Beza, ein Liebling und der vornehmste Schüler Calvins, auf protestantischer Seite. Die Versammlung war sehr glänzend: sechs Kardinäle und gegen vierzig Bischöffe, mit den angesehensten Gottesgelehrten, und auch der König selbst, die Königinn Mutter und der ganze Hof hatten sich eingefunden. Sowohl der Kardinal von Lothringen als Theodor Beza zeigten dabei sehr viele Beredsamkeit. Schon hatte Beza Viele für sich eingenommen: aber er erklärte die Meinung der Kalvinisten vom Abendmahl auf eine Art, die den Katholischen gar zu anstößig war. Dieß wußte der Kardinal von Lothringen so gut zu benutzen, daß er den größten Theil der Versammlung wieder auf seine Seite zog; da hingegen die Protestanten sich rühmten, daß sie die Katholischen öffentlich zu Schande gemacht hätten. Folglich wurde der Zweck des Religionsgesprächs, das mit verschiedenen Unterbrechungen bis in den Novem:

vember dauerte, ganz verfehlt; vielmehr ward die Sache schlimmer, als sie gewesen war.

Die Protestanten erhoben nunmehr ihr Haupt kühner als vorher. Sie fiengen an, an schicklichen Orten öffentliche Versammlungen zu halten, und ihren Gottesdienst mit einem solchen Zulaufe von Adel und Volk zu feiern, daß es nicht mehr möglich war, denselben Einhalt zu thun, und sie daran zu hindern. Selbst Mönche und Nonnen verließen hie und da die Klöster, und schlugen sich zu den Protestanten. Mit der Vervielfältigung ihrer Bekenner wuchs ihr Muth. Wollten die Obrigkeiten ihre Zusammenkünfte stören, oder die Katholischen sie aus den Kirchen vertreiben, so griffen sie kühn und ohne alle Rücksicht zu den Waffen und schafften sich selbst Recht. Durch die wechselseitigen Benennungen von Ketzern und Papisten entstanden nun die blutigsten Auftritte; das ganze Reich gerieth in Unordnung; die Gerichtsbarkeit der Obrigkeit hörte auf; die königlichen Einkünfte blieben aus, und mitten im Frieden loderte das Kriegsfeuer, gleichsam mit stillschweigender Einwilligung, aber auch um so verderblicher auf.

Inzwischen ruhten die Triumvirn nicht, sondern arbeiteten unabläßig an der Verstärkung ihrer Parthey. Der schwachsinnige König von Navarra, der bei keiner Parthey in Ansehen stund, aber doch für sein Haus, für die Protestanten, zu denen er sich bisher bekannt hatte, und für die Regierung, an welcher er Antheil hatte, einen großen nicht unwirksamen Namen hergab, entsagte selbst diesen Vortheilen, trat zum Triumvirat über, erklärte sich für die römische Kirche, und wurde, wenn gleich ein Mitglied der mächtigsten Parthey im Staate, doch verächtlicher und unbedeutender als jemals. Die Königinn Mutter schloß sich nun, um die Macht dieser Verbindung zu schwächen,

um

um so fester an Conde und das Haus Coligni an. Ihnen zu Gefallen versammelte sie alle Magistrate, so wie die Abgeordneten aller Parlamenter und Obergerichtshöfe nach St. Germain, und veranlaßte ein Edikt, welches den Reformirten ihre Zusammenkünfte so lange verstattete, bis diese Händel durch eine allgemeine Kirchenversammlung entschieden seyn würden.

Es war vorauszusehen, daß die Feindschaft der Partheyen am Ende in einen offenbaren Krieg ausbrechen würde. Der schweren Gewitterwolke fehlte nichts zum Bersten als eine schickliche Gelegenheit, welche sich auch unversehens ereignete.

Der Herzog von Guise kam einst auf einer Reise, in Begleitung des Kardinals, seines Bruders, eines zahlreichen Adels und vieler Reuterey nach Vassi, einer kleinen Stadt in Champagne. Unvermuthet ließ sich ein außerordentliches Zusammenläuten der Glocken hören. Mehrere von den Leuten des Herzogs fragten nach der Ursache, und erhielten zur Antwort, daß sich um diese Stunde die Hugonotten versammelten, um ihren Gottesdienst zu halten. Da die Zusammenkünfte derselben jetzt ganz öffentlich gehalten wurden, so eilten die Reitknechte und das Gesinde des Herzogs, welches gleichsam den Vortrab machte, gereitzt durch die Neuheit der Sache, scherzend und lärmend, wie Leute solches Gelichters zu thun pflegen, nach dem Versammlungsorte der Hugonotten. Sobald diese die Ankunft des Herzogs von Guise, ihres Hauptverfolgers, hörten, sein Hofgesinde in Hauf gerade auf sie zukommen sahen, und jrgend eine Beleidigung befürchteten, oder sich auch nur zum Voraus ärgerten, daß sie verachtende Spottreden hören müßten, so griefen sie ohne alle Rücksicht zu den Steinen, und trieben diejenigen zurück, welche sich lärmend ihrem Versammlungsorte näherten. Diejenigen von der ka-

tho-

tholischen Parthey, welche nicht eigentlich in der Absicht sie zu beleidigen dahin gekommen waren, wurden durch diese Gewaltthätigkeit so aufgebracht, daß sie eben so unbesonnen zu den Waffen griefen, und einen gefährlichen Kampf begannen.

Sobald der Herzog von diesem Aufstand hörte, so war er darauf bedacht, denselben zu stillen, gab seinem Pferde die Sporen, und ritt furchtlos mitten unter den streitigen Haufen. Während er den Seinigen zurief und die Hugonotten ermahnte, sich zurück zu begeben, wurde er von einem Steinwurfe in die linke Seite getroffen. Ob er gleich nur sehr leicht verwundet war, so nöthigte ihn doch das häufig hervorströmende Blut, sich aus dem Gewühle zurückzuziehen. Die Seinigen, ergrimmt über die Unbild, griffen eiligst zu ihren Büchsen, und nahmen das Versammlungshaus, in welchem sich die Hugonotten verschanzt hatten, unter Lärmen und Gebrüll ein. Gegen sechzig Hugonotten, Männer und Weiber, verloren dabei das Leben, und über zwei hundert waren verwundet worden, unter denen sich auch der Prediger befand, der sich über das Dach in die benachbarten Häuser rettete. In der Scheune ward alles umgekehrt, die Kanzel, die Bänke zerbrochen, die Bibel zerrissen. Der Herzog ließ den Richter des Städtchens vor sich kommen, gab ihm einen scharfen Verweis, daß er diese Versammlungen erlaubt habe', und als der Richter sich auf das königliche Edikt berief, legte Guise zornig die Hand an den Degen und sagte: „Dieser soll das verfluchte Edikt zerhauen."

3.

Ausbruch des ersten Bürgerkrieges.

Das Blut, das zuerst zu Vassi vergossen wurde, war das Signal zu vier Religionskriegen, welche die Regierung Karls des Neunten befleckten. Alle Katholiken im Reiche jauchzten über diese That, und erhoben den Herzog bis in den Himmel. Der Prinz von Conde, das Organ und die festeste Stütze der Hugonotten, verlangte laut und mit Wärme strenge Genugthuung über ein so gemeinschädliches und gesetzwidriges Beispiel. Er bat die Königinn Mutter, die Mörder der Hugonotten zu bestrafen, und besonders nicht zuzugeben, daß der Herzog von Guise nach Paris käme, weil seine Ankunft daselbst zu eben solchen Ausschweifungen ermuntern würde. Sie that das letztere, allein der Herzog gehorchte nicht. Er zog mit königlichem Pompe unter den wild freudigen Zurufungen des Volkes in Paris ein, und sein Betragen war das eines Herrschers.

In dieser Verlegenheit schien Katharine von Medicis anfangs zu einer Verbindung mit den Hugonotten geneigt zu seyn, und sie erkundigte sich auf diesen Fall sorgfältig nach ihrer Stärke, um zu sehen, wie viel Hülfe sie sich von ihnen versprechen könnte. Aber man meldete ihr nicht mehr, als daß sich im Reiche zwei tausend ein hundert und fünfzig protestantische Gemeinden befänden, deren Mitglieder sich bereit erklärten, für die Königinn, den jungen König und das Vaterland die Waffen zu ergreiffen. Als sie genauer wissen wollte, wer die Oberhäupter der Protestanten wären, hielten sie es nicht für rathsam, ihre geheime Verfassung einer Fürstinn zu entdecken,

von

von der sie nur einige Beweise von Gewogenheit bekamen, wenn sie mit ihrem Beistand sich im Besitze der Macht zu befestigen hoffte. Um sich der Gewalt der Guisen zu entziehen, gieng sie heimlich mit dem jungen Könige nach Fontainebleau, und Conde verließ ebenfalls Paris, um Truppen zusammen zu ziehen. Aber noch ehe er mit seiner Rüstung zu Stande kommt, eilt der Herzog von Guise an der Spitze der Triumvirn und einer Schaar bewaffneter Reuter nach Fontainebleau. Sie treten zu der Königinn ins Zimmer, sagen ihr ohne Umstände, sie suchen den König, und stellen ihr frei, ob sie mitkommen oder anders wohin gehen wolle. Ehe sie noch mit einem Entschlusse zu Stande kommen kann, giebt schon der Konnetabel mit rauher Stimme Befehl zur Abreise; alles wird in größter Eile eingepackt, es wird angespannt, und die Königinn Mutter setzt sich in den Wagen mit dem jungen Könige, der sie fest umarmt hielt, und vor Angst über die ungewohnte Behandlung so heftig weinte, als ob er in's Gefängniß gesperrt werden sollte. Der Zug kam unter starker Eskorte nach Melun, wo Katharine aufs neue über das, was sie thun sollte, ernste Betrachtungen anstellte. Soll sie bei den Triumvirn bleiben, die sie vielleicht von ihrem Sohne trennen und in ein abgelegenes Schloß schicken werden? Glücklich, wenn sie sie nach Italien zurück gehen liessen! oder, soll sie sich den Hugonotten anvertrauen? Da würde die Ehre und Sicherheit des Königs in nicht geringe Gefahr gerathen. Auf beiden Seiten sah sie Abgründe. Am besten für sie wäre freilich Partheylosigkeit gewesen: aber sie überließ sich endlich, nach einer schlaflosen und höchst unruhigen Nacht, den Händen der Triumvirn.

Jetzt führte man den König im Triumph nach Paris, wo seine Gegenwart das Verfahren der Gui-

sen und des Konnetabels gegen die Hugonotten rechtfertigen, und der königliche Name dazu dienen mußte, alle Versammlungsplätze der Hugonotten zu stürmen, und mit einer grenzenlosen Wuth Kanzeln, Kirchenbänke und Stühle zu zerbrechen, und Freudenfeuer daraus zu machen. Mit Entzücken hörte der Konnetabel den Namen Kapitain Bankbrenner aus dem Munde des rasenden Pöbels.

Conde glaubte nun nicht länger einen friedfertigen Zuschauer abgeben zu können, und stellte sich bald an die Spitze einer Anzahl protestantischer Edelleute, die ihn selbst darum baten, um die Guisen mit den Waffen in der Hand zu nöthigen, dem Könige seine Freiheit wieder zu geben. Alle Hugonotten erkannten den Prinzen von Conde als ihren Anführer, und er ernannte den tapfern Admiral von Coligni, der auch wegen seiner Weisheit und Gerechtigkeitsliebe allgemein verehrt wurde, zu seinem Unterbefehlshaber. Alle diejenigen, welche dem Bunde beitraten, verpflichteten sich durch eine feierliche Verabredung, ihre Waffen, gewisser unruhiger Köpfe wegen, nicht eher, als bis zur Volljährigkeit des Königs niederzulegen, Vermögen und Leben für dessen Befreyung aufzuopfern, und sein Ansehen wieder herzustellen. Der Prinz von Conde marschirte mit seinem Heere nach Orleans, und machte diese Stadt zum Waffenplatz und zum Zufluchtsort seiner Anhänger. Jetzt war nicht mehr die Rede von einzelnen Haufen, deren Verbindung ihren Anführer kaum überlebte; unter den Mauern der Stadt Orleans bildete sich eine Armee, die der Geist des Fanatismus sehr bald zu einem regelmäßigen und organisirten Korps erhob, und mit frohwilliger Eröffnung aller seiner Schätze unterstützte. Aus allen Provinzen zogen sich die tapfersten und entschlossensten Krieger dahin, die den Prinzen von Conde als ihr

Ober-

Oberhaupt erkannten, und ihm den strengsten Gehorsam, mit Aufopferung ihrer Habe und ihres Lebens, versprachen.

Der Krieg fieng von beiden Seiten mit Manifesten und Schmähschriften an, die, weit entfernt von dem reinen Interesse der Sache, vielmehr die bitterste Gallsucht verriethen. Die Armee des Triumvirats, die man auch die königliche oder royalistische nannte, vereinigte sich in der Gegend von Paris unter dem Konnetabel, den Guisen und dem König von Navarra. Jedes der beiden feindlichen Heere war zwischen acht bis zehen tausend Mann stark. Der Gedanke, daß Landsleute, daß Verwandte einander unglücklich machen sollten, war für die edeldenkenderen Personen unter beiden Partheyen schröcklich. Sie machten daher noch einen Versuch, durch mündliche Unterredungen dem wirklichen Ausbruche der Feindseligkeiten auszubeugen. Allein beiderseitiges Mißtrauen, und das Nachgefühl der Beschimpfungen, die man sich ohne Rücksicht auf Anstand und Gerechtigkeit in den Manifesten erlaubt hatte, mußte beide Partheyen noch mehr erbittern. Sie rissen sich von einander mit einer weit größern Unversönlichkeit los, als sie dahin gebracht hatten.

4.

Barbareyen und Unmenschlichkeiten im Fortgange des Krieges. Der Friede wird geschlossen.

Religionskriege sind zu allen Zeiten die blutigsten und abscheulichsten gewesen. Da jetzt alle Aussichten zu einer friedlichen Ausgleichung verschwunden waren, so suchten beide Heere sich so viel möglich zu verstär-

ken. Die Anführer beider Partheyen sahen sich in Deutschland nach Bundesgenossen um, und Conde gewann sogar die englische Königinn Elisabeth für sich, indeß die Katholiken auf Philipp den Zweiten von Spanien hofften. Für die Hugonotten erklärten sich viele Städte, ja fast die ganze Normandie, und der beste Theil des französischen Adels. An allen Orten brach das Kriegsfeuer aus, und es ist schwer zu sagen, von welchem Theile die größten Ausschweifungen verübt wurden. Conde warf sich zuerst auf die Stadt Beaugency, nahm sie ein, und überließ sie der wildesten Plünderung. Die ganze Garnison wurde niedergehauen, und kaum die Protestanten der Stadt geschont. Mit diesem Siege war auch die sonst so vortreffliche Disciplin des Condeischen Heeres verschwunden. Die Zügellosigkeit der Soldaten hatte keine Grenzen mehr; und da die königliche Armee ihre Rache durch Würgen, Brennen und Zerstören zu heiligen glaubte, so war das blühende Königreich und mit ihm das Vaterland, für deren Erhaltung beide Partheyen zu streiten vorgaben, in kurzer Zeit eine große Wüste geworden, worinn noch einzelne Gebäude der Wuth der Sieger entgangen waren, um die Verheerungen desto schröcklicher zu zeigen.

Mit einer Art triumphirender Wiedervergeltung wurde Blois und Mer von den Royalisten geplündert. Namenlos ist die Wuth und Grausamkeit, die man ausübte. Unter dem frohesten Jubel und unter Erwartung himmlischer Belohnungen wurde eine Menge Unschuldiger hingewürgt und grausam zu Tode gemartert.

Sobald die heiligen Bande des Staats gelößt, sobald das ehrwürdige Gefühl der bürgerlichen Tugenden erstickt, und die Stimme der Religion überschrieen war, so mußte die nemliche gesetzlose Willkührlichkeit,

die

die über die gesetzliche Gewalt gesiegt hatte, zu jedem Aeußersten unaufhaltsam fortreissen. Nirgend war Sicherheit, und nicht einmal konnte die Heiligkeit der Stätte die weinende Unschuld an den Füßen des Altars retten. Eidschwüre und Verträge wurden unter die Füße gerollt; militairische Kapitulationen und bedingte Ergebungen dienten dazu, mit mehrerer Sicherheit die Wehrlosen zu würgen, und ihre Anführer zu rädern. Es ist beinahe keine Stadt, die nicht tiefe Spuren von Kannibalenwuth aufzeigen konnte, und kein Tag, der nicht durch blutige Scenen bezeichnet wurde. Väter und Mütter wurden in den Augen ihrer Kinder ermordet, Kinder in Gegenwart ihrer Eltern ersäuft, oder an Steinen zerschmettert, daß das rauchende Gehirn in weiten Fernen zerstreut den grausen Anblick vervielfältigen konnte. Frauen und selbst unmannbare Töchter konnten dem Tode nicht einmal entgehen, wenn viehische Wollust sich an ihnen übersättiget hatte. Der graue und verdienstliche Greis wurde noch nach seinem Martertode geschleift und zerfleischt.

Die Geschichte hat die Namen einiger blutgierigen Ungeheuer aufbewahrt, die stets von Morden glühten, die aus ihren Schlössern Gefängnisse und aus ihren Bedienten Henkersknechte machten, die nicht etwa nur mit dem Leben ihrer Mitmenschen ein Spiel trieben, sondern ihnen dieses Leben unter langwierigen Martern und bittern Spottreden nahmen. Zu Tours wurde der Präsident an einen Baum gehängt, und ihm das Eingeweide aus dem Leibe gerissen. Schwangere Weiber zog man ganz nackend aus, öffnete ihre Leiber, und warf ihre Kinder ins Wasser. Erwachsenere Kinder verkaufte man für einen Thaler an diejenigen, die das barbarische Vergnügen haben wollten, sie zu schlachten. Zu Castres schund ein Henkersknecht

fünf

fünf Kinder lebendig, fraß ihre Lebern, und schnitt einem den Leib lebendig von einander. Zu Agen wurden fünf hundert aufgehängt; zu Cahors verbrannte man eine nicht geringe Zahl. Zu Signe ließ ein Bruder seine Schwester nothzüchtigen und hernach verbrennen, wobei er brennenden Speck auf ihre Haut träufeln ließ. Ralet, königlicher Procurator zu Troyes, ließ seinen eigenen Sohn aufhängen. In der Provence hörte man nur von Gewaltthaten, Nothzüchtigungen und Blutvergiessen. Ueber fünfzehn hundert Menschen wurden zu Tode gemartert. Zu Aix hieng man einige bei den Händen auf, nachdem man ihnen zuerst die Augen ausgestochen hatte; einige steinigte man zu Tode; andere band man an Pferdeschweife und ließ sie schleifen; andere hackte man die Glieder einzeln ab; andere warf man in Kalköfen und dämpfte sie; ja, einige begrub man lebendig. Eine schwangere Frau ward lebendig von einander geschnitten, und die beiden Kinder, die sie unter ihrem Herzen trug, wurden den Hunden zu fressen vorgeworfen.

Es ist unmöglich, andere Quaalen zu ersinnen, die hier nicht Brüder gegen Brüder, Väter gegen ihre Kinder, Freunde gegen ihre Freunde ausübten. Rechnet man zu diesen entsetzlichen Auftritten noch die geplünderten Kirchen, die rauchenden Städte, das dumpfe ununterbrochene Anschlagen der Sturmglocke, und das mörderische Geklirre der Waffen in allen Gegenden, selbst in denen, die die Kriegsheere nicht betreten haben; rechnet man dazu noch die Jammerscenen unter den Anverwandten und Blutsfreunden der Gemordeten, so würde man glauben, daß ein flüchtiger Rückblick auf alle diese Gräuel den Muth zu ähnlichen blutdürstigen Unternehmungen entwaffnet hätte; aber weit entfernt, sich dadurch zurückschrecken zu lassen, suchte man sich viel-

mehr durch einen so grausenvollen Anblick wechselseitig zu ermuntern, und sich das Blut der gewürgten Brüder als einen Stärketrank zu reichen.

Die größten Barbareyen und Unmenschlichkeiten wurden hauptsächlich an den Hugonotten verübt, die aber freilich, besonders im Anfange, durch Mißhandlung der Reliquien, der Bilder und anderer Heiligthümer der Katholiken, diese ihre Feinde gegen sich gereitzt, und zu einer solchen Wuth entflammt hatten. Der Prinz von Conde brauchte Geld, und bemächtigte sich daher nach Erschöpfung der königlichen Einkünfte der Reliquienkästen, der Kreuze, Kelche und anderer goldener und silberner Gefäße, und schickte sie in die Münze. Seine Freunde folgten diesem Beispiele, und plünderten alle Kirchen, deren sie sich bemächtigen konnten. Am aufgebrachtesten waren die Hugonotten gegen die Klöster, deren Bewohnern sie die bittersten Kränkungen zufügten. Sie rissen die Kirchen nieder, stürzten die Altäre um, und verübten an ihnen jede Art des Muthwillens. Sie verstümmelten die Bildsäulen der Heiligen, und trieben ihren Spott damit. Beim Anblick solcher Entheiligungen donnerten die Geistlichen von den Kanzeln gegen die Schuldigen; viele ergriefen die Waffen und wehrten Gewalt mit Gewalt ab. Was bei den Priestern Eifer war, das war beim Pöbel Wuth, die in die schröcklichsten Ausschweifungen ausbrach, ohne daß die Obern ihnen hätten Einhalt thun können. Ausser dem natürlichen Hange zur Rache wurden die Katholiken auch durch Parlamentsschlüsse gereitzt, durch die ihnen befohlen ward, die Waffen zu ergreifen, die Sturmglocken zu läuten, und die Hugonotten ohne Ausnahme todt zu schlagen.

Je größer die schon verübten Greuel waren, desto mehr entflammte die Rachgier zu neuen, und bei-

de

de Heere suchten sich zu diesem Ende durch auswärtigen Beistand zu verstärken. Die benachbarten Nationen waren auch ganz bereit, an den innerlichen Unruhen Frankreichs Theil zu nehmen und Vortheile dabei zu erndten; sie zögerten nur noch in der Hofnung, ihren Beistand desto theurer zu verkaufen. Der König von Spanien zeigte den Katholiken zur Aufmunterung Armeen, die zu ihrer Unterstützung bereit standen. Die Königinn von England, stolz auf ihre Flotten und auf ihren Reichthum, schien nur eine Bitte abzuwarten, nach welcher sie ihre Truppen den Hugonotten zu Hülfe würde abgehen lassen. Aus Deutschland und der Schwiz konnten beide Partheyen Truppen erlangen. Auch die übrigen Nationen äußerten Bereitwilligkeit; aber, wenn es zu Unterhandlungen kam, verschwand die Uneigennützigkeit, und jeder wollte die Umstände zu seinem Gewinn anwenden.

Die Kriegsoperationen litten inzwischen keinen Stillstand, und besonders war die Normandie der schröcklichsten Verwüstung preis gegeben. Die Hugonotten hatten in Rouen, der Hauptstadt dieser Provinz, eine ansenliche Besatzung, und suchten sich mit Hülfe der Engländer, die nun wirklich zu ihrer Unterstützung herbei gekommen waren, immer weiter auszudehnen. Allein der König von Navarra und der Herzog von Guise belagerten Rouen, und nahmen die Stadt nach einer muthvollen Gegenwehr im Sturm ein. Auch hier gieng es nicht ohne Grausamkeit ab; die Stadt wurde mehrere Tage lang geplündert, alle reformirten Prediger wurden zum Tode verurtheilt, und überhaupt verloren auf beiden Seiten gegen vier tausend Menschen das Leben. Unter diesen befand sich auch der König Anton von Navarra, der in den Laufgräben, wo er sich allzukühn der Gefahr ausgesetzt hatte, eine tödliche Wunde erhalten hatte, an der er

 nach

nach fünf Wochen starb; ein Fürst von großer Tapferkeit, aber ohne alle Stärke und Standhaftigkeit des Geistes, wollüstig bis an den Tod, und von beiden Theilen gering geachtet.

Nach dem Verluste von Rouen mußte der Prinz von Conde vornemlich auf eine muthige Vertheidigung von Orleans Rücksicht nehmen; allein einige erhaltene Verstärkungen von dem Landgrafen Philipp von Hessen änderten seinen Plan, und er entschloß sich, auf Paris selbst los zu gehen Die Jahrszeit (es war im December des Jahres ein tausend fünf hundert und zwei und sechzig) und die langen Unterhandlungen, in die er sich einließ, machten sein Unternehmen eben so fruchtlos als schädlich. Die Kälte hatte seine Truppen stark mitgenommen, und die Vereinigung der spanischen Hülfsvölker mit dem Heere der Royalisten nöthigte ihn zum Rückzuge. Beide Heere stiessen bei Dreux, siebenzehn Meilen von Paris, auf einander, und hier kam es zu einem Treffen. Die Armee des Prinzen von Conde bestand aus acht tausend Mann zu Fuß und vier tausend zu Pferd. Unter dem Prinzen kommandirte der Admiral Coligni und dessen Bruder Andelot. Die katholische oder königliche Armee, unter dem Konnetabel, dem Marschall St. Andre und dem Herzoge von Guise bestand aus sechzehn tausend Mann zu Fuß und zwei tausend Reutern. Beide Theile hatten auch aus Deutschland Hülfstruppen erhalten. Das Treffen war überaus hitzig; acht tausend Mann blieben auf dem Platze, die meisten auf katholischer Seite: doch behaupteten die Katholischen das Schlachtfeld durch die vorzügliche Tapferkeit des Herzogs von Guise. Dagegen hatten sie das Unglück, daß der Marschall von St. Andre erschossen, und der Konnetabel Montmorenci gefangen wurde. Auf der andern Seite gerieth auch der Prinz

von

von Conde in Gefangenschaft. Der Konnetabel wurde, aus Besorgniß, daß man ihn mit Gewalt befreien möchte, sogleich nach Orleans gebracht. Gegen den gefangenen Prinzen von Conde bewies sich der Herzog von Guise so freundlich, daß er ihn am Abend nach dem Treffen nicht nur mit sich speisen ließ, sondern auch, da es an Betten fehlte, mit ihm in Einem Bette schlief. Den Morgen darauf erzählte der Prinz dem Herzoge, daß er die ganze Nacht kein Auge zugethan, der Herzog hingegen so fest geschlafen habe, als ob sie die besten Freunde gewesen wären.

Die Gefangenschaft des Prinzen von Conde veranlaßte das Kriegsheer der Protestanten, dem Admiral Coligni die oberste Befehlshaberstelle aufzutragen. Er bezeugte sich dabei so aufmerksam und thätig, als man es immer nach einem vollständigen Siege hätte erwarten können. Nachdem er allen ansenlichen Städten seiner Parthey Nachricht von der Schlacht gegeben, und die eroberten Fahnen nach Orleans geschickt hatte, bemächtigte er sich der meisten Städte in der Gegend von Bourges und Tours. Der Herzog von Guise war indessen auch nicht müssig. Mitten im Winter unternahm er die Belagerung von Orleans, das von Coligni's Bruder Andelot mit zwei tausend Mann und eben so viel bewafneten Einwohnern vertheidigt wurde. Schon hatte sich der Herzog der Vorstädte und der Thürme an der Brücke bemächtiget; schon ward der Tag bestimmt, wo Orleans fallen sollte, als der Herzog meuchelmörderisch ums Leben kam. Ein junger Edelmann aus Angoumois, Johann Poltrot von Merey, war von der Lehre der Kalviniſten zu solcher Schwärmerey begeistert worden, daß er es für verdienstlich hielt, das Haupt der Katholiken, auf welche Art es sey, aus dem Wege zu räumen. Er nahm also die Gelegenheit wahr, da

der Herzog am achtzehnten Februar des Jahres eintausend fünfhundert und drei und sechzig Abends unter schwacher Begleitung nach seinem Quartier zurückritt, und schoß ihm drei vergiftete Kugeln durch die Schulter, worauf sechs Tage nachher erst der Tod erfolgte. Das Parlament verurtheilte diesen Schwärmer, der bald nachher auf der Flucht ertappt ward, mit glühenden Zangen gezwickt, und von Pferden zerrissen zu werden.

Der Ehrgeitz der Königinn Katharina hatte durch den Meuchelmord des Herzogs einen freiern Spielraum erhalten, den der Kardinal von Lothringen, der ohnehin sich damals in Italien aufhielt, durch seine kleinlichen Leidenschaften nicht stören konnte. Da die Religion, unter der unedlen Bedienung ihrer zu befriedigenden Selbstsucht, Interesse für sie hatte, so mußte es ihr wenig Schwierigkeiten kosten, die Ruhe auf einige Zeit zurück zu rufen. Ohnehin mußte die Gefangenschaft des Prinzen von Conde, die Vernachläßigung des Ackerbaues, die Erschöpfung der Finanzen und die anspruchsvolle Einmischung des Auslandes in Frankreichs Angelegenheit, den Wunsch nach Frieden annehmlich machen. So entstand das Edikt von Amboise, das den neuen Religionsfrieden enthielt, wodurch eine allgemeine Vergessenheit des Vergangenen, den Protestanten die Gewissensfreiheit und Ausübung des öffentlichen Gottesdienstes unter gewissen Bedingungen, und daß im ganzen Bezirk von Paris kein gottesdienstlicher Konvent der Hugonotten gehalten werden sollte, zugestanden wurde. Der Konnetabel Montmorenci und der Prinz von Conde erhielten ihre Freiheit.

5.

Vorbereitende Ursachen zu einem zweiten Bürgerkriege. Neue Bedrückungen der Hugonotten.

Der Friede stellte die Ruhe in den Gemüthern nicht wieder her. Die Hoffaktionen, durch den Krieg gestimmt mehr außer sich zu wirken, empfiengen von dem Frieden ihre vorige Gestalt wieder. Sie fiengen von neuem an, ihre Selbstsucht, ihren Eigendünkel und ihre Habsucht mit aller Ungebundenheit spielen zu lassen. Zwar waren einige Hauptpersonen vom Schauplatze abgetreten; allein an die Stelle derselben traten andere, die mit neuen Leidenschaften und neuen Künsten die Rolle einer Tragödie fortsetzten, die noch nicht geendigt war.

Die Kinder des Herzogs von Guise, die volljährigen Erben seiner Tapferkeit und Größe, waren ganz entschlossen, ihre Privatfeinde zu Staatsfeinden zu machen, und gegen diese bei einer günstigen Gelegenheit die Waffen zu ergreifen. Der Konnetabel von Montmorenci war fortdaurend der abgesagteste Feind der Hugonotten, und hatte längst aufgehört, alle Plane der Katharine von Medicis zu den seinigen zu machen. Er glaubte als Pflicht fodern zu können, daß man ihn wegen seiner langwierigen Erfahrungen und Dienste bei allen Staatsangelegenheiten um Rathe fragen sollte: Katharine dachte anders, und darüber war er so aufgebracht, daß er sein Misvergnügen nicht verbergen konnte. Sein Haus war der Sammelplatz der Unzufriedenen, und er meinte, es könnte der kalvinischen Ketzerey nur durch einen lebhaften Krieg gesteuert werden. Auch im Frieden setzte

er

er nicht nur seine Bankbrennereyen in der Hauptstadt fort, sondern er billigte auch eine geheime Verschwörung, der zufolge zweihundert Protestanten in Paris plötzlich in ihren Wohnungen überfallen und getödtet werden sollten. Zum Glück bekam die Königinn Mutter davon Nachricht, eilte noch zu rechter Zeit nach Paris, ließ die vornehmsten Verschwornen des Nachts im Stillen aufgreifen und vor ihren Häusern aufknüpfen, und so unterblieb dießmal noch das Mordproject.

Katharine traf diese Vorkehrungen freilich nicht aus Menschlichkeit. Sie war den Hugonotten im Herzen nie gewogen; ihre Begünstigung derselben war bloße Politik, und im Herzen wünschte sie ihre Ausrottung. Nur weil sie den Staat zu einem Kriege noch zu erschöpft fühlte, ließ sie den verhaßten Ketzern eine Weile Ruhe. Für die Bedrückungen derselben, vornemlich in den Provinzen, war doch genug gesorgt, besonders durch den wüthenden Religionshaß der Katholiken, die doch fast überall die Mehrheit ausmachten. Die Friedensartikel wurden, aller Gegenvorstellungen ungeachtet, nicht erfüllt, und die Protestanten wurden gemißhandelt, ohne daß sie Recht erhalten konnten.

Von jetzt an folgte die Nation blos ihrem Fanatismus. Die immer mehr enthitzten Gemüther sahen keinen andern Gegenstand, als den ihrer Religion und thaten einander, aus bloßer Frömmigkeit, alles mögliche Herzeleid an. Wenn man einige Factions-Häupter ausnimmt, die blos darauf dachten, wie sie den öffentlichen Irthum zu Befriedigung ihrer Ehrsucht benutzen könnten, so kannte der ganze Rest kein anderes Interesse, als das, seinem Lehrsystem die Oberhand zu verschaffen, oder seinen Gegnern so viel als möglich wehe zu thun. Der Hof glich einem Theater,

auf

auf dem alle Tage Stücke und Auftritte gegeben wurden, die sonst nur in der Einbildungskraft tragischer Dichter erzeugt werden. Die Zuschauer blieben in der Ungewißheit des Ausganges dieser mannigfaltigen Scenen, die sich endlich mit dem abscheulichsten Blutbade schlossen Die Königinn Katharine ist von nun an stets die Hauptperson, welche die übrigen Schauspieler, Katholiken und Hugonotten, nach ihren Absichten lenkte. Ihr Sohn Karl, der jetzt sein vierzehentes Jahr erreicht hatte, war mit großem Gepränge für mündig erklärt, und dem Scheine nach mit der höchsten Staatsgewalt bekleidet worden; aber Katharine übte sie jetzt noch unumschränkter wie vorher aus. Die Nothwendigkeit, die Partheyen im Gleichgewichte zu halten, hörte nun auf: denn das volljährige Alter des Königs hatte die Ansprüche auf die Reichsverwaltung entfernt, und seine Gewalt hemmte die Unternehmungen der Mächtigen. Die katholische Parthey war auch durch den Tod des Königs von Navarra und des Herzogs von Guise merklich geschwächt worden. Es war nur noch nöthig, den Prinzen von Conde von der Beschützung der Hugonotten abzuziehen, und Katharine bot alle Reitze des Hofes auf, um ihn aus den Fesseln der Parthey, die ihn fest umschlungen hatten, wegzureissen. Er wurde vom Könige und der Königinn Mutter mit den Bezeugungen des größten Vertrauens empfangen, als der erste Prinz von Geblüt behandelt und verehrt, und unvermuthet mit der Statthalterschaft bekleidet. Man suchte ihn so viel möglich durch Spiele, Feste und andere Zeitvertreibe an den Hof zu fesseln, ihm Liebe zur Muße und Geschmack für die Süßigkeiten des Friedens einzuflößen, und dadurch die Wildheit seines Naturells zu bändigen. Es fügte sich, daß zu dieser Zeit seine Gemahlinn starb; eine Dame, von

un-

unruhigem Geiste, welche das Feuer seiner Seele immer aufs stärkste anzufachen gewußt hatte. Katharine überredete die Wittwe des Marschalls von St. Andre, eine sehr reiche Dame, ihm ihre Hand anzubieten, weil sie glaubte, daß er durch diese Verbindung seine häußlichen Umstände verbessern, und auf einem dem königlichen Geblüte gemäßen glänzenden Fuße leben könnte. Um seine Verbindung mit dem Admiral Coligni zu trennen, suchte man ihn durch Hofschmeicheleyen glaubend zu machen, daß der unglückliche Ausgang der Schlacht bei Dreux durch die Feigheit und Untreue des Admirals verursacht worden sey.

Alle diese Kabalen scheiterten an der Entschlossenheit des Prinzen. Kein Kunstgriff war stark genug, ihn von der Verbindung mit dem Admiral loszureissen. Er vermählte sich mit einer andern Dame, die dem Interesse seiner Parthey weniger schaden konnte.

Dieser mißlungene Versuch brachte eine andere Kabale zur Reife. Das Haus Guise mußte Gerechtigkeit und Genugthuung wegen des an dem Herzog Franz verübten Mordes fodern. Die Prinzen dieses Hauses versammelten eine ansenliche Zahl ihrer Verwandten und Diener in Trauerkleidern, erschienen vor dem Könige und verlangten dringend, daß man gegen diejenigen nach der Strenge der Gerechtigkeit verfahren sollte, welche auf eine so schändliche Art ihren Vater hätten ermorden lassen, während derselbe im Dienste Gottes und des Königs treu und ruhmvoll den Krieg geführt, und für das allgemeine Wohl gefochten habe. Es hatte sich das Gerücht verbreitet, daß dieser Mord auf Coligni's Veranstaltung verübt worden sey. Man hofte ihn in die blutgierigen Hände seiner lauernden Richter liefern, und die Bande der Condeischen Parthey durch Entziehung dieser mächtigen

tigen Stütze auf einmal zerreissen zu können. Allein der Prinz Conde verlangte mit Wärme eine feierliche Erklärung der Unschuld des Admirals, und er bot sich mit Heftigkeit an, jede weitere Beschuldigung, die nicht vor Gericht erwiesen würde, als eigene Beleidigung anzusehen und zu rächen. Coligni selbst stellte dem Könige vor, daß der Mord des Herzogs durch das Friedensedikt verdeckt sey, und daß er sich nicht zur Rechtfertigung dagegen für verbunden achte, bis die Untersuchung Männern, welche das Kriegswesen verstünden, nicht aber Zungendreschern und Rechtsverdrehern (so nannte er die Parlamentsräthe) aufgetragen würde. Die Guisen hingegen verwarfen dieses Gericht, und die Sache blieb eine zeitlang liegen. Nur die Hitze, womit sie dem noch nicht hinlänglich zubereiteten Sturz ihrer Gegenparthey vorgreifen wollten, hatte Coligni einen Aufschub der gerichtlichen Untersuchung von drei Jahren, und eine scheinbare Versöhnung zu danken, die endlich an dem fürchterlichen Bluthochzeitstage in eine heißhungerige Tigerwuth ausartete.

Die Spannung im Reiche ward inzwischen immer größer, und die unruhige Politik der Königinn Mutter nährte wohlgefällig die Erbitterung der Partheyen. Sie hatte den Hugonotten den Untergang geschworen, und wenn sie ihnen heute eine Gunst verwilligte, so gieng sie morgen schon wieder zu dem heftigsten und unbesonnensten Hasse gegen sie über. Je unsichtbarer ihre Macht war, desto fürchterlicher war sie. Während sie die französischen Prälaten, welche die reformirte Religion angenommen hatten oder in Schutz nahmen, durch Bann und Flüche des Pabstes schrecken, und die ungerechtesten Mishandlungen ungestraft ließ, mußte der König in einem Edikt nach dem andern seine heissen Wünsche zur Erhaltung des

Re-

Religionsfriedens zu erkennen geben. So wenig ihr Stolz die Einwirkung fremder Mächte dulden konnte, so sehr bemühte sie sich, einige deutsche Fürsten durch Verschreibung verschiedener Jahrgelder von den Hugonotten abzuziehen. Mit einer menschenfreundlichen Toleranz wies man den Hugonotten Plätze zur Ausübung ihres Gottesdienstes an, während man Citadellen anlegte und Mauren schleifte, wo ihre starke Anzahl ein Uebergewicht befürchten ließ.

In der Absicht, die Gesinnungen des Volks in Ansehung der Religion genauer kennen zu lernen, die Stärke der Hugonotten zu erforschen, und vorbereitende Anstalten zu ihrer Ausrottung zu treffen, machte Katharine von Medicis mit dem jungen Könige eine Reise durch die vornehmsten Provinzen des Reichs. Zum Vorwande dieser Reise schützte sie das Verlangen vor, ihre liebe Tochter, die Königinn von Spanien, zu sehen, die sich auf der Grenze einfinden würde. Die Reise geschah unter lauter Lustbarkeiten und unter dem lärmenden Freudenrufe der überall herbeiströmenden Volksmenge. Auf allen Straßen waren Triumphbögen errichtet, Freudenfeuer angezündet, kostbare Schmausereyen gegeben, und jeder bemühte sich, seine Mitbürger in Bezeugung der Ehrerbietung und Ergebenheit gegen den jungen Monarchen, zu übertreffen. Wo er hinkam, verschwanden Argwohn und Mistrauen, und der noch in manchen Gegenden unbekannte Friede schien sichtbar vor ihm herzugehen. Aber Katharine konnte doch ihre wahren Gesinnungen nicht verbergen. In allen Städten, wo die Hugonotten zahlreich und stark waren, mußten sie es sich gefallen lassen, daß die Mauren geschleift, und allerlei kriegerische Anstalten getroffen wurden. Man bestimmte dem Friedensedikte zu Folge die Orte, wo reformirte Prediger angestellt werden durften. Man

hörte

hörte auch die Beschwerden der Katholiken sehr geneigt an, welche sich über die Nachsicht der Königinn Mutter beschwerten, und vorgaben, daß die Hugonotten in der Auslegung des Friedensedikts zu weit giengen und manches zu vortheilhaft für sich erklärten. Um diesen Beschwerden abzuhelfen, machte der König ein neues Edikt bekannt, wodurch das frühere in wesentlichen Stücken eingeschränkt wurde. Man nahm dem Adel die Freiheit, auf seinen Lehngütern predigen zu lassen, und untersagte ihm bei Strafe des Lehnverbrechens, in seine Hauskapelle Leute zuzulassen, die nicht zu seinen Familien oder Hintersassen gehörten. Es sollte zehen Meilen um die Orte her, wo sich der Hof befände, selbst in Städten, kein reformirter Gottesdienst gehalten werden. Man verbot den Reformirten bei Lebensstrafe, Kollekten anzustellen, oder ohne Zuziehung eines königlichen Beamten Synoden zu halten, und befahl allen Mönchen und Nonnen, die ihre Klöster verlassen oder sich verehlicht hatten, das Königreich zu räumen.

In Bayonne kam Katharine von Medicis mit ihrer Tochter, der Königinn von Spanien, zusammen, wohin diese in Begleitung des Herzogs von Alba gekommen war, jenes verrufenen Ketzerrichters und Vertrauten des spanischen Königs Philipps des Zweiten. Drei Wochen waren sie beisammen, und Katharine verschwendete dabei so viel in Lustbarkeiten, daß es schien, als ob sie blos ihrer Tochter Unterhaltung und Vergnügen zu machen suchte; allein im Grunde dachte sie an ganz andere und ernsthaftere Dinge. Alle Nächte hielt sie vertraute Unterredungen mit Alba, der von seinem Könige hinreichend instruirt und bevollmächtiget war, und der Erfolg zeigte, daß alle diese Konferenzen eine geheime Allianz zwischen Frankreich und Spanien zur Absicht hatten, die auf

die

die gänzliche Ausrottung der Protestanten in Frankreich abzielte. Katharine war gewillet, wenigstens die Häupter der Protestanten zu schonen, aber der Wütherich machte ihr deshalb Vorwürfe, und sagte laut: „Die höchsten Köpfe müssen zuerst fallen. Zehen tausend Frösche wiegen einen einzigen Lachskopf nicht auf. Die sicilianische Vesper muß Vorbild und Muster seyn. Ohne Ausnahme und Schonung müssen alle Protestanten erwürgt werden. Ihr Blut ist das reinste Opfer, das man auf dem Altar der Religion darbringen kann; je gewisser und je strömender es fließt, desto gewisser ist der Seegen des Himmels."

Die Hugonotten ahndeten eine geheime Verbindung zwischen der Katharine von Medicis und dem spanischen Hofe — eine Ahndung, die durch die Nachsicht des Königs gegen die Mißhandlungen der Protestanten in verschiedenen Provinzen, und durch seine Erklärung gegen die Königinn Mutter: „Daß der Herzog von Alba recht habe, daß zu hohe Köpfe dem Staate gefährlich wären, und die erschöpfte List nur noch den Gebrauch der Gewalt übrig ließe," zur höchsten Wahrscheinlichkeit erhoben ward. Der Ausbruch eines zweiten Bürgerkrieges war jetzt unvermeidlich.

6.

Wetteifer in religiösen Uebungen. Gegenseitiger Partheyhaß. Geheime Machinationen zur Unterdrückung der Hugonotten.

Das Interesse für die Religion war vielleicht nie so lebhaft in Frankreich als damals. Jede Parthey war

war entschlossen, für ihren Glauben Gut und Blut aufzuopfern. Selbst die Gleichgültigsten wurden nun feurig in den äußerlichen Uebungen ihrer Religion, aus Furcht, man möchte sie mit andern Religionsverwandten verwechseln. Daher sah man auf beiden Seiten eine Veränderung, welche die herrlichsten Früchte hervorgebracht haben würde, wenn nicht Trotz und blinder Eifer die Gemüther beherrscht hätten. Die Katholiken, selbst der Hof, enthielten sich an Festtagen alles Fleischessens, und die Königinn jagte alle Hofdamen von sich, die zu Ostern die Sakramente nicht empfangen wollten. Die Reformirten giengen noch weiter; sie verurtheilten alle Ehebrecher zum Galgen, welches die Hofleute veranlaßte, spottend zu sagen, sie würden nie eine Religion annehmen, welche die Menschen einer Galanterie wegen hängen liesse.

Die Eifersucht beider Religionsparthenen war nicht bloßer Wetteifer in Leben und Wandel; sie suchten sich auch gegen einander durch Bündnisse und Eide zu verwahren. Schon lange waren bei den Katholiken sogenannte Brüderschaften gewönlich, die sich an gewissen Tagen und Orten versammelten, und eine eigene Policey, Gastmahle, Uebungen und eine gemeinschaftliche Kasse hatten. Es durfte dazu nur noch eine eidliche Verpflichtung kommen, der Vertheidigung des katholischen Glaubens Gut und Leben aufzuopfern, so stunden ganze bewehrte Haufen zum Angriff fertig. Sie unterließen auch nicht, ihre Wuth gegen die Protestanten durch Scheltworte, Schläge, Plündern und Morden auszulassen. Der Adel und die Großen des Reichs machten ebenfalls solche Bündnisse unter sich, in die wohl ganze Landschaften und Provinzen verwickelt wurden. Brüder trennten sich von Brüdern, Väter von Kindern, und viele Familien

lien geriethen dadurch in die äußerste Verwirrung. Der Eifer gieng so weit, daß katholische Eltern ihre Kinder vor ihren Augen morden liessen.

Die Hugonotten, überall gedrückt, verwahrten sich jetzt wie in Feindes Land, versorgten sich mit Waffen und Magazinen, und machten sich täglich auf einen Ueberfall gefaßt. Von Zeit zu Zeit reichten sie Bittschriften bei Hofe ein, erhielten aber niemals eine Antwort. Der junge König, dem man die Hugonotten immer als den Abschaum der Menschheit vorgestellt hatte, und der von Natur sehr jähzornig und heftig war, ergrimmte bei jedem Ansuchen der Hugonotten. „Es ist noch nicht lange, sagte er einst unwillig zu Coligni, daß ihr Reformirte mit bloßer Duldung zufrieden waret; jetzt wolt ihr den Katholiken gleich geachtet werden, und am Ende würdet ihr uns aus dem Reiche jagen.“ Es fehlte auch nicht an täglichen Vorfällen, welche seinen Zorn immer mehr reitzten. Die Hugonotten, der steten Mishandlungen müde, suchten sich öfters mit Gewalt Recht zu verschaffen. Einst griefen sie zu Pamiers während der Frohnleichnams-Procession zu den Waffen, fielen über die wehrlosen Katholiken her, und richteten unter den Geistlichen ein großes Blutbad an. In der nemlichen Wuth steckten sie die Häuser derselben in Brand und zerstörten sie. Aehnliche Tumulte entstanden in vielen andern Städten. Obschon dabei kein Blut vergossen wurde, so war doch die Folge davon, daß die Katholiken und Hugonotten wechselsweise aus ihren Wohnungen vertrieben wurden, je nachdem die eine oder die andere Parthey die stärkere war. Solche Auftritte gaben dem Unwillen des Königs täglich neue Nahrung, und er brannte vor Begierde, die verruchten Ketzer auszurotten. Der Rath des Herzogs von Alba war seiner Gemüthsstimmung

ganz

ganz entsprechend, und es vergieng kein Tag, wo er nicht geheime Berathschlagungen mit seiner Mutter hielt, deren Zweck die Vertilgung der Hugonotten war. So sehr sich Katharine von Medicis im Herzen über den racheschnaubenden Geist ihres Sohnes freute, so wünschte sie doch, daß er sich mehr verstellen, und so lange zurückhalten möchte, bis die Umstände das Unternehmen begünstigten.

Es konnte dem Prinzen Conde und dem Admiral Coligni nicht verborgen bleiben, daß in den geheimen Konferenzen am Hofe den Hugonotten Tod und Verderben bereitet wurde. Sie erneuerten daher ihre Verbindungen mit der Königinn von England und mit den protestantischen Fürsten in Deutschland, und trafen alle Anstalten zu ihrer Sicherung gegen einen plötzlichen Ueberfall.

Der Hof erkannte die Schwierigkeiten, welche eine Unternehmung gegen die wachsamen Hugonotten bekleidete. Um ihnen mit Gewißheit den letzten Stoß zu versetzen, waren die vorhandenen Truppen nicht hinreichend; es mußten also neue zu diesem Zwecke geworben werden. Damit aber dieß keinen Verdacht erwecken möchte, so brauchte man die damaligen Kriegsrüstungen des Königs von Spanien zum Vorwand. Philipp der Zweite hatte nemlich beschlossen, im Jahr ein tausend fünf hundert und sieben und sechzig den Herzog von Alba mit einer starken Armee in die Niederlande zu schicken, und seine dortigen protestantischen Unterthanen katholisch zu machen oder zu ermorden. Der Zug sollte durch Savoyen und an den lothringischen und französischen Grenzen hingehen. Als die Nachricht davon sich am französischen Hofe verbreitete, schien der König und seine Mutter in eine große Bestürzung zu gerathen, und sie ergriefen diesen Vorwand, um eine große Anzahl Schweizer in Sold neh-

men zu lassen, als wenn sie sich nichts Gutes von den Spaniern versähen. Sie ertheilten durch alle Provinzen Befehl, die Gendarmerie wieder aufzurichten, und ließen in der Gegend von Lyon verschiedene Kompagnien französischer Infanterie anwerben, um sie, dem Vorgeben nach, in die Lande jenseits der Gebürge zu schicken. Sie schafften von allen Seiten Geld zusammen, und machten bei einigen italiänischen Kaufleuten eine Anleihe von achtmal hundert tausend Scudi, in der festen Entschließung, mit diesen Zurüstungen die Hugonotten endlich ganz auszurotten.

Um den betrügerischen Glauben an eine spanische Invasion zu vermehren, wurden viele aus den Edeln der Nation an den Hof beschieden. Es ward ein außerordentlicher Staatsrath gehalten, dem auch eine beträchtliche Anzahl Hugonotten beiwohnten. Man berathschlagte sich nicht nur über die Art, die Grenzen zu vertheidigen, sondern auch Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, wenn es sich zeigte, daß der spanische König jrgend einen gefährlichen Anschlag im Sinne hätte. Es wurde also einmüthig beschlossen, einen Gesandten in der Absicht an den spanischen Hof zu senden, um dem Könige seine Reise abzurathen, oder den wahren Zweck derselben zu erforschen, in der That aber, um die Ausführung des festgesetzten Planes zu verabreden. Ganz im Stillen sandte Katharine von Medicis den Pater Hugo, aus dem Franciskanerorden, mit Postpferden nach Madrid, der den König von dem geheimen Gange ihrer Politik unterrichtete: Er sollte die Audienz des Gesandten lange verzögern, ihn mit wenig Achtung empfangen, seine Unzufriedenheit sowohl über den König als die Königinn Mutter an den Tag legen, die dann von ihrer Seite nicht ermangeln würden, sich öffentlich über das Betragen der Spanier zu beklagen, und ihre geheimen Absichten

bekannt zu machen, die darinn bestünden, Frankreich feindselig anzufallen.

Dieses ganze Spiel diente nur dazu, den Verdacht gegen Spanien zu nähren, und die Rüstungen gegen die Hugonotten zu verbergen. Die Verstellung hatte eine so erwünschte Wirkung, daß nicht allein das Volk, sondern sogar der Prinz Conde sich durch den Anschein berücken ließ. Er bat den König, diese Gelegenheit zu benutzen, und mit dem Könige von Spanien zu brechen, in welchem Falle er ihm eine beträchtliche Anzahl Hülfsvölker von seiner Parthey anbot. Katharine an ihrem Theile war eifrig bemüht, die Hugonotten durch falsche Versprechungen und Hofnungen hinzuhalten, und sie mit ihrem Mißtrauen gegen Spanien, ihrer Furcht vor dem Herzoge von Alba und den großen Unruhen in Schottland zu unterhalten, an denen sie einen lebhaften Antheil zu nehmen schien. Ihre Reden sollten dazu dienen, der Neugierde und Unruhe der Hugonotten einen entfernteren Stoff zur Nahrung zu reichen und sie einzuschläfern.

Inzwischen zog der Herzog von Alba wirklich an den französischen Grenzen vorbei, und empfieng unter dem Vorwand, allen Anlaß zu feindseligen Ausbrüchen zu vermeiden, die höchsten Ehrenbezeugungen und Unterstützung vom französischen Hofe. Die sechs tausend Schweizer, welche der Hof in Sold genommen hatte, um den Herzog von Alba zu beobachten, blieben nicht an der Grenze stehen, sondern zogen sich immer weiter nach Frankreich herein. Dieß machte die Hugonotten allmählich besorgt, und sie fiengen an einen Verdacht zu schöpfen. Als daher der Herzog von Alba in den Niederlanden angelangt war, ließ der Prinz Conde den König ersuchen, daß er diese nun ganz unnöthigen Truppen zurückschicken möchte:

aber der König behielt die Schweizer noch ferner im Solde, und zauderte unter allerlei nichtigem Vorwande. Dieß weckte die Hugonotten vollends aus ihrem Verdacht und arglosen Traume. Endlich erhielten sie sogar die zuverläßigste Nachricht, daß diese Truppen zur Aufhebung des Prinzen von Conde, zur Erwürgung des Admirals Coligni, zur Widerrufung aller Religionsedikte, zur Unterdrückung der Ausübung der protestantischen Religion, kurz zum Untergang aller Bekenner dieses Glaubens bestimmt wären.

Jetzt galt kein Säumen. Conde versammelte eiligst die Häupter seiner Parthey, und die Nachrichten, die er ihnen mittheilte, erhitzten die Gemüther so sehr, daß alle ausriefen: „Wir sind es der Religion, uns selbst und den Unsrigen schuldig, daß wir uns gegen so viel Treulosigkeit und barbarische Härte vertheidigen!“ Der Admiral Coligni allein, immer am meisten zur Milde gestimmt, suchte auch jetzt noch dem Ausbruch der Feindseligkeiten vorzubeugen. „Laßt uns, sprach er, lieber nach dem Beispiel unserer Vorfahren, unschuldig Unrecht leiden, als die Schuldigen angreifen, damit wir nicht, indem wir eine gute Sache schlecht verfechten, die Gerechtigkeit aufopfern, die bisher für uns gestritten hat.“ Sein Bruder Andelot, ein feuriger Vertheidiger des Rechts, stellte dagegen vor, daß diese Entschließung, so gerecht und klug man sie auch nennen könne, doch dem durchaus verdorbenen Zustande des Reichs nicht gemäß sey, der vielmehr gewaltige Mittel, große und standhafte Unternehmungen, fodere. „Was wird uns unsere Geduld helfen, sprach er, wenn wir lange warten, bis wir in auswärtige Länder verwiesen, im Gefängniß gefesselt sind, oder aus unsern Häusern vertrieben in Wäldern und Einöden herumirren; wenn wir der Wuth des Pöbels ausgesetzt, von tapfern Männern ver-

verachtet, und nach dem Ausspruche der Großen verurtheilt werden? Was wird uns dann unsere Unschuld helfen? Vor wen wollen wir dann unsere gerechten Klagen bringen? Wer wird uns hören, mit uns reden, uns nur sehen wollen? Es ist also nun Zeit, meine Freunde, daß wir, die man so oft zum großen Nachtheil der Religion und der öffentlichen Ruhe hintergangen hat, endlich lernen, uns nicht mehr hintergehen zu lassen. Von der Noth gezwungen, wollen wir die gerechten Waffen zu unserer Vertheidigung in die Hand nehmen, ohne uns deshalb zu bekümmern, daß unsere boshaften Feinde, die uns den Krieg bereits angekündigt haben, am Ende sagen werden, wir hätten zuerst den Frieden gebrochen."

Alle Anwesenden stimmten dem feurigen Redner bei, und es wurde alles zu einem plötzlichen Ueberfalle der Feinde vorbereitet. Man kam darinn überein, daß man gleich anfangs einen kühnen Streich wagen müßte, um sich Ansehen und die Oberhand zu verschaffen. Im vorigen Kriege waren die Hugonotten verspottet worden, daß sie sich nicht bemüht hätten, den König in ihre Gewalt zu bekommen, dessen Gegenwart jeder Parthey eine besondere Stärke geben müßte. Sie beschlossen daher, ihn plötzlich zu überfallen und aufzuheben, weil sie wohl einsahen, daß, wenn sie einmal Meister von seiner Person wären, sie leicht seine Macht und Ansehen gegen ihre Feinde würden lenken können. Sechs bis siebenhundert auserlesene Edelleute gesellten sich zur Ausführung dieses Unternehmens zusammen, und sie war gewiß, wenn die Anführer, die bereits durch so viele Meineide und Treulosigkeit gewarnt waren, anstatt hinterlistigen Unterhandlungen Gehör zu geben, den dreisten Streich schnell ausgeführt hätten. Allein das Zögern, das bei so wichtigen Staatskrisen immer schädlich ist,

mach:

machte, daß die Wagschale des Glücks auch hier wieder auf die Seite des Hofes ausschlug.

7.

Der König, in Gefahr gefangen genommen zu werden, wird durch die Schweizer gerettet. Die Schlacht bei St. Denis.

Der Hof hielt sich den Sommer über zu Monceaux, einem ganz offenen Landhause der Königinn Mutter in der Landschaft Brie auf. Sorglos überließ man sich dem Genuß der Freude, und bereitete im Stillen die Ausrottung der Hugonotten vor. Auf einmal verbreitete sich in den ersten Tagen des Septembers (1567) das Gerücht von verdächtigen Bewegungen in einigen Provinzen. Die Kuriere, die aus verschiedenen Provinzen des Reichs an den Hof kamen, erzählten, daß sie nie so viele Menschen auf den Landstrassen gesehen hätten, so viele Reuter, Edelleute und Fußgänger, die alle den Weg nach Brie hin nähmen. Man verachtete diese Nachrichten, und fuhr fort, sich zu belustigen. Doch bald wurden die Gerüchte häufiger, und erregten einige Besorgnisse. Der König sandte einen Spion auf das Schloß des Admirals Coligni, um zu sehen, womit er sich beschäftige. Der Spion fand ihn auf seinem Weinberge im Hauskleide, mitten unter seinem Gesinde mit der Weinlese beschäfftigt. Das war am sechs und zwanzigsten September, und am acht und zwanzigsten stand schon der größte Theil des Königreichs in vollen Kriegsflammen. Fünfzig Plätze waren mit einem Griffe weggenommen, und der Prinz samt dem Admiral und den übrigen

Hu-

Hugonottenhäuptern stand an der Spitze einer zahlreichen Reuterey zu Rozay, vier Meilen von Meaux.

Katharine von Medicis hatte nie geglaubt, daß die Hugonotten sich so geschwind und so geheim verbinden und rüsten könnten. Sie wähnte sich durch die in den umliegenden Gegenden vertheilten Schweizer hinlänglich gedeckt, wurde aber dießmal überlistet. Doch die Größe der Gefahr raubte ihr nicht einen Augenblick die Gegenwart des Geistes, und noch in der nemlichen Stunde, als sie die Nachricht erhielt, stieg sie mit dem Könige eilends zu Pferde, und flüchtete mit einem kleinen Gefolge nach Meaux, welche Stadt am nächsten lag.

Die Schweizer wurden durch mehrere Eilboten dahin berufen, und sobald sie angekommen waren, deliberirte der Staatsrath darüber: ob es rathsamer sey, die Hugonotten, welche nicht mehr ferne waren, in Meaux zu erwarten, oder sich nach Paris zurückzuziehen, das nur zehen Meilen entfernt war? Der Staatsrath wankte hin und her, bis der Schweizeroberste Pfeifer der Zweifelsucht ein Ende machte. Er bat den König dringend, sich nicht in einem offenen Orte von seinen rebellischen Unterthanen belagern zu lassen, sondern sich der Treue und Tapferkeit der Schweizer anzuvertrauen, die sich mit ihren Piken durch die zahlreichsten feindlichen Heere einen Weg bahnen wollten. Viele Hauptleute von den Schweizern, die vor der Thür des Staatsraths stunden, begleiteten diese Versicherungen mit drohenden Gebehrden, und alle schwuren, daß sie bis auf den letzten Mann sterben wollten, ehe man den König ihren Händen entreissen sollte. Die Königinn Mutter stund nun auf, ertheilte ihrer Treue und Tapferkeit das größte Lob, und befahl ihnen, ihre Truppen noch einige Stunden ausruhen zu lassen; sie sey entschlossen, mit Tagesanbruch

die

die Majestät und das Heil der Krone ihrer Tapferkeit anzuvertrauen. Als die Schweizer dieß hörten, erfüllten sie die Luft mit dem wildesten Freudengeschrey, und bereiteten sich zum Marsche.

Es war kaum die Mitternacht vorüber, als schon die Schweizer den Generalmarsch schlugen, aus Meaux abmarschirten, und sich eine Meile vor der Stadt in Schlachtordnung stellten. Beim Anbruch der Morgenröthe begab sich der König zu den Schweizern, begleitet von der Königinn Mutter, den Ministern, fremden Gesandten und Hofdamen, die mit banger Besorgniß dem Erfolg entgegen sahen. Die Schweizer formirten ein undurchdringliches Bataillon, in welchem der ganze Hof wie in einer starken Citadelle eingeschlossen war. Sie hatten kaum zwei Meilen zurückgelegt, als die ersten Kompagnien der hugonottischen Reuterey erschienen, welche im starken Trotte anritten, um den Kampf zu beginnen. Die Schweizer machten Halt, senkten ihre Picken, und zeigten eine solche Unerschrockenheit zum Empfang der Feinde, daß der Prinz und der Admiral es nicht wagten, das Bataillon anzugreifen, welches in gedrängten Gliedern seine Picken wild schwenkte, und ihre Reuterey wenig zu fürchten schien. Lange schwärmten die Hugonotten um den Zug her, und suchten eine Gelegenheit zum Einhauen zu ersehen, aber es erfolgten nur Scharmützel, die nichts entschieden. Die Schweizer allein entschieden das Schicksal des Königreichs an diesem merkwürdigen Tage, und befestigten aufs neue die katholische Religion, die sich nie in einer so gefährlichen und dem Umsturze so nahen Lage befunden hatte. Der Hof kam glücklich in Paris an, und der König, durchdrungen von den Verdiensten der Schweizer um seine Rettung, überhäufte sie mit Lob, und gab ihnen eine doppelte Löhnung.

Die

Die Gefahr war aber keineswegs ganz verschwunden. Der Prinz Conde, aufgebracht darüber, daß ihm der König entwischt war, wollte diesen dreisten Schritt durch einen noch dreistern Schritt wieder gut machen. Ehe man sich's versah, erschien er mit einem Belagerungsheere vor Paris. Er glaubte, daß eine so große und volkreiche Stadt, welche mit keinen Lebensmitteln versehen sey, sich in wenigen Tagen ergeben würde, da sie von aussen keine Hülfe zu erwarten habe. Diesem zu Folge besetzte und befestigte er alle die Flüsse beherrschenden und Paris umgebenden Städte, auf welchen die Lebensmittel nach der Hauptstadt gebracht werden, verbrannte die Mühlen, und besetzte von aussen die Thore. Die Pariser geriethen darüber in den größten Schrecken, und der König in einen solchen Zorn, daß er die heftigsten Drohungen ausstieß. Indeß war Katharine von Medicis darauf bedacht, so geschwind als möglich ein Kriegsheer zu versammeln, und den Feinden zeitig genug Widerstand zu leisten. Diesem zufolge schickte sie die gemessensten Befehle durch das ganze Königreich, daß die Katholiken sich bewaffnen sollten. Um Zeit zu gewinnen, knüpfte sie mit den Hugonotten Unterhandlungen an, die aber freilich ohne Erfolg bleiben mußten, weil beide Theile ihre Forderungen übertrieben.

Inzwischen schlossen die Hugonotten Paris immer enger ein, und erwarteten voll Sehnsucht ihre übrigen Hülfsvölker, die sich in allen Provinzen versammelten. An verschiedenen Orten stießen große bewaffnete Schaaren der Königlichen und Hugonotten auf einander, und da kam es denn zu blutigen Kämpfen. Das platte Land, die Städte und Landstraßen waren gänzlich gesperrt. Orleans und mehrere bedeutende Städte fielen den Hugonotten in die Hände. Die mit Mord, Raub und Zerstörung begleiteten

Auftritte in den Provinzen verzögerten die Ankunft der Hülfstruppen, und die Königlichen kamen den Hugonotten zuvor, welche den Einmarsch derselben in Paris nicht verhindern konnten.

Der Zeitpunkt war jetzt gekommen, daß der Hof die Larve der Verstellung ablegte. Der König schickte einen Herold ab, und ließ den Prinzen von Conde und namentlich alle seine Verbündete, welche zu St. Denis versammelt waren, auffodern, in einer Zeitfrist von vier und zwanzig Stunden die Waffen niederzulegen, und dem Könige persönlich ihren Gehorsam zu bezeugen; widrigenfalls würden sie des Verbrechens der beleidigten Majestät und des Aufruhrs schuldig erklärt werden. Dieser Antrag erfüllte die Häupter der Hugonotten mit heftigem Unwillen, und sie fuhren fort, auf die Erfüllung der Friedensedikte zu dringen. Die Hauptstadt fieng an, großen Mangel an Lebensmitteln zu leiden: denn Coligni hatte mit großer Tapferkeit bei hellem Tage und im Angesichte des ganzen königlichen Heeres sich der Brücke von Charenton bemächtigt, wodurch die Seine gänzlich gesperrt, und der Preis der Lebensmittel außerordentlich erhöhet wurde. Eine noch größere Schwierigkeit verursachte der Unterhalt der Pferde, die sich in beträchtlicher Anzahl in Paris befanden. Der Konnetabel Montmorenci, gegen welchen das Volk laut murrete, daß er mit einem den Feinden weit überlegenen Heere zum höchsten Schimpfe der königlichen Waffen sich in Paris einschließen lasse, sah sich genöthigt, die Hugonotten anzugreifen. Die beiderseitigen Armeen waren einander an Truppenzahl ausserordentlich ungleich. Die königliche bestand aus sechzehn tausend Mann zu Fuß und drei tausend Reutern; die der Protestanten nur aus zwöf hundert Mann Infanterie und fünfzehn hundert Mann Kaval-

vallerie, denn sie hatten sich durch abgeschickte Haufen geschwächt. Die Schlacht wurde am zehenten November des Jahres ein tausend fünf hundert und sieben und sechzig in der Ebene von St. Denis geliefert. Die Geschicklichkeit des Admirals Coligni und des Prinzen von Conde mußten hier den Mangel der Mannschaft ersetzen. Die Katholiken behielten das Feld und die Beute; allein die Protestanten trugen alle Ehre dieses Tages davon. Sie hatten ohne Geschütz den Anfall einer frischen und in den Waffen geübten Armee ausgehalten, da sie hingegen von einem langen Marsch abgemattet, und noch überdem schlecht bewafnet waren, indem die Geschichtschreiber versichern, sie hätten statt der Lanzen bloße Stangen gehabt. Solche übernatürliche Tapferkeit äußert sich nur in bürgerlichen Kriegen, wo die Religion das Panier schwingt, und es viele Jahre führt.

Der fast achtzigjährige Konnetabel Montmorenci, der mit dem Feuer des Jünglings das königliche Heer anführte, erhielt vier kleine Wunden im Gesicht und einen starken Kolbenschlag auf den Kopf. Demohngeachtet focht er mit der größten Tapferkeit und suchte sein bedrängtes Treffen wieder in Ordnung zu bringen, als ein Schottländer, Namens Robert Stuart, auf ihn losgieng, und die Pistole auf ihn anlegte. Der Konnetabel rief ihm zu: „Kennst du mich nicht? ich bin Montmorenci.“ „Eben weil ich dich kenne, erwiederte Stuart, hab' ich dir dieß bestimmt.“ In dem nemlichen Augenblicke drückte er auf ihn ab, und verwundete ihn so stark in die Schulter, daß er auf die Erde stürzte, aber noch so viel Kräfte hatte, daß er mit dem Griffe seines zerbrochenen Degens Stuarten einen heftigen Stoß ins Gesicht versetzte, ihm drei Zähne und die Kinnlade zerschmetterte, und ihn mit sich halb todt zu Boden rieß.

rieß. So lag der Konnetabel eine zeitlang in seinem Blute, verlassen von den Seinigen, die ihn doch noch den Händen der Feinde entrissen, welche ihn bereits fortzuführen im Begriff waren. Er wurde nach Paris gebracht, wo er nach wenigen Tagen starb. Sein Ruhm siegte über sein Unglück, und seine Geradheit über die Eifersucht seiner Feinde. Die Königinn Mutter verbarg ihre Freude über die Beseitigung ihres Gegners, der als Souverain den Hof, wo er die angesehenste Stelle seit langen Jahren bekleidete, regiert hatte, unter einer tiefen Theilnahme an dem öffentlichen Schmerz, und ließ ihn mit königlicher Pracht beerdigen — eine Ehre, die seinen Manen aufrichtiger als ihm bewiesen wurde*).

8.

Der kleine Friede.

Die Hugonotten befanden sich nach der Schlacht bei St. Denis in einer ziemlich mislichen Lage. Der Prinz

*) Nach der Schlacht bei St. Denis erhoben sich grosse Streitigkeiten am Hofe über die Ungewißheit, wer der Sieger oder der Besiegte sey? sie dauerten — zwei ganze Tage. Der König war voll Betrübniß, nicht über das vergossene Bürgerblut, sondern darüber, daß ihm der Prinz von Conde die Ehre des Sieges streitig machte. Der Marschall von Vieilleville, welchen der König um sein Urtheil fragte, sagte ihm, daß es sehr viel gewagt gewesen sey, mitten im Königreiche ein Treffen zu liefern. „Weder Eure Majestät hat die Schlacht gewonnen, noch der Prinz von Conde.“ „Wer denn?“ fragte der König hastig. „Der König von Spanien, erwiederte Vieilleville, denn es sind von beiden Seiten so viele brave Edelleute und Gemei-

Prinz von Conde mußte auch in dem Falle, wenn er den entscheidensten Sieg erfochten hätte, sich dennoch gegen die lothringischen Grenzen des Königreichs aus Mangel an Truppen und Lebensmitteln zurückziehen, um sich mit deutschen Hülfsvölkern zu verbinden, die ihm der pfälzische Prinz Johann Kasimir versprochen hatte. Das Heer marschirte in gedrängter Ordnung, weil es immer durch feindliches Land gieng: kein Korps trennte sich von dem andern, und die Nothwendigkeit lehrte sie Kriegszucht. Nur Andelot, Coligni's Bruder, durchstreifte mit den Büchsenjägern zu Pferde die umliegenden Gegenden und die Landstraßen, um von der Lage der Oerter Kundschaft einzuziehen, und das Heer mit Lebensmitteln zu versehen. Die schwächsten Plätze, auf die das Heer stieß, wurden belagert, und den Soldaten zur Plünderung überlassen. In mehreren großen Städten, die sie einnahmen, erbeuteten sie eine solche Anzahl von Pferden, daß sie sogar die Infanterie beritten machten, um ihren Marsch um so sicherer zu beschleunigen.

Indeß war Katharine von Medicis durch den Tod des Konnetabels die höchste Lenkerinn und Schiedsrichterinn der katholischen Parthey geworden. Die Würde eines Konnetabels verdunkelte durch ihre vielfältigen Amtsverrichtungen, durch ihre Reichthümer und Vorzüge die Majestät des Monarchen, und den Respect, den das Volk für diese letztere hätte haben sollen. Man sah ihn als den Schwerdtträger des Kö-

---

ne der französischen Nation geblieben, daß sie hinlänglich gewesen wären, Flandern und die Niederlande zu erobern, und dieselben Ihrer Krone wieder einzuverleiben, von welcher sie getrennt worden sind. Ohne diesen Friedensbruch würde ich Eurer Majestät angerathen haben, diesen Vorschlag auszuführen."

Königreichs, und als den eigentlichen und durch Geburt bestimmten Beschützer des Vaterlandes an. Seiner Stimme, welche die Armee kommandirte, wurde, wenn es auf Schlachten ankam, mehr als der Stimme des Königs Folge geleistet. Aus diesem Grunde war Katharine nicht gesonnen, einen andern Konnetabel zu wählen, und sich wieder den Gefahren einer unumschränkten Gewalt auszusetzen; sie wünschte vielmehr, die ganze Regierungsgewalt auf den Willen des Königs und auf sich einzuschränken. Sie suchte also durch vielerlei Beweggründe den König zu bereden, das Kommando des Heeres seinem Bruder, dem Herzog Heinrich von Anjou, einem kaum siebenzehenjährigen Jünglinge, zu übertragen. Ueberdieß hatte der Staatsrath es für eine Herabwürdigung der Krone gehalten, daß der König in eigener Person gegen seine rebellischen Unterthanen zu Felde gehen sollte. Man erklärte also Heinrichen zum Generallieutenant des Heeres, um allen Ansprüchen der Großen vorzubeugen.

Der Herzog von Anjou brach mit dem ganzen Heere auf, in der Hofnung, die Hugonotten einzuholen, und sich mit ihnen zu schlagen, ehe sie sich mit den Deutschen vereinigten. Mehrmahls war er ihnen auf dem Fuße, aber die Uneinigkeit und Eifersucht seiner Rathgeber rettete die Hugonotten aus den drohendsten Gefahren. Unter zahllosen Beschwerden eilten sie nach den Grenzen des Reichs, und giengen über die Maaß. Als sie zu Port-a-Mousson, einer Stadt in Lothringen, angekommen waren, überfiel sie ein neuer Schrecken, da sie die Deutschen nicht fanden, die sie hier zu treffen glaubten. Selbst aus den umliegenden Gegenden konnten sie nichts von denselben hören. Die Soldaten sahen nun diese Hofnung verschwinden, welche sie bei ihren großen Strapazen gestärkt

stärkt hatte; sie fanden sich außer ihrem Vaterlande in einer unbekannten Gegend, und was noch schröcklicher war, ohne alle Lebensmittel; ihre Furcht war so groß, daß sie sich entschlossen, aus einander zu gehen. Der eine Theil wollte durch Flandern, der andere durch Lothringen in seine Heimath zurückkehren. Mehrere, welche verzweifelten, den Händen der Katholischen, durch deren Land sie doch reisen mußten, zu entrinnen, wählten ein freiwilliges Exil, und wollten in einigen Städten Deutschlands so lange einen Zufluchtsort suchen, bis der Sturm vorüber seyn würde. Aber der Prinz und die andern Feldherren unterließen nichts, um einem so seltsamen Entschlusse Einhalt zu thun; sie baten, sie trösteten; sie brauchten ihr ganzes Ansehen, und erschöpften alle Bewegungsgründe, um nur einen so langen Aufschub zu erhalten, bis sie alle Lebensmittel aufgezehrt hätten. In dieser verzweifelten Lage befanden sie sich zwei ganze Tage; den dritten Morgens führte die Verzweiflung den nemlichen Entschluß herbei, als ganz unvermuthet die so senlichst erwartete Nachricht sie überraschte, daß der Prinz Kasimir nur einige Meilen entfernt sey, und zu ihnen stoßen werde. Nun umarmten sich die Soldaten voll Zärtlichkeit und erhoben ein großes Jubelgeschrey, gleichsam als wenn sie wieder zum Leben erweckt worden wären. Mit Freuden gieng man den Deutschen entgegen, welche die Hugonotten als ihre Retter und Wohlthäter betrachteten.

Der Prinz Kasimir war an der Spitze eines Heeres von zehen tausend Mann Kavallerie und vier Feldstücken erschienen. So wichtig diese Macht den Hugonotten seyn mußte, so sehr setzte sie doch den Prinzen von Conde in Verlegenheit. Er hatte den Deutschen versichert, daß er ihnen bei ihrer Ankunft hun-

hundert tausend Thaler bezahlen werde, und seine ganze Kriegskasse zählte kaum zwei tausend. Man lief also Gefahr, aufs schimflichste verlassen zu werden, und alle Plane auf einmal scheitern zu sehen. In dieser Verlegenheit versammelte der Prinz sein Heer, und entdeckte ihm die Noth, in der er sich befände. Er und die andern Feldherren zeigten, daß ihre Rettung einzig auf Eintracht und Bereitwilligkeit beruhe; es sey also nothwendig, daß ein jeder von dem Seinigen für das allgemeine Bedürfniß ein Opfer bringen müsse, um für diesen Preis ihre Freiheit zu erkaufen. Er ermahnte einen jeden, so viel beizusteuren, als in seinem Vermögen stünde. Es wurden zwei Prediger aufgestellt, welche die freiwillige Gabe von ihrer Beute und ihrem Gelde einsammeln sollten. Der Prinz war der erste, der nicht allein sein Silberwerk, sondern auch seine Ringe und übrigen Kostbarkeiten hergab, um die Deutschen zu befriedigen. Diesem Beispiele folgte der Admiral und die Vornehmsten des Heeres; die Edelleute, Soldaten, und selbst die Reitknechte beeiferten sich, einen Beitrag zu geben. So brachte man eine Summe von achtzigtausend Thalern zusammen, nach deren Empfang die Deutschen mit Anfang des Jahres ein tausend fünf hundert und acht und sechzig in Frankreich einrückten — gewiß das einzige Beispiel seiner Art, daß die gemeinen Soldaten ihre Anführer, und diese eine fremde Armee besoldeten.

Der Prinz von Conde beschloß, nach einigen Rasttagen den Rückmarsch auf dem nemlichen Wege nach Champagne anzutreten, um sowohl seinem Heere in einer fruchtbaren Provinz Unterhalt, und in den vielen großen Städten derselben gute Winterquartiere zu verschaffen, als um Paris, den Mittelpunkt der katholischen Parthey, enge einzuschließen, deren Besitz

in

in dem ganzen Laufe der bürgerlichen Kriege den Sieg entschied. Seine schon beträchtliche Macht vermehrte sich bei ihrem Fortrücken wie eine Lavine. Ueberall hoben die Hugonotten ihr Haupt kühn empor, und das ganze Reich war mit Empörung, Mord und Zerstörung erfüllt. Der Herzog von Anjou wich beständig einem Treffen aus, und setzte dadurch den Prinzen von Conde in nicht geringe Verlegenheit und Noth. Es fehlte ihm an Geld und Lebensmitteln; seine französischen Soldaten, lauter Freiwillige, drohten täglich davon zu laufen, und die Deutschen bestürmten ihn immer mit neuen Foderungen. Alles dieses erregte so sehr seine Besorgnisse, daß er täglich Kriegsrath hielt, um ein Rettungsmittel ausfindig zu machen. Er beschloß endlich Chartres zu belagern, und dadurch die Katholischen wider ihren Willen zu einem Treffen zu zwingen. Diese große und volkreiche Stadt ist Paris so nahe, daß die umliegende Gegend die Hauptstadt größtentheils mit Lebensmitteln versieht. Erreichte er hier seinen Zweck, so wurd' es ihm um so leichter, Paris selbst zu erstürmen.

Die Belagerung von Chartres, welche mit grosser Thätigkeit angefangen wurde, gab den Angelegenheiten eine ganz andere Gestalt. Katharine hatte schon vor einiger Zeit Friedensvorschläge gethan. Seitdem sie die neuen Truppen im Reich, und die Krone einer neuen Gefahr verzweifelter Feinde ausgesetzt sah, setzte sie die Unterhandlungen lebhafter fort. Die Armee der Hugonotten verlor durch diese Traktaten mehr, als durch Schlachten. Der Muth sank; die Unterstützung an Geld und Lebensmitteln wurde immer geringer; Raubsucht und Zwietracht, Folge der Ruhe, rissen ein. Die günstige Gelegenheit, den Sieg zu verfolgen, entfloh; uud so mußte ein unreifer Friede zu Stande kommen, der von den Hugonotten

mit beiden Händen ergriffen wurde. Der Hof verwilligte ihnen die freie Religionsübung ohne Einschränkung der Zeit, des Orts oder der Person. Dieser Friede wurde am drei und zwanzigsten März des Jahres ein tausend fünf hundert und acht und sechzig zu Longiumeau geschlossen; er heißt der kleine Friede — weil er nur sechs Monate dauerte.

9.

Katharine von Medicis macht Anstalten zur Ausrottung der Hugonotten.

Alles neigte sich zum Kriege, während man die Früchte des Friedens genießen sollte, und da das Geklirre der Waffen nicht ertönte, stürmten desto brausender die Leidenschaften.

Der Friede war den Protestanten nur darum bewilliget worden, um sie zu entwaffnen, und die fremden Hülfsvölker von ihnen zu entfernen. Daher erhoben sie ihre Klagen beinahe so bald wieder, als er im Reiche bekannt gemacht worden war. Die ihnen durch denselben zugestandene Freiheit wurde an vielen Orten zurückgenommen; an noch mehreren fiel man über sie her, und mordete sie ungestraft. In einem Vierteljahre wurden ihrer an zwei tausend in allen Provinzen des Königreichs hingerichtet. Zu Amiens erschlug der Pöbel über zwei hundert, zu Auxerre hundert und fünfzig, an andern Orten noch mehr, ohne daß die Obrigkeit dem Unfug steuerte. Zu Ligni in Barrois ließ der Pöbel einen Hugonotten, der nicht zur Erde fallen wollte, als die Frohnleichnams-Procession vor seiner Thür vorüber gieng, auf der Stelle fort auf den Markt, schleppte Holz zusammen,

und

und verbrannte ihn lebendig. Man nahm den Hugonotten ihre Bedienungen, behielt die italiänischen und schweizerischen Miethvölker im Reich, und die katholischen Geistlichen reitzten überall das Volk durch ihre Predigten, die Ketzer nicht zu dulden. Daher weigerten sich auch die Hugonotten, die königliche Besatzungen in verschiedene Städte aufzunehmen, weil sie an dem Beispiele anderer gesehen hatten, daß sie dadurch nur ihren Untergang beschleunigten. Besonders muthvoll behaupteten sie sich zu Rochelle, welcher Platz seitdem sechzig Jahre lang ihr festester Sicherheitsort in Frankreich geblieben ist. Sie konnten keinen vortheilhaftern Ort wählen, als diese in einer fruchtbaren Gegend am Meere liegende, mit einem guten Seehafen versehene, Stadt und Festung.

Katharine von Medicis, jetzt unumschränkte Herrscherinn, hatte keine Ursache mehr, ihre Gesinnungen gegen die neuen Religionsbekenner länger zu verhehlen. Die Grundsätze der Mäßigung, die sie so lange behauptet hatte, entzogen ihr an sich schon den äußern Schimmer einer allgebietenden Souverainität, ohne zu berechnen, daß sie unter dem Schutze derselben den Trotz der Protestanten nährte. „Die Hugonotten sind, sagte sie, unzufrieden. Kaum haben sie von der Güte des Königs für den Preis so vieles Unglücks das Religionsedikt erhalten, so arbeiten sie daran, es wuchernd zu erweitern, oder es zum Nachtheil des Königs einzuschränken. Sie sind es, welche die im Frieden ausbedungenen Plätze noch nicht ausgeliefert haben, die mit glühendem Eifer Festungen anlegen, um der Ruhe zu spotten; die Schiffe ohne königliche Erlaubniß bauen, und in die Niederlande wandern, um sich mit dem Prinzen von Oranien gegen ihren Alliirten, den König Philipp von Spanien, zu verbinden, welche die Fürsten von Deutschland

 nach

nach Frankreich verrätherisch zu ziehen suchen." Unter mehreren solchen Vorspiegelungen suchte sie die Gerechtigkeit ihres Unwillens, und die Zubereitungen zu einem neuen Kriege zu verbergen. Alle Instruktionen, die sie an die Statthalter der Provinzen erließ, athmeten den Geist einer intoleranten, trotzig gebietenden Herrscherinn. Sie verfolgte jetzt sogar diejenigen Katholiken, die sie wegen ihrer toleranten Gesinnungen noch nicht lange vorher geschätzt hatte. Mit grausamer Gleichgültigkeit hörte sie die Klagen der Hugonotten über die Bundbrüchigkeit und ihre harten Verfolgungen an, und mit Schonung begegnete sie denjenigen, die zuerst nach dem gegebenen Religionsfrieden gemordet, und am grausamsten gewüthet hatten.

Die Hugonotten ließen es ihrer Seits an ähnlichen eben so harten Repressalien nicht fehlen. Beide Partheyen giengen in ihren leidenschaftlichen Handlungen so rasch zu Werke, daß jede sich als den angegriffenen Theil ansahe, und dennoch wagte es keine, zuerst los zu schlagen.

So allgemein auch der Eifer war, in einem neuen Kriege die Religion zu verfechten, so fehlte es dennoch an einer Lockung, die sie in Schlachten rief — ohnmöglich konnte die Spannung lange ohne Ausbruch dauern. Die Königinn Mutter gab durch eine Verrätherey den Ausschlag. Um dem Prinzen von Conde alle Mittel zum Kriege zu rauben, und seine Anhänger gegen ihn selbst aufzuhetzen, verlangte sie die Widererstattung von drei hundert tausend Thalern in Gold, die sie unter seiner Gewährleistung den deutschen Hülfstruppen vorgeschossen hatte. Der Prinz stellte sein Unvermögen vor; allein man bestand mit jüdischer Strenge auf Zahlung, und der König foderte, daß die Summe als eine Schatzung von den

Protestanten, die das Gewehr ergriffen, und sich für den Prinzen von Conde erklärt hätten, erhoben werden sollte. Briefe über Briefe kamen, um die augenblickliche Zahlung zu betreiben. Je schwerer sie wurde, je näher die Zeit rückte, um so mehr fanden die Mitschuldner Behagen an der Fortdauer ihrer Anhänglichkeit, die sie dem Prinzen bewiesen hatten, und die ihnen jetzt um einen so theuren Preiß zu stehen kam. Andere schreckte es sogar ab, sich für ihn zu erklären.

Der Prinz und Coligni baten den König um Frist und um Ruhe, die er durch diese Foderung zu erschüttern drohe; allein weit entfernt, solche Gesuche zu gestatten, sah man ihr Unvermögen schon als Bundbrüchigkeit an, und glaubte sich berechtigt, sich beider Personen zu bemächtigen.

Der Marschall von Tovan, Statthalter in Burgund, ein erklärter Feind der Hugonotten, erhielt den Auftrag, den Prinzen auf seinem Schlosse in Burgund mit dem Admiral Coligni aufzuheben. Man hatte schon vorher die Gräben und Mauern dieses Schlosses genau besichtigen, und von allen Seiten Truppen anrücken lassen, um beide nach und nach einzuschließen. Zu eben der Zeit bemühte man sich, die Hugonotten gegen ihre Anführer aufzubringen. Als alle Vorbereitungen zur Ausführung getroffen waren, schrieb Tovan einem Freunde: die Jagd sey bereit, und er habe den Hirsch im Netze. Dieser Brief fiel dem Admiral Coligni in die Hände. Er und der Prinz sahen zu ihrer Rettung kein Mittel, als die schleunigste Flucht. Bekleidet von seiner Frau und allen seinen Kindern, wovon drei noch in der Wiege lagen, in Gesellschaft seines Freundes Coligni, der ebenfalls seine Frau, seine Tochter und seine kleinen Kinder, auf den Armen der Amme getragen, bei sich hatte, eskortirt von hundert und fünfzig Soldaten,

mach:

machte der Prinz die größten Tagereisen, um nach Rochelle zu kommen, wo die Flüchtlinge von den Einwohnern mit dem Ausdrucke der trunkensten Freude empfangen wurden.

Die Hugonotten sahen nunmehr wohl ein, daß mit einem Hofe weder Stillstand noch Friede zu machen wäre, der stets sein Wort zu geben bereit, aber jederzeit noch bereiter war, das gegebene zu brechen; mithin waren sie nun alles Ernstes darauf bedacht, sich mit den Waffen in der Hand Recht zu verschaffen. Conde und Coligni schickten Couriere mit Schreiben an ihre Anhänger ab, daß sie sich so geschwind als möglich nach Rochelle begeben sollten, um sowohl den Nachstellungen ihrer Feinde zu entgehen, als um sich zu vereinigen, und ein hinlängliches Heer auf die Beine zu bringen, womit sie den Feinden widerstehen könnten, welche sie bald angreifen würden. Diese dringenden Einladungen waren nicht einmal nöthig: denn schon bei dem bloßen Rufe von der Flucht und der Gefahr, in welcher sich der Prinz befunden, hatten die Hugonotten zu den Waffen gegriffen, um in jedem Nothfalle bereit zu seyn. Die Gährung war sogleich allgemein, auf beiden Seiten warb man so viel Truppen als man konnte, und so kam der bürgerliche Krieg zum drittenmal zum Ausbruch.

10.

Der dritte Bürgerkrieg. Wetteifer der Hugonotten und Katholiken in gegenseitigen Mißhandlungen.

Sobald die Häupter der Hugonotten ein ansehnliches Heer versammelt hatten, machten sie in einem

Ma-

Manifeste die Ursachen bekannt, die sie zu Ergreifung der Waffen gezwungen hätten, und erzählten alle Unbilden und Gefahren, welche die Bekenner der protestantischen Religion stündlich erfahren müßten. Zuletzt betheuerten sie, daß sie die Waffen blos ergriffen hätten, um ihre Freiheit und ihr Leben zu vertheidigen, und um sich im Bekenntniß und der Uebung ihres Glaubens zu erhalten, den sie Gott ohne jrgend eine andere Absicht schuldig seyen; sie wünschten, als gehorsame Unterthanen des Königs zu leben, wenn man ihnen nur Gewissensfreiheit und Sicherheit des Lebens zugestünde.

Katharine von Medicis ließ jetzt auch, im Namen ihres Sohnes, ein scharfes Edikt gegen die Hugonotten publiciren. Im Eingange ward ausführlich erzählt, mit welcher Milde und Gnade der König die Hugonotten in den Schooß der Kirche und zum Gehorsam zurückzubringen gesucht habe. Er erwähnte besonders ihrer Rebellionen und Verschwörungen; wie sehr sie die königliche Gnade verschmäht, und seine Unterthanen beständig zu Meutereyen und zum Aufruhr gereitzt, fremde Völker ins Reich gerufen, und die blühendsten Provinzen verwüstet hätten. Dann widerrief er alle wegen der Religion in seiner Minderjährigkeit erlassenen Edikte, und erklärte den letzten Friedensvertrag für null und nüchtig. Er verbot die Ausübung jeder andern als der katholischen Religion in seinem Reiche, und befahl allen Predigern und Dienern der protestantischen Religion, alle seine Staaten binnen vierzehn Tagen zu verlassen. Aus besonderer Gnade verzieh er alles Vergangene in Rücksicht der Religion, und verbot unter Lebensstrafe, sich zu einer andern, als der katholischen Religion zu bekennen. Zuletzt verordnete er, daß niemand ein öffentliches Amt erlangen könnte, wenn er nicht vorher

durch

durch ein feierliches Glaubensbekenntniß versprochen hätte, nach der Lehre und den Gebräuchen der katholischen Kirche leben zu wollen.

Dieses Edikt wurde zu Paris bei einem unbeschreiblichen Zusammenflusse des Volks publicirt, und von allen Parlamentern mit der größten Freude registrirt. Die Königinn Mutter und ihr Sohn gaben dadurch deutlich zu erkennen, daß es immer ihre Gesinnung gewesen war, die Hugonotten auszurotten. Da ihnen dieß durch Verstellung und Kunstgriffe nicht gelungen war, so legten sie nun die Maske ab, und erklärten sich ganz offen als unversönliche Feinde der Ketzer. Ihre Kriegsrüstungen wurden eben so lebhaft betrieben, als ihre Edikte scharf und stark waren. Der Herzog von Anjou sammelte in der größten Geschwindigkeit ein Heer, und beschloß die Hugonotten zu überfallen, bevor sie von der Königinn von England, oder von den protestantischen Fürsten Deutschlands eine Unterstützung erhalten könnten.

Conde und Coligni verbanden ihre Anhänger durch einen feierlichen Eid, in der Vertheidigung ihrer Religion bis zum Tode zu verharren, und ohne hinlängliche Sicherheit keinen Vergleich einzugehen. Die Strenge des Hofes war für sie reiner Gewinn. Je mehr und geschärftere Edikte dieser gegen alle hugonottischen Zusammenkünfte ergehen ließ, und je entscheidender er der katholischen Religion eine ausschliessende Aufnahme gestattete, um so größer, entschlossener, fester und anhänglicher ward die Zahl derjenigen, die sich für Conde erklärten. Der Widerruf der Edikte rief mehr Soldaten, als die feurigste Beredsamkeit der Geistlichen, ins Feld. Gleich unempfindlich gegen Hofnung und Furcht, unbekümmert um die Versprechungen und Strafen, riessen sie sich mit einem brennenden Eifer und jubelnder Freude aus den

Ar-

Armen ihrer Weiber und Kinder los, verließen Hauß und Hof, und boten sich mit einer Art Wettflug als Streiter für die Sache der Religion an. Aus den äußersten Gegenden des Reichs zogen bewafnete Schaaren nach Rochelle, dem Mittelpunkt ihrer Macht. Schrecken gieng vor ihnen her. Raub, Mord und Brand bezeichneten den Marsch, den sie genommen hatten. Aus den reitzendsten Gegenden waren Wüsteneyen geworden; die Ruinen abgebrannter Dörfer und verwüsteter Felder bewiesen schauerlich ihre ehemalige Pracht, die noch immer einen Aufenthalt von Menschen hätten vermuthen lassen können, wenn nicht die Zerstreuung und Zerstümmlung menschlicher Körper an Höhlen wilder Thiere erinnert hätte.

Die zügelloseste Wuth der Hugonotten fiel auf die katholische Geistlichkeit, die freilich mit Recht als eine Haupturfache der bisher erlittenen Verfolgungen angesehen werden konnte. Wo sie stark genug waren, verübten sie alle Excesse, zu denen Rachsucht und Religionswuth zugleich nur immer begeistern können. Unmöglich wäre es, die Zahl der gemordeten Priester und Mönche, der mishandelten Nonnen, der eingerissenen Kirchen und der zerstörten Klöster anzugeben. Johann von Crussol, Baron von Acier, hatte für seine in Languedok und Dauphine angeworbenen fünf und zwanzig tausend Mann eine Fahne machen lassen, worauf eine mit Kardinalshüten, Bischofsmützen und Mönchskappen bedeckte Hydra abgezeichnet war, die er unter der Gestalt des Herkules würgte. Ein anderer Anführer, Briquemaut, trug ein Halsband von lauter Mönchsohren. Wie sehr mußten solche Symbole den ohnehin schon erhitzten Soldaten in der trunkensten Wuth erhalten? So mußte das Heiligste zur größten Entweihung, das Ehrwürdigste zum gräßlichsten Hohngelächter auffodern?

Die

Die Katholiken hielten es für Entehrung der Sache, die sie verfochten, sich übertreffen zu lassen, und so überliessen sie sich allen Gräueln, die ihnen der Haß gegen die fremde Religion, und die Wuth der Wiedervergeltung zum Gesetz machte. Der Unglückliche, der in ihre Hände fiel, war unwiderbringlich verloren. Einer der wüthendsten war der Herzog von Montpensier. Er sprach nur vom Hängen und Köpfen, und wenn ein Hugonott in seine Hände fiel, so sagte er blos: „Mein Freund, du bist ein Hugonott; ich empfehle dich dem Pater Babelot.“ Dieß war ein Franziskaner, dem man die Gefangenen vorführte, und der sie nach wenig Fragen, wenn sie bei ihrem Glauben beharrten, dem Henker übergab. War unter den Gefangenen ein schönes Frauenzimmer, so sagte er: „Ich empfehle Sie meinem Fahnenjunker von Montoiran!“ einem Menschen, der in Wollüsten unersättlich war.

So loderte die Flamme des Bürgerkrieges überall hoch auf. Bald siegte diese, bald jene Parthey, bald waren sie zerstreut, bald vereint; lauerten stets auf einander im Hinterhalt; schwärmten an den Grenzen herum, und suchten deutschen Beistand. Der Prinz von Conde und der Admiral Coligni, vor vier Monaten aus Mangel an allem flüchtig, standen jetzt an der Spitze einer Macht, die der königlichen in jeder Hinsicht weit überlegen war. Gegen das Ende des Jahres setzten sich die beiden großen Armeen in Bewegung, und stießen bei Loudun auf einander. Die Jahrszeit vereitelte für jetzt ihre Plane. Die Kälte war so heftig, daß die Soldaten gleichsam erstarreten und wegen des Glatteises ohne Gefahr nicht gehen konnten. Stündlich wurde eine große Menge derselben von beiden Heeren in die Zelten gebracht, welche durch Fälle gelähmt, verwundet, und zum fernern

Kriegs-

Kriegsdienste untauglich gemacht wurden. Die Pferde hatten es noch viel schlimmer: sie glitten überall aus, weil das flache und sumpfigte Feld überall mit Eis überzogen war; durchs Stürzen verwundeten sie sich sowohl als die Reuter, welche in ihrer Rüstung es wagten, sich vom Flecke zu bewegen, oder sich auch nur umzudrehen; die Eskadrons konnten keinen Schritt thun, ohne in Unordnung zu gerathen. Bei solchen Schwierigkeiten war es unmöglich, daß beide Heere ein Treffen lieferten: denn das erste, welches nur einen Versuch hätte machen wollen, würde sich selbst über den Haufen geworfen haben. So standen sie vier Tage: beide Heere fiengen an, Mangel an Lebensmitteln zu leiden, weil die große Kälte die Markedenter verhinderte, herbei zu kommen. Die Feldherren mußten sich also entschließen, in entfernten und sicheren Gegenden so lange die Winterquartiere zu beziehen, bis ihnen die Jahrszeit erlaubte, wieder ins Feld zu rücken. Nachdem sie dieß gethan hatten, zeigten sich erst die Wirkungen des ausgestandenen Ungemachs: bei beiden Heeren brachen so schwere Krankheiten aus, daß in wenig Tagen bei vier tausend Menschen auf beiden Seiten hinweggerafft wurden. So endigte sich das Jahr ein tausend fünf hundert und acht und sechzig.

II.

Tod des Prinzen von Conde. Der Admiral Coligni tritt an seine Stelle. Die Schlacht bei Montcontour.

Der Prinz von Conde suchte während der Winterquartiere seine Macht noch mehr zu verstärken, und wirk-

wirklich schien sie ihm die schmeichelhafteste Zukunft zu versprechen. Er hatte alle seine Eroberungen in Poitou, Angoumois und Saintonge glücklich behauptet; und viele ansehnliche Städte erwarteten nur seine Ankunft, um alsdann gemeinschaftlich los zu schlagen. Theils freiwillig, theils gezwungen, öffneten sich die Kirchenschätze; ihre Ausbeute, verbunden mit den ansehnlichsten Summen, die aus dem Verkauf der geistlichen Güter und der Steuern erhoben wurden, setzten ihn in den Stand, Gesandschaften an auswärtige Höfe zu schicken, und Jahrgelder, Gnadenbezeugungen, Geschenke ꝛc. mit freigebiger Hand auszutheilen. So gelang es ihm, fremde Mächte, als England, den Markgrafen von Baden und den Herzog von Zweybrücken zu seiner Unterstützung zu bewaffnen, andere aber zur Neutralität zu zwingen. Mit stolzer Zuversicht konnte diese Armee, angeführt von erfahrnen Generalen, auf einen glücklichen Feldzug rechnen.

Sobald es die Jahrszeit erlaubte, verließen die Armeen die Winterquartiere. Der Prinz von Conde und der Admiral Coligni hatten die Absicht, der königlichen Armee überall aus dem Wege zu gehen, den Krieg in die Länge zu ziehen, und dadurch Zeit zu gewinnen, die erwartete auswärtige Hülfe an sich zu ziehen. Allein der Herzog von Anjou, der vor Begierde brannte, sich zu signalisiren, zwang den Prinzen von Conde, sich unter sehr ungünstigen Umständen am dreizehenten März des Jahres ein tausend fünf hundert und neun und sechzig an den Ufern der Charante bei Jarnac in ein Treffen einzulassen. Zum Unglück wurde dem Prinzen von Conde kurz vor der Action von einem Pferde ein Bein zerschlagen, und er begab sich eben hinweg, um sich verbinden zu lassen, als man ihn benachrichtigte, daß die königliche

Ar=

Armee attaquire. Kaum hatte er dieses erfahren, als er sich, ohne verbunden zu werden, in den dicksten Haufen stürzte, da denn diese Anstrengung eines außerordentlichen Muthes die Unerschrockenheit seiner Truppen, die um ein Viertheil schwächer als die feindlichen waren, doppelt anfeuerte, und jene mithin ihr Leben und ihre Niederlage theuer verkauften. Der Prinz selbst wurde bald umringt und mußte sich gefangen geben. Als die, so ihn gefangen hatten, sahen, daß er wegen seines zerbrochenen Beines nicht stehen konnte, trugen sie ihn auf den Armen weg, und setzten ihn an einer Hecke nieder. In dem Augenblick, wo sich das Gerücht von dieser Begebenheit verbreitete, trat der Hauptmann von der Leibwache des Herzogs von Anjou von hinten herzu, und jagte dem Prinzen eine Pistolenkugel durch den Kopf. Diese schändliche That, ein wahrer Meuchelmord, erregte bei der ganzen Armee Unwillen und Abscheu. Man sagt, er sey auf Geheiß des Herzogs von Anjou, der den Prinzen tödtlich haßte, begangen worden.

So starb einer der treflichsten Feldherren und der liebenswürdigsten Menschen in dem blühenden Alter von neun und dreissig Jahren. Er besaß Eigenschaften, die es jedem Nachfolger schwer machten, sich bis zu dieser Höhe hinauf zu schwingen. An seinem Muthe, seiner Standhaftigkeit, seinem feinen, gewandten und vorsichtigen Geiste, an seiner Erfahrung, die sein Alter übertraf, an seiner Geschwindigkeit, Liberalität und Beredsamkeit mußte der Ruf seiner Geburt verstummen. Seitdem er den Degen für die Sache der Hugonotten gezogen hatte, war er großmüthig genug, ihre Parthey niemals zu verlassen; und ohnerachtet der Hof ihm die vortheilhaftesten Anträge that, so hielt er bei allem Unglück seines Anhangs standhaft aus, weil er Meineid und Treulosigkeit verabscheute,

und mit Schaudern die von den Rathgebern der Katharine von Medicis angewandten schändlichen, und auf Mord und Blutvergießen abzweckenden Mittel betrachtete.

So groß der Verlust für die Hugonotten an diesem Tage gewesen war, so waren sie doch nicht ganz verlassen. Noch lebte der edle, tapfere Coligni, der mit bewunderswürdiger Geistesgegenwart die Reste seiner zerstreuten Truppen zusammen zog, in allen festen Städten die Besatzungen verstärkte, und die Häupter der Parthey in Tonnay-Charente versammelte. Mit eben so viel Geschicklichkeit als Muth ersetzte er die Stelle des Prinzen von Conde durch einen andern Prinzen von Geblüt, der die Tapferkeit und die Hofnungen der Protestanten wieder neu beleben sollte. Dieser Prinz war Heinrich von Bearn, der nachmalige König Heinrich der Vierte. Seine Mutter, eine Prinzessin voll Muths und eine eifrige Protestantinn, erschien mit dem sechzehnjährigen Heinrich und dem ältesten Sohne des ermordeten Prinzen von Conde vor der versammelten Armee; und, beide Knaben an den Händen führend, rief sie den vorigen Muth bei den Truppen zurück, die ohne Oberhaupt und Führer den trunkenen Ausbrüchen eines kindischen Siegers preisgegeben, sich dem Abgrund nahe glaubten. „Der Prinz von Conde, mein Stiefbruder, sagte sie mit einem ihr eigenen Heldenmuthe, hat mit seinem Heldentode die gerechte Sache, deren Vertheidigung er übernahm, und die er so treu unterhielt, besiegelt. Kennen Sie, meine Herren, ein reineres Bild, das mehr und wirksamer zur Vertheidigung der Wahrheit und Freiheit, unser vom Sturz gerettetes Vaterland entflammen kann? Wer wird die Rettungslosigkeit einer so vortrefflichen Sache glauben, wenn Einer ihrer größten Beschützer fällt? Wer wird sich

von

von dem Unglück, das ihm begegnete, bis zur Verzweiflung hinreissen lassen, da sein Charakter nicht mit zu Grabe getragen ist, sondern die nemliche Tugend, die nemliche Kraft in vieler tausend Herzen lebt? Die Natur zählt nie die Opfer, wodurch sie ein großes Werk vollendet, und die Vorsehung fodert ihren Verehrer ab, ohne ihren Plan aufzugeben. Sie gab dem Prinzen von Conde, als er noch bei uns war, Männer an die Seite, die im Stande sind, mit einer schnell wirkenden Leichtigkeit den unangenehmen Folgen seines Verlustes zuvor zu kommen. Hier ist der junge Prinz von Bearn, mein Sohn; hier der Sohn des großen Conde, nicht nur der volle Erbe seines Namens, sondern auch seiner Tapferkeit. Ich übergebe euch beide; nehmt sie als heilige Pfänder der Wahrheit hin, wofür ihre Vertheidiger bluteten. Möchten sie unter eurem Schutze jenem großen Tag entgegen reifen, wo sie mit ihrem Willen jene Kraft verbinden, wozu der Anblick derselben euch begeistert; und wäre es nicht Hochverrath an euren Herzen, daran zu zweifeln?"

Hierauf nahm der junge Heinrich das Wort: Freunde, rief er in seiner jugendlichen Begeisterung, ich schwöre euch für die Vertheidigung der Religion und der gemeinschaftlichen Sache, bis an jenen Tag zu fechten, wo uns Sieg oder Tod die theure Freiheit verschafft, wornach wir ringen. „Fast eben so sprach der junge Prinz von Conde, doch mehr durch Geberden und Zeichen, als durch Worte, da ihm sein zartes Alter nicht erlaubte, seine Gedanken durch eine Rede zu entfalten.

Ein lautes Geschrey des Beifalls ertönte im ganzen Heere; mit entzückender Zufriedenheit ward der Prinz von Bearn zum obersten Feldherrn erklärt, und ihm der Prinz von Conde zur Seite gegeben.

Als

Als wirklicher Anführer im Kriege aber wurde von allen Häuptern der hugonottischen Parthey der Admiral Coligni erkannt, weil keiner unter ihnen allen sich so frühzeitige, so viele und große Verdienste um ihre gemeinschaftliche Sache erworben, keiner als Feldherr so viele Vorzüge gezeigt, und überhaupt einen so erhabenen Geist als er unter zahllosen Gefahren hatte blicken lassen. Er bedurfte jetzt, nach Conde's Tode, seiner Standhaftigkeit um so mehr, da er wenige Wochen darauf an seinem Bruder Andelot einen so treuen und geliebten Gefährten seiner Unternehmungen verlor. Dieser Held starb plötzlich, nicht ohne Verdacht, daß ihm die Feinde Gift beigebracht hätten. Er war vielleicht der kühnste und thätigste unter allen hugonottischen Anführern, und der Katholischen unversöhnlichster Feind.

Neue frohe Hofnungen belebten inzwischen die Herzen der Hugonotten, als sie erfuhren, daß der Herzog Wolfgang von Zweybrücken mit einem Heere von mehr als dreizehn tausend Mann, das er zu ihrer Unterstützung in Deutschland gesammelt hätte, sich den Grenzen von Frankreich nahe. Er mußte zwar, vom Rheine an, durch das ganze Reich, beinahe bis gegen das Weltmeer hin, ziehen, um sich mit dem Admiral zu vereinigen, hatte ein feindliches Heer an der Seite, das seinen Zug auf alle Art zu verhindern suchte, und fand noch andere Schwierigkeiten in diesem fremden Lande. Allein er überwand sie alle; sein Manifest, das vor ihm her gieng, öffnete ihm die Thore von allen Städten, die auf dem Striche zwischen dem Rhein und dem Weltmeer lagen.

So sehr der Herzog von Anjou bisher über seine Siege triumphirt hatte, so sehr nahm jetzt die Bedenklichkeit seiner Lage zu. Der Hof war seinetwegen in nicht geringen Sorgen. Das Heer des

Admirals nahm täglich zu, und das königliche ab. Das Fußvolk war bis zur Hälfte, und die Reuterey auf den dritten Theil geschmolzen; und dieser Rest konnte nur mit vieler Mühe im Zaum gehalten werden, weil er seit länger als einem Vierteljahr keinen Sold bekommen hatte. Katharine von Medicis kam selbst zur Armee, theilte aber mehr Versprechungen als Geld unter die Truppen aus, und stärkte ihren Muth durch die zu erwartende Hülfe aus Italien, Deutschland und den Niederlanden. Der Pabst und der Herzog von Florenz hatten wirklich vier tausend Mann zu Fuß und zwölf hundert zu Pferd zusammengebracht. Markgraf Philibert von Baden kam selbst, nach vielen Zudringlichkeiten des französischen Hofes, mit einigen tausend Mann nach Metz, wo der Sammelplatz der in Deutschland geworbenen Truppen war, und der Herzog von Alba verwilligte ebenfalls zwei tausend Fußgänger und zwei tausend fünf hundert Reuter. Diese Verstärkungen, und der unvermuthete Tod des Herzogs Wolfgang von Zweybrücken, der wenige Tage vor seiner Vereinigung mit dem Heere der Hugonotten erfolgte, vermehrte den Muth des Herzogs von Anjou: allein beides frommte doch im Grunde wenig. Der Verlust des Herzogs Wolfgang war bald durch den Grafen Volrad von Mansfeld ersetzt, und Coligni's Heer konnte dem ganzen vereinigten Korps der königlichen Truppen noch immer kraftvoll die Spitze bieten.

Der Krieg brach nun in Poitou aus. Coligni rückt auf das Lager der Königlichen bei la Roche-Abeille im Limousinischen los, schlägt sie hinaus, und läßt alle Katholiken, deren er habhaft werden kann, niederhauen. Dieser gelungene Streich machte ihn aber keineswegs stolz, sondern er betrachtete ihn nur als ein Mittel zu einem billigen Frieden. Er be-

schloß eine Gesandschaft an den König zu schicken, und als der Herzog von Anjou derselben ein sicheres Geleit verweigerte, sandte er im Namen seines Heeres eine Bittschrift an den Monarchen. In derselben wurde er angefleht, sich seines unglücklichen Volkes zu erbarmen, und zu bedenken, wie viel Ungemach bei einer längern Fortdauer des Krieges über Frankreich kommen müßte, da beide Theile zusammen zwanzig tausend Ausländer an sich gezogen hätten. Es sey nun so weit gekommen, daß nicht Liebe und Mitleid gegen das Vaterland, sondern nur das Verderben desselben dem bürgerlichen Kriege ein Ende machen könnte. Man bat ihn daher, seiner Unterthanen, die schon so lange und so viel gelitten hätten, zu schonen, den Kardinälen und Italiänern nicht so viel zu trauen, indem die Ausländer durch das Elend der Franzosen wenig gerührt würden. Der jetzige Zeitpunkt wäre zu Friedensunterhandlungen sehr geschickt, da noch jeder Theil seiner Stärke vertraute, und die Bedingungen des Friedens wären auch leicht, weil alle, die sich mit dem Admiral unter den Waffen befänden, nichts weiter verlangten, als freie Uebung ihrer Religion, die ihnen schon so oft durch das Ansehen der Stände und durch mehrere königliche Verordnungen zugestanden worden sey.

Der Versuch war aber vergeblich. Coligni bekam die Antwort, der König werde nicht eher eine Bittschrift von den Hugonotten annehmen, bis sie sich ihm völlig unterworfen hätten. Bald darauf wurde sogar ein Preis auf seinen Kopf gesetzt, und man bot dem Mörder, der den Hof von ihm befreyen würde, fünfzig tausend Thaler. Das Parlament verurtheilte ihn zum Tode. Der Admiral blieb indeß standhaft und unveränderlich, war immer gleich eifersüchtig auf die Bürger- und Religionsfreiheit seiner Anhänger, und trotzte dem Dolch, der Verrä-

therey

therey, den Drohungen und der Gewalt des Hofes.

Die Protestanten besaßen um und von Rochelle an einen ansenlichen Strich Landes an der Seeküste. Um diese Besitzungen sicher zu stellen, beschloß der Admiral, sich Poitiers zu bemächtigen, einer Stadt, welche nach Paris die größte des Reichs, und die vornehmste der umliegenden Provinz war. Man hatte dorthin, als an einen sichern Ort, alle Habe und Reichthümer der benachbarten Gegenden gebracht. Coligni hielt dafür, daß nach der Einnahme einer so großen und wichtigen Stadt die übrigen ohne großes Bedenken sich ergeben würden. Allein da dieser wichtige Platz, in welchen sich der noch junge und sehr muthige Herzog von Guise selbst mit vielen Großen begeben hatte, immer frische Soldaten erhielt, und das Heer der Hugonotten durch Mangel an Lebensmitteln, üble Witterung, und zuletzt durch eine Krankheit, die den Admiral selbst und mehrere Befehlshaber niederwarf, angegriffen wurde: so sah er sich gezwungen, die Belagerung aufzuheben.

Mit dem Mißlingen dieser Belagerung hieng eine Reihe Unglücksfälle zusammen, die auf Coligni's Standhaftigkeit losstürmten. Er hatte bei Poitiers alles gewagt, und alles verlohren; vielleicht waren im ganzen Kriege wenig Belagerungen so blutig als diese. Sein Heer war durch Krankheiten, Desertion und andere Ursachen ziemlich geschwächt worden: er trug deshalb mit Recht Bedenken, dem sehr stark angewachsenen feindlichen Heere eine Schlacht zu liefern. Allein viele Hugonotten aus den mittäglichen Gegenden Frankreichs fanden den Krieg schon viel zu langweilig, wel er sie mancher Verlegenheit in Absicht auf ihren Unterhalt aussetzte; sie drohten nach Hause zu gehen, wenn nicht in Kurzem etwas Entscheidendes unternommen würde. Seine deutschen Soldaten waren

ren sogar nicht weit davon entfernt, sich zu empören, weil sie viele Rückstände ihres Soldes zu fodern hatten: desto lauter begehrten sie eine Schlacht.

In dieser bedrängten Lage wurde Coligni von dem Herzog von Anjou mit einem frisch verstärkten Heere bei Montcontour in Poitou, am dritten October des Jahres ein tausend fünf hundert und neun und sechzig, überrascht, und er sah sich gezwungen, eine entscheidende Schlacht zu liefern.

Die Sonne stand schon über zwei Stunden über dem Horizonte, als beide Heere sich im Angesichte erschienen. Der Admiral fieng mit der Artillerie das Treffen an, welches die Katholischen mit der Ihrigen erwiederten. Auf beiden Seiten wurde Alles mit Schrecken und Tod erfüllt. Nach einem mörderischen Kanonenfeuer erfolgte ein eben so fürchterliches Musketenfeuer, daß der Sieg von beiden Seiten lange unentschieden blieb. Es ist merkwürdig, daß nicht nur allein die Eskadrons und Bataillons ins Handgemenge geriethen, sondern daß auch die Troßbuben, Marketender, Schanzgräber und alles Gesindel, welches den Heeren zu folgen pflegt, hartnäckig und verzweifelnd mit einander kämpften. Die Tapferkeit und auch die Anzahl der Streiter war auf beiden Seiten einander so gleich, daß gleichsam ein jeder mit seinem Gegner focht. Selbst die Feldherren setzten sich wie die Gemeinen der Gefahr aus: der Herzog von Anjou drang in die dichteste Eskadron der Feinde; der Markgraf von Baden kam an seiner Seite um, so wie viele Edelleute, welche der königlichen Fahne gefolgt waren. Coligni schonte sein Leben auf keine Art; er war Feldherr und Soldat zugleich: er bot dem Rheingrafen die Spitze, der auf ihn losgieng, und ihm einen Pistolenschuß in die Kinnlade gab, und vier Zähne zerschmetterte. Der Admiral schoß

mit

mit der Seinigen denselben in das Vißier seines Helmes, und streckte ihn todt zur Erde nieder; er hörte nicht auf zu kämpfen, obschon das häufig aus seiner Wunde hervordringende Blut seinen Helm und Kragen erfüllte. Aber alle Anstrengung der Hugonotten war vergebens; der Sieg entschied für die Katholischen. Die Schweizer des Königs, welche durch ihre in so vielen andern Schlachten bewiesene Heldenthaten sich einen großen Ruhm errungen hatten, warfen das deutsche Bataillon zurück, drangen in dasselbe ein, und richteten ein solches Blutbad an, daß von vier tausend Deutschen kaum zwei hundert dem Gemetzel entrannen. Die königliche Kavallerie drang mit Ungestümm auf die hugonottische ein, die nicht weniger von ihren durch so viele und lange Strapazen entkräfteten Pferden, als durch die Tapferkeit der Feinde besiegt wurde.

Coligni, dessen heisere Stimme im Blute fast ganz erstickte, suchte vergebens den Muth der Seinigen zu beleben; das Treffen war für ihn gänzlich verloren. Beinahe die ganze deutsche Infanterie ward aufgerieben; der übrige Rest seiner Truppen zerstreut, der größte Theil des Gepäckes, neun hundert Wagen mit Lebensmitteln, achtzehn schwere Kanonen, und an zwei hundert Fahnen giengen verlohren. Fünf tausend fünf hundert Hugonotten lagen auf dem Wahlplatze.

12.

Ende des dritten Bürgerkrieges. Der Friede zu St. Germain en Laye.

Die Muthlosigkeit im Heere der Hugonotten war jetzt allgemein. Der größere Theil gab alles verloren. Ohne Geld, ohne Artillerie, ohne Lebensmittel, hinter

ter sich eine siegende weit überlegene Armee, die nur durch das Blut ihrer Feinde gesättiget werden konnte, sah man eine Unterwerfung unter den härtesten Bedingungen noch annehmlicher an, als durch Widerstand seinen Feind noch mehr zu reitzen; wirklich sprachen schon mehrere von einer Flucht aus dem Königreiche.

Niemand befand sich in einer unglücklichern Lage als Coligni. Er war verwundet und krank; ihm legte man die Schuld der verlornen Schlacht bei, und gefliessentlich schwieg man von seinen Verdiensten und trefflichen Dispositionen. Die Ueberbleibsel seines Heeres schienen für jede Unternehmung zu gering zu seyn. Er hatte für zween junge Prinzen zu sorgen, denen sich jetzt Heuchler nahten, um ihnen ihren bisherigen Führer verdächtig zu machen. Einige schwache Städte, Besatzungen voll Bestürzung, ausländische Soldaten, die ihr ganzes Gepäcke eingebüßt hatten, er selbst ohne Geld, und dagegen ein mächtiger Feind, der von unversönlichem Hasse, besonders gegen ihn, getrieben wurde: das alles vermehrte das Traurige seines Zustandes. Um das Maaß seiner Leiden voll zu machen, wurde ihm berichtet, die Feinde hätten sein schönes Schloß zu Chatillon gänzlich geplündert, und die darunter liegende Stadt verbrannt, daß kaum eine Spur mehr davon zu entdecken wäre. Doch der große Mann, der alles aufgeopfert, und nichts als den Lohn eines beruhigten Gewissens eingeerndtet hatte, stand felsenfest, und war der Einzige, der über alles erhaben seine Hofnung nicht aufgab. Er schickte an die Königinn von England, an die protestantischen Fürsten in Deutschland und an die protestantischen Schweizer Cantons, gab ihnen von dem Treffen bei Montcontour umständliche Nachricht, verringerte die von den Katholischen dabei erhaltenen Vortheile, und setz-

te

te die Versicherung hinzu, daß er mit einer mäßigen Hülfe seine Parthey zu erhalten im Stande seyn und bald wieder ein starkes Heer beisammen haben werde. Auf gleiche Art schrieb er an die Vornehmsten vom hugonottischen Adel, und bat sie inständigst, den Muth nicht sinken zu lassen.

Wirklich kamen die Angelegenheiten der Hugonotten, durch die Unterstützung der Königinn von England, die dem Admiral auf die Juwelen der Königinn von Navarra eine beträchtliche Geldsumme vorschoß, wieder in die Höhe. Kleine Gefechte waren zu ihrem Vortheile ausgefallen, und der Herzog von Anjou hatte Geld, Leute und Zeit zur Belagerung und Einnehmung verschiedener Plätze verschleudert, ohne seinen Sieg weise verfolgt und benutzt zu haben. Verschiedene ausgelaufene Kaperschiffe hatten dem Admiral ansenliche Summen von dem Zehenten der Beute verschaft, und seine Macht von einer Seite gezeigt, die man am wenigsten vermuthete. Kurz, seinem durchdringenden Blicke entgieng keines der möglichen Rettungsmittel, und seine geschäftige Klugheit ließ keines derselben unbenutzt. Stets groß bei seinen häufigen Unglücksfällen ließ er sich durch sie niemals niederschlagen, weil es schien, daß es sein Schicksal einmal so mit sich brächte; im Gegentheil war der Augenblick seines größten Unglücks gerade derjenige, wo sein Scharfsinn einen Zuwachs bekam, und die Gefahren setzten seine Standhaftigkeit in ihr hellestes Licht. Man sah mit Verwunderung, wie er sich aus den verworrensten Händeln wickelte, triumphirend von seinen erlittenen Niederlagen aufstand, und nach vier dem Anschein nach entscheidend verlornen Bataillen dem Feinde wieder eine eben so furchtbare Armee, als die vorigen, entgegen stellte. Man trifft dergleichen Charaktere sehr selten

ken in der Geschichte an, und es ist merkwürdig, daß sie nur in bürgerlichen Kriegen auftreten.

Coligni's Entschlossenheit verfehlte ihrer Wirkung nicht, da ohnehin der königliche Schatz erschöpft, und die königliche Armee durch den Abzug der Hülfstruppen geschwächt war. Der Hof hatte nur noch zwischen zwei Mitteln zu wählen, entweder seine Ohnmacht einer mächtigen Verzweiflung entgegen zu setzen, oder die Hände zum Frieden zu bieten. Mit Gewalt etwas zu erringen, war bei der so sehr zerstreuten Macht der Hugonotten unmöglich: und da ihre Stärke mehr von der Einsicht ihrer Anführer, als von der Zahl ihres Heeres abhieng, so würde es unklug gewesen seyn, das auf eine langwierige und ungewisse Entscheidung von Treffen ankommen zu lassen, was man durch List auf einem kürzern und sicherern Weg erringen konnte.

So wenig es dem Hofe auch Ernst war, tolerant gegen die Hugonotten zu seyn, so sehr wußte er es doch zu scheinen. Er kam ihrem Wunsche nach Frieden entgegen, und ließ ihnen Gewissensfreiheit, jedoch ohne die Erlaubniß des öffentlichen Gottesdienstes, anbieten. Allein sie verlangten durch Abgeordnete, die sie an den König schickten, daß ihnen im ganzen Reiche die öffentliche Religionsübung vergönnt, und mit der Wiedereinsetzung in ihre ehemaligen Güter, ein vollkommen sicherer Friede bewilliget werden möchte. Da der Hof wußte, daß Coligni alle Schritte seiner Parthey leitete, so suchte man hauptsächlich ihn zu gewinnen. Er empfieng sehr huldvolle Schreiben vom Könige, seiner Mutter und seinem Bruder, dem Herzog von Anjou, bekleidet von mündlichen Einladungen zum Frieden. Der Admiral und alle Großen seiner Parthey antworteten darauf mit ehrerbietigem Danke, versicherten aber, daß ihnen ihre Pflichten

ge-

gegen Gott nicht erlaubten, eine Gewissensfreiheit ohne öffentliche Uebung ihrer Religion anzunehmen; daß sie also lieber den Krieg mit dem äußersten Widerwillen fortsetzen, als das Bekenntniß ihres Glaubens menschlichen Bequemlichkeiten aufopfern wollten.

Die Feindseligkeiten begannen also von neuem. Coligni, der sich in den mittäglichen Gegenden Frankreichs ziemlich verstärkt hatte, beschloß, mitten durch das Reich, gegen das andere Ende desselben den anziehenden deutschen Völkern entgegen zu gehen, und dann Paris selbst anzugreifen. Er war überzeugt, daß der Hof nicht eher ernsthaft an den Frieden denken würde, bis der Krieg in die Nähe der Hauptstadt versetzt wäre; die Machthaber müßten das zahllose Elend und den Jammer des Krieges in der Nähe sehen und wo möglich selbst empfinden, wenn der Friede zu Stande kommen sollte. Er hatte richtig geurtheilt. Jemehr das Glück seine Fortschritte begünstigte, desto nachgiebiger wurde der Hof. Es wurden neue Unterhandlungen angeknüpft, und es kam am achten August des Jahres ein tausend fünf hundert und siebenzig zu St. Germain en Laye ein Friede zu Stande, worinn den Hugonotten freie Religionsübung, gänzliche Vergessenheit des Vergangenen, Zurückgabe aller der Religion wegen eingezogenen Güter, ein gleiches Recht an allen öffentlichen Bedienungen, und vier Sicherheitsplätze, Rochelle, la Charite, Montauban und Cognac, zugesichert wurden.

VIII. Die Bartholomäusnacht, oder das Blutbad der Hugonotten.

im Jahr 1572.

(Beschluß des Vorigen.)

1.

Schlaue List, hinter welcher der Hof seine Plane gegen die Hugonotten verbirgt.

Der Ruhe gleich, die sich nach einem tobenden Sturme über das Meer lagert, erhob sich Frankreich nach den stürmenden Verwüstungen in drei blutigen Bürgerkriegen. Alles trat in eine schöne Ordnung zurück. Aus jeder Miene sprach Heiterkeit und Frohsinn, aus jeder Handlung Versöhnung und Einigkeit, und diese beglückenden Empfindungen schienen um so herzlicher, je blutiger die Scenen waren, die vorher giengen. Das ganze Königreich nahm die Gestalt einer patriarchalischen Verfassung an, und gleich der Sonne, die auch giftigen Pflanzen Gedeihen giebt, schien der König die Ketzer mit Liebe zu umfassen.

Aber im Dunkeln war die Verrätherey geschäftig. Der Friede war nur aus der Ohnmacht des Hofes, aus der Verlegenheit über ein besseres Rettungsmittel, und aus dem tief empfundenen Zwange, den unsichern Weg der Gewalt zu verlassen, entsprungen.

Ka-

Katharine von Medicis und ihr Sohn, der König, fiengen nun an, jene Netze aufzustellen, in welchen sie die Häupter der Hugonotten zu fangen suchten. Sie wollten mit List und Verstellung das ausführen, was schon so oft durch den Weg der Waffen nur noch gefährlicher geworden war. Es waren diese Künste die nemlichen, die man ebenfalls schon so oft, aber mit geringem Erfolge, angewendet hatte, weil sie entweder von untreuen Ministern entdeckt worden, oder weil die Königinn Mutter selbst mit Unentschlüssigkeit und zu vieler Vorsicht zu Werke gegangen war, oder weil die Häupter der Hugonotten immer ein Mistrauen in ihre Gesinnungen und ihren Charakter setzten. Jetzt aber hoffte man einen glücklicheren Erfolg, weil die Machthaber ihre geheimen Absichten nur solchen Ministern anvertrauten, welche dabei selbst auf's höchste interessirt waren. Der König selbst legte mit Hand ans Werk: er war nun zwei und zwanzig Jahre alt, von entschlossenem Charakter, unversönlichem Geiste, und vor allem der größte Meister in der Verstellungskunst; er wollte nun selbst, aber doch mit dem Beirathe seiner Mutter, das Steuerruder der Regierung führen. Die Folge war, daß dieselbe nun mit mehr Kraft, und größerem Geheimnisse vorwärts gieng.

Die Hauptschwierigkeit bestund darinn, den Häuptern der Hugonotten das Mistrauen zu benehmen und sie so furchtlos zu machen, daß sie sich entschlössen, ohne bewafnetes Gefolge an den Hof zu kommen. Der König und die Königinn Mutter, welche dieß für die nothwendige Bedingniß zur Ausführung ihres Planes hielten, theilten darüber ihre Gedanken blos dem Herzoge von Anjou, dem Kardinal von Lothringen, und dem Grafen von Retz mit. Der letztere war ein Florentiner, auf dessen Treue sie das größte

Ver-

Vertrauen setzten, und den sie aus dem Zustande der Mittelmäßigkeit zu einem glänzenden Glücke erhoben hatten. Sie schickten an alle Statthalter und Obrigkeiten der Provinzen die gemessensten Befehle, für die Handhabung der den Hugonotten günstigen Friedensartikel Sorge zu tragen. Ein bekannter Freund der hugonottischen Meinungen, der Marschall von Cosse, wurde nach Rochelle gesandt, mit der Vollmacht, die dunkelsten und zweideutigsten Artikel des Friedens zu interpretiren und zur Ausübung zu bringen, und mit dem Auftrage, die Prinzen *) und den Admiral zu versichern, daß der König aufrichtig gesonnen sey, seine Versprechungen zu erfüllen.

Die Handlungen des Königs entsprachen vollkommen seinen Aeußerungen. Da er beschlossen hatte, die Hugonotten in Allem zu befriedigen, so ließ er die Katholiken sehr hart bestrafen, welche sich gewaltthätig gegen die hugonottischen Prediger betrugen. In zweifelhaften Fällen war er immer geneigter, die Edikte zum Vortheil der Hugonotten auszulegen und zu entscheiden; öfters behandelte er die Katholiken mit sichtbarer Strenge und entzog ihnen scheinbar sein Wohlwollen. Wenn er auf solche Weise den Tag über mit Augen, Geberden und Worten gelogen hatte, so fragte er des Abends seine Mutter lachend: ob er seine Rolle nicht gut gespielt habe? „Recht schön, erwiederte sie, aber man muß nicht nur gut anfangen, sondern auch gut endigen.“ Karl betheuerte darauf mit einem Schwur, er wolle die Ketzer noch alle in die Schlinge locken.

Die

---

*) So nannte man die Prinzen Heinrich von Bearn und Heinrich von Conde.

Die Hugonotten wußten nicht, wie ihnen war. Auf der einen Seite erfuhren sie so viele Beweise von der Milde und Toleranz des Hofes, und auf der andern konnten sie sich nicht vorstellen, daß der König, wie es schien, sich von den Anschlägen seiner Mutter und von der Herrschaft der Guisen losgemacht, und sich aufrichtig auf die Seite der Hugonotten geneigt habe. Noch unwahrscheinlicher war, daß die Königinn Mutter von ihrem bisherigen Haß und von ihren gewaltsamen Entwürfen wider die Hugonotten mit einem mal zurück gekommen sey. Um die wahren Gesinnungen des Königs auszuforschen und gleichsam auf die Probe zu stellen, schickten die Königinn von Navarra, die Prinzen und der Admiral einige Abgeordnete an den König ab, und gaben ihm zu erkennen, daß sie zwar bereit wären, sich seinem Verlangen gemäß, selbst an den Hof zu begeben und ihm ihre Ehrerbietung in Person zu bezeugen: so lange aber ihre Todtfeinde (der Kardinal von Lothringen und der Herzog von Guise) sich am Hofe und in so großem Ansehen befänden, widerriethe es die Klugheit, sich ihm zu nähern. Der König antwortete den Abgeordneten sehr gefällig, und bezeugte seine Bereitwilligkeit, sich ihren Wünschen zu fügen, nur lasse sich das in der Geschwindigkeit nicht thun; auch sey er nicht mehr in dem Alter, daß jemand an seinem Hofe sich weiter in die Geschäfte einmischen dürfe, als er für gut fände.

Dieses Spielwerk der Verstellung verfehlte seines Zweckes nicht, und durch eine Reihe von Handlungen, welche das Wohlwollen des Königs gegen die Hugonotten ausdrückten, gewannen diese immer mehr Zutrauen zu ihm. Am meisten war es dem Hofe darum zu thun, den Admiral Coligni zu bestricken, diesen Helden, der mehr als eine Armee galt, und ohne den

die

die ganze Thätigkeit der Hugonotten in ein Nichts zurücksank. Der König ließ es sich ganz besonders angelegen seyn, ihn an den Hof zu locken. Er machte einige scheinbare Vorbereitungen zu einem Kriege wider Spanien zum Besten der Protestanten in den Niederlanden, sprach davon heimlich und vertraulich mit einigen der vornehmsten Hugonotten, gab ihnen aber auch zu erkennen, daß er keinen entscheidenden Schluß darüber fassen könne, wenn er nicht vorher die Meinung des Admirals gehört hätte, den er zum obersten Feldherrn in diesem Kriege bestimmte. Er schrieb selbst einen ihm von der Katharine von Medicis in die Feder dictirten Brief an Coligni, der allen Anschein der Aufrichtigkeit hatte. Man bezeugte ihm darinn das äußerste Verlangen ihn zu sehen, um sich mit ihm wegen obigen Krieges, von dem man wußte, daß er seiner Parthey sehr angenehm wäre, zu berathschlagen.

Alle diese Kunstgriffe, die mit dem Schleier der ächtesten Freundschaft bedeckt waren, verfehlten ihres Zweckes nicht. Man hätte es auch wirklich Undankbarkeit und Mangel an Klugheit nennen können, wenn Coligni die vielen zuvorkommenden Gefälligkeiten des Hofes mit einem argwöhnischen Mistrauen erwiedert, und einen so reitzbaren Feind durch Kälte zur Annehmung eines entgegen gesetzten Betragens gezwungen hätte; vorzüglich, da es Ernst schien, allen Unterschied des Glaubens auf ewig zu vergessen. Schon in den Friedensunterhandlungen zu St. Germain war von der Vermählung des Prinzen Heinrichs von Bearn mit Margaretha von Valois, Karls des neunten jüngern Schwester, gesprochen worden. Allein da dieser Friede zu rasch geschlossen, und der Herzog von Guise, der um ihre Hand buhlte, zu tief dadurch herabgesetzt war, so konnte man diese Erklärung

für nichts anderes, als für ein Beschleunigungsmittel des Friedens, oder für eine bloße Aufwallung halten, und man überließ es der Zeit, um die Aufrichtigkeit derselben zu entscheiden. Die Länge dieser Zeit, die an diesen Gesinnungen nichts änderte, sondern sie noch mehr erhöhte, mußte die leiseste Ahndung eines Argwohns in Coligni's Seele ersticken, und wirklich wurde der Hochzeittag nicht nur festgesetzt, sondern sogar der Prinz von Conde der dritten Schwester der Herzoginn von Guise, Maria von Cleve, einer eifrigen Hugonottin, angelobt.

So groß auch die Bedenklichkeiten von Seiten der Königinn von Navarra gegen diese Verheurathung ihres Sohnes waren: so wußte sie der Hof doch durch erheuchelte Aufrichtigkeit zu zerstreuen. Bei ihrer Abreise nach Paris gieng ihr der Hof im ganzen Staate bis Blois entgegen. Auch nicht eine ihrer Bedingungen blieb unerfüllt; und so konnte man die Zubereitungen zum Vermählungsfest mit der ungestörtesten Zuversicht machen. Allein die Königinn hatte sich kaum einige Tage in Paris verweilt, als sie von einem Fieber weggerafft wurde.

Ihr hoher Geist und Muth, ihre Unerschrockenheit, die sie weit über ihr Geschlecht erhob, ihre Aufopferungen, ihre Festigkeit und unermüdete Anstrengung ihrer Kräfte für die Sache der Religion machten den Verlust ihrer durch ihren Stand erhöheten Person für die Hugonotten sehr schmerzhaft. Das Gerücht von einer Vergiftung konnte sehr leicht von den Protestanten ausgestreuet seyn, um Coligni, dessen Erhaltung mit der Erhaltung der Hugonotten so enge verwebt war, von seiner Reise nach Paris zurück zu schrecken. Allein Coligni ließ sich durch keine noch so wahrscheinlich gemachte Vorstellung überlauernde Verrätherey, und durch den noch so gut gemeinten

meinten Eifer seiner Freunde, zurück halten. „Ich habe, sagte er ihnen voll Vertrauen auf die Menschheit, in der gegenwärtigen Lage der Dinge von dem Wohlwollen des Königes mehr zu hoffen, als seinen Zorn zu fürchten. Jedes Gerücht, das den Protestanten Argwohn erweckt, rührt von ihren eigenen Feinden, und den öffentlichen Ruhestörern her, die sie zur schwarzen Undankbarkeit gegen die Güte des Königs verleiten wollen. Verschließt gegen solche Uebelgesinnte eure Ohren, und überlaßt euch und euer Vermögen der göttlichen Vorsicht."

2.

Colignis Aufnahme am Hofe. Allgemeiner Wetteifer, ihm gefällig zu werden.

Voll Vertrauen auf die heiligen Versicherungen des Königs, und gestärkt durch den Glauben an die Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen, machte Coligni Anstalten zu seiner Reise an den Hof. Seine Freunde verdoppelten ihren Eifer, ja sogar ihre Kühnheit, um ihn von einem Schritte zurück zu halten, der ihn seinem Untergange entgegen führte.

Kurz vor seiner Abreise erhielt er noch einen warnenden Brief, worinn man ihm sagte: „Erinnern Sie sich an den Glaubensartikel und die Maxime der Papisten, daß gegen die Ketzer, mithin auch gegen die Protestanten, kein Eid heilig sey. Rufen Sie doch in Ihr Gedächtniß zurück, daß man den Protestanten, als Urhebern aller jener Uebel, die das Königreich zerfleischten, einen ewigen, einen tödtlichen Haß geschworen hat. Kann also die Königinn wohl einen an-

andern Zweck haben, als sie zu vernichten? Und welcher Preis würde ihr wohl dazu zu groß seyn? ihr, einem fremden Weibe, einer Italiänerinn, gebürtig aus der Familie der Päbste, womit die Protestanten Krieg führen? ihr, einer Toskanerinn, zur Heimtücke erzogen? Was kann sie abhalten, das Aeußerste zu wagen? Betrachten Sie auf der andern Seite unsern König, seine Erziehungsschule und seine Erzieher. Schwören, meineidig seyn, den Namen Gottes lästern, Mädchen und Weiber verführen, Treue, Religion und Gesinnungen heucheln, seiner Gesichtszüge Meister zu seyn, das lehrte man ihn bald als Spiel betrachten. Um ihn an Würgen seiner Unterthanen zu gewöhnen, so mußte er als Kind Thiere martern und zerfleischen. Als treuer Schüler seines Lehrmeisters wird er, unter Voraussetzung der Unmöglichkeit des Friedens, nur seine Religion dulden. Ganz überzeugt, daß die Protestanten nach seiner Krone und nach seinem Leben greifen, wird er nie zugeben, daß Leute, die recht- oder unrechtmäßig die Waffen gegen ihn ergriffen haben, die Wohlthat eines von ihm ertheilten Edikts genießen, vielmehr wird er ohne Rücksicht auf den abgeschlossenen Frieden, mit den Waffen in den Händen, Rache wegen der Kränkungen suchen, die ihm die Waffen zufügten. — Das heißt Regierungskraft, das heißt Politik der Prinzen; das nennt man Geheimnisse des Kabinets. So mordete Kommodus den Julian, den er dem äußern Anscheine nach, als seinen Vater liebte; so Karakalla die ersten und angesehensten jungen Römer, die er um sich versammelt hatte, um aus ihrer Mitte Truppen zum Dienste auszuheben. So würgte Lysander acht hundert Milesier, und Galba sechs tausend Iberier, die er unter einer erheuchelten Freundschaft zur näheren Verbindung zu sich geladen hatte; und ist es denn

sehr lange, daß Anton Spinola die vornehmsten Korsen bei einem Mittagsmahle erschlug? daß Erich ein so großes Blutbad anrichtete? daß Karl der Neunte seine Blutgierde mit der Ermordung der Herzoge von Burgund, die mit ihm ausgesöhnt waren, und zu seinen Füßen lagen, sättigte? Jeder spricht von der geheimen Unterredung des Königs und der Königinn zu Blois; jeder weiß es, daß die Königinn auf des Königs Frage: Habe ich meine Rolle bei der Ankunft des Prinzen von Navarra nicht meisterhaft gespielt? antwortete: Der Anfang ist gut, aber ohne Fortsetzung zwecklos, und daß der König nach seiner Art mit tausend Schwüren erwiederte: „ich fange sie gewiß noch alle in meinem Netz, und alsdann übergebe ich sie meiner Mutter.“

Allein alle diese Ermahnungen frommten nichts. Coligni dankte seinen Freunden für ihre gutgemeinte Besorglichkeit, verwies ihnen aber auch zugleich ihren Argwohn: „Der Friede, sagte er, ist geschlossen; eine Amnestie des Vergangenen festgesetzt. Ich bleibe meinem Könige getreu. Lieber will ich mich durch die Straßen von Paris schleifen lassen, als mich noch einmal in bürgerliche Kriege verwickeln.“ So schied der betrogene Greis als Vater aus der Mitte seiner weinenden Kinder, um nie wieder zu kommen.

Coligni wurde vom Hofe mit der möglichsten Achtung und mit übertriebenen Ehrenbezeugungen empfangen. Er wollte sich seinem Könige, mit dem ungeheucheltsten Gefühle der Ehrfurcht für seine Würde, zu Füßen werfen, als dieser ihm mit offenen Armen entgegen eilte. „Ein glücklicher Tag, rief er, der glücklichste meines Lebens, den das Klirren der Waffen nicht mehr stört, und wo die Ruhe eines Staats durch die Zurückkunft eines Mannes, den ich in meine Arme schließe, gesichert ist. Jetzt habe ich

Sie,

Sie, setzte er mit triumphirendem Blicke hinzu; jetzt besitze ich Sie ganz, und es wird Ihnen gewiß nicht mehr so leicht werden, von mir sich los zu reissen.“

Eben diese gütige Aufnahme widerfuhr ihm bei der Königinn Mutter, und bei allen Großen. Freude, Liebe, Bewunderung und alle die himmlischen Gefühle einer unverdorbenen Geselligkeit sprachen aus jeder Miene. Wetteifernd bemühten sich Katharine und ihr Sohn, allen seinen Gesinnungen zu begegnen, und ein einziger Wink von ihnen war hinreichend, das ganze Heer des Hofes zum Dienste des Admirals zu beflügeln. Alle kleine Aufmerksamkeiten, worinn der französische Geist so hervorstechend ist, wurden erschöpft; keine Sache war so klein, die nicht Werth und Wichtigkeit erhielt, weil sie auf ihn Beziehung hatte; kein Wunsch so leise, der nicht zu schneller Befriedigung verband; kein Blick so unbedeutend, der nicht gierig aufgefangen, und kein Wink so unwillkührlich, der nicht als Befehl angesehen wurde. Jede Handlung des Hofes drückte ein herzliches Bestreben nach Coligni's Zuneigung aus, und um sich seiner ganz zu bemächtigen, überließ man ihn mit sichtbaren Beweisen des Wohlgefallens den freiesten Ergießungen seines Herzens. Es gehörte nun ordentlich mit zur Hofetikette, ihm mit Ehrfurcht zu begegnen; die Hofleute drängten sich um ihn, nach dem Beispiel ihres Herrn, und schienen ganz in Bewunderung seiner erhabenen Tugenden zu zerfließen.

Der König machte sich fortdaurend ein recht angelegentliches Geschäfte daraus, jede Spur des Argwohns aus Coligni's Seele zu verbannen. Er verwilligte ihm eine adeliche Leibwache von fünfzig Mann, die ihn überall bei Hofe begleiten sollte, gab ihm alle seine Aemter und eine Stelle im Staatsrath, nebst einem Geschenk von hundert tausend Livres, und

 über:

überließ ihm ein Jahr lang die sehr beträchtlichen Einkünfte der geistlichen Pfründen seines Bruders, des Kardinals von Chatillon, der zu London durch einen seiner Bedienten vergiftet worden war. Einst kam der König zu dem Admiral, um ihn wegen verschiedener Gerüchte zu beruhigen, die ihn besorgt machen könnten. „Sie erinnern sich, mein Vater, so nannte er ihn wegen seines verdienstvollen Alters, an Ihr Versprechen, keinen Guisen, während Ihres Aufenthalts am Hofe, zu beleidigen; auch sie haben mich versichert, gegen Sie und Ihr Gefolge die Achtung zu behaupten, die Sie verdienen. Auf Ihr Wort kann ich mich ganz, weniger aber auf der Guisen ihres verlassen: denn ich weiß es, daß sie Gelegenheit zur Rache suchen. Ich kenne ihren Stolz, ihre Kühnheit. Mächtig durch ihren Anhang in Paris, den sie bestochen haben, noch mächtiger durch ihre Bedeckung, die sie unter dem Vorwande der Heurath mitgebracht haben, könnten sie leicht verleitet werden, etwas gegen Sie zu unternehmen — ein Gedanke, der mich außer Fassung setzt, weil die Schuld auf mich fiele. Sollte es also, ich bitte Sie um Ihren Rath, nicht gut, und für die innere Sicherheit zuträglich seyn, das Garde-Regiment mit diesen und jenen Hauptleuten (alle die genannten Offiziere konnten dem Coligni nicht verdächtig seyn) in Paris einrücken zu lassen?“ Coligni, der mit dem Frieden seine Wünsche erschöpft sah, willigte gern in einen so unschuldigen und menschenfreundlichen Vorschlag.

Der rechtschaffene Mann ist bei aller seiner Klugheit weniger zum Mistrauen geneigt als ein anderer, und konnte es kaum unter den damaligen Umständen seyn. Der Admiral sah und hörte selbst nichts, das ihm Argwohn zu erregen im Stande gewesen wäre; die gutmeinenden Erinnerungen anderer aber hielt er

für

für übertriebene Besorgnisse, die ihnen das Andenken an die ehemaligen Beleidigungen der königlichen Parthey, und die Liebe gegen ihn eingegeben hätten; die sich auch wohl auf erdichtete Nachreden gründen möchten. Seinen Fürsten, der den Frieden mit einem Eide bestätiget hatte und ihn aufs strengste beobachtete, der seine wahren Vortheile durchgehends zu kennen schien, ihn mit Liebkosungen und Ehrenbezeugungen überhäufte, und seinen Rath in allem begehrte und befolgte, den höchsten Grad von boshafter Verstellung zuzutrauen, war ihm unmöglich, weil dadurch die Menschen überhaupt eben so sehr, als sein Fürst, entehrt wurden.

Da Coligni angeblich vom Könige an den Hof berufen war, um wegen eines Krieges gegen Spanien zur Rettung der niederländischen Freiheit mit ihm zu verhandeln, so mußte nothwendig dieser Gegenstand bald zur Sprache kommen. Es war dem Könige mit diesem Kriege gar nicht Ernst, Coligni aber hielt ihn für nützlich, und drang auf dessen Erklärung, weil gerade jetzt der beste Zeitpunkt dazu vorhanden wäre. In dieser Verlegenheit nahm der König zum Aufschub seiner entscheidenden Antwort seine Zuflucht, und bat den Admiral um eine schriftliche Mittheilung seiner Gedanken über die Art der Kriegserklärung, und den Plan zu seiner Ausführung. Coligni behauptete in dem Memoire, das er in kurzer Zeit dem geheimen Rath des Königes zur Berathschlagung vorlegte, es sey kein besseres Mittel, eine kriegerische Nation, welche bürgerliche Kriege geführt hätte, vor der Erneurung derselben zu bewahren, als sie in einem fremden Gebiete zu gebrauchen. Andere Nationen kehrten den Tag nach geschlossenem Frieden zu ihren vorigen Beschäftigungen zurück, aber wenige Franzosen legten den Degen ab, wenn sie ihn einmal umgegürtet hätten; brauchte man ihren Muth nicht mehr, so

wen-

wendeten sie denselben zu Räubereyen und andern Gewaltthätigkeiten an. Der vorgeschlagene Krieg sey eben so gerecht, als nützlich und leicht. Denn Spanien suche Frankreich von allen Seiten, selbst durch Anreitzung seiner Nachbarn, zu schaden. Man könne das verlorne wieder erobern, und sich vor mehrerem Verluste sicher stellen. Spanien sey arm an Menschen; seine Vortheile, die es über Frankreich erhalten, habe es den Italiänern, Deutschen und Engländern zu danken, aber eben von diesen Nationen habe es jetzt wenigen oder gar keinen Beistand zu erwarten. Endlich lasse sich der Krieg in den Niederlanden für Frankreich weit leichter führen, als in andern Ländern, wo die Kriegsheere ihren Untergang gefunden hätten.

Der König nahm den Aufsatz des Admirals mit einem sichtbaren Wohlgefallen an, und gab ihm den Auftrag, an den Grenzen so viele Truppen anwerben zu lassen, als er es nach seinen eigenen Einsichten und nach seinem Interesse für nöthig glaubte.

3.

Hochzeitfeier des Königes von Navarra. Coligni's Einfluß auf den König. Mordplan der Königinn Mutter.

Der Prinz Heinrich von Navarra, der nach seiner Mutter Tode den königlichen Titel angenommen hatte, und der Prinz von Conde waren inzwischen, jeder mit einem ansenlichen Gefolge hugonottischer Edelleute, ebenfalls in Paris angekommen. Alle wurden mit ungewöhnlichen Ehren- und Freudensbezeugungen aufgenommen. Nach vielen Widersprüchen des Pabsts,

des

des Herzogs von Anjou und der Guisen wurde die Vermählung des Prinzen Heinrichs von Navarra mit der Schwester des Königes festgesetzt. Alle Rechtschaffenen sahen diese Vermählung als ein Pfand und als die Befestigung der bürgerlichen Eintracht an, während von der andern Seite diejenigen, die es mit den Guisen hielten, und alle übrigen Feinde der öffentlichen Ruhe, äußerst dagegen waren. Die Vermählungsfeier geschah mit dem äußersten Pompe in der Pariser Hauptkirche. Der Kardinal Bourbon, Onkel des Königes von Navarra, sprach dabei auf des Königs Befehl die Vermählungsformel, die man so eingerichtet hatte, daß sie von den Religionsgebräuchen weder von der einen noch von der andern Seite abwich. Die Ceremonie wurde zur größten Freude des Königs und aller Rechtschaffenen geendigt. Die Braut gieng nun im feierlichen Zuge in die Kirche, um die Messe zu hören. Der Bräutigam spazierte indessen, in Gesellschaft des Prinzen von Conde, des Admirals und anderer Adelichen von seiner Religion, außerhalb der Kirche auf und ab, und erwartete die Zurückkunft seiner Braut.

Alles athmete in Paris die lauteste Frölichkeit. Am Hofe wechselten glänzende Feste, Schauspiele und Mahlzeiten, und der König war für dergleichen Lustbarkeiten so eingenommen, daß er nicht einmal zum Schlafe, vielweniger zu ernsthaften Geschäften, Zeit genug hatte. Es wurden am Hofe Bälle, musikalische Akademien und Schauspiele, die der König vorzüglich liebte, des Nachts gegeben, und die Stunden des Tages, die den Regierungsgeschäften gewidmet seyn sollten, wurden wegen der nächtlichen Schwelgereyen verschlafen. Unter den Männern und Weibern, die im Pallaste der Königinn Mutter wohnten, herrschte die zügelloseste Ausgelassenheit in Reden und Handlun-

lungen. Kam jrgend ein Meister neuer Gelüste an den Hof, so erwarb er in Kurzem Gunst und Geld. Italiäner aber gab es, seit der Uebertragung der Reichsverwaltung an die Königinn Mutter, in Frankreich so viele, daß es einige Welschfrankreich, andere eine Kolonie, und manche einen italiänischen Abkömmling nannten.

Coligni, der an den höfischen Ausschweifungen durchaus kein Wohlgefallen fand, sehnte sich indessen vom Hofe hinweg, um im Kampfe gegen Spanien seines Vaterlandes Vortheil zu befördern. Allein der König wollt' ihn nicht von sich lassen. Unter verstellter Freundlichkeit hatte er ihn an den Hof berufen, allein jemehr er mit dem Admiral umgieng, desto mehr fühlte er, daß es keiner Verstellung bedürfte, um ihm ein achtungsvolles Gemüth zu zeigen. Der kräftige, gerade Sinn dieses durchaus redlichen Mannes, die Würde, mit der er sprach, die Schärfe seines Urtheils, und die arglose Hingebung gegen ihn — dieß alles bewirkte eine so völlige Veränderung in der Seele des Monarchen, daß er sich seiner Verstellung schämte, und plötzlich aus einem erheuchelten Freunde ein aufrichtiger ward. Coligni benutzte das wachsende Vertrauen, das er bei dem Könige wahrnahm, um ihn aufmerksam zu machen, wie sehr seine Mutter ihn zu tyranniſiren suche. Zugleich bewog er ihn, dem Feldzuge in Person beizuwohnen, um die innerlichen Unruhen, die seine Gegenwart wirksam mache, durch seine Entfernung zu zerstreuen, und selbst jene Lorbeern einzuerndten, welche die Königinn ihrem Lieblinge, dem Herzoge von Anjou, aufbewahrt hatte.

Karl war zu einsichtsvoll, um nicht das Wahre dieser Winke zu beurtheilen, zu argwöhnisch, um nicht selbst der Königinn Mutter alles zuzutrauen, und zu ehrgeitzig, um neben sich einen mächtigen Rivalen sei-

nes

nes Ruhmes sehen zu können. Allein Katharinens schlauem Auge konnten die veränderten Gesinnungen ihres Sohnes nicht lange entgehen, und sie hatte zu viele Spione zu seiner Bewachung aufgestellt, um nicht sogleich von allem benachrichtiget zu werden, was zwischen ihm und Coligni vorgieng. Mit jedem Augenblick wuchs die Gefahr, und sie sah für sich keine Rettung, als in der Ausführung eines eben so schnell als sicher wirkenden gewaltsamen Mittels. Auf den unbedingten Beistand der Guisen konnte sie wegen Verwandtschaft der Gefahr gewiß rechnen. Sie selbst ergrief den ersten Augenblick, wo Karl auf der Jagd, ohne Gefolge seiner Räthe, mit ihr allein war. Sie schloß sich mit ihm in ein Kabinet eines benachbarten Schlosses ein, wo sie mit dem Ernst einer gekränkten Zärtlichkeit, mit der Gewalt mütterlicher Beredsamkeit, und mit der liebevollen Warnung gegen Gefahren so lange auf ihn losstürmte, bis Karl, der die Folgen ihrer gedrohten Rückkehr nach Florenz und die Rache ihres mächtigen Anhangs fürchtete, sie weinend um Verzeihung bat. In dem Augenblick, als ihre Klagen und Drohungen Karls Herz erschütterten, riß sie sich von ihm los, und überließ ihn ganz den Schwächen seines Charakters, vorzüglich seiner natürlichen Furchtsamkeit. Karl, in der bangen Erwartung, alles zu verlieren, und der höchsten Bereitwilligkeit, alles zu thun, stürzte ihr nach; aber die Königinn spielte die Unversönliche, und schloß sich in eine besondere Wohnung ein. Karls Ahndungen wurden immer fürchterlicher, und wie von einem Gespenste gejagt, brach er in das Zimer seiner Mutter ein, wo er die abgesagtesten Feinde der Reformirten um sie versammelt fand. Ein neuer Beweggrund zur Vermehrung seiner Besorglichkeit, die er hier zu verlieren gekommen war. Karl verlangte die neuen Verbrechen der Hu-

go-

gonotten zu erfahren, verlangte überführt zu werden, wie sehr er sich getäuscht habe, und auf einmal war die grause Stille, die man bei seiner Hereinkunft beobachtet hatte, unterbrochen. Jeder bemühte sich, mit heuchlerischer Liebe für ihn, den Abgrund zu zeigen, worein er sich durch seine jugendliche Unbesonnenheit stürzen würde. Jeder entwarf ihm das scheußlichste Gemählde von den Anmaßungen der Hugonotten, von ihren schwarzen Anschlägen, ihren Gewaltthätigkeiten, und von ihren Prahlereyen, daß der König ihre Puppe wäre, und von ihrem Undanke. Wirklich hatten auch einige weniger gemäßigte Hugonotten Gelegenheit hierzu gegeben.

Karl wurde überrascht, und versprach behutsamer zu Werke zu gehen, und seine Güte zu mäßigen. Allein diese Erklärung war nicht entschlossen, rasch und warm genug, um davon binnen kurzer Zeit, worinn alles zu fürchten und auszuführen war, einen blutdürstigen Befehl erwarten zu können; sicherer war der Weg der eigenen Rache, und so verkaufte Katharine von Medicis Coligni's Leben an einen Meuchelmörder.

(Die Fortsetzung folgt im fünften Bande.)

Ende des Vierten Bandes.